VOM ALTERTUM ZUR GEGENWART



B. G. TEUBNER / LEIPZIG UND BERLIN





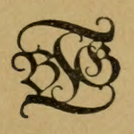
Vom Altertum zur Gegenwart

Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten

Skizzen von

F. Boll · L. Curtius · A. Dopsch · E. Fraenkel · W. Goetz
E. Goldbeck · P. Hensel · K. Holl · J. Ilberg · R. Imelmann
W. Jäger · V. Klemperer · H. Lietzmann · E. v. Lippmann
A. v. Martin · E. Meyer · L. Mitteis · C. Müller
E. Norden · J. Partsch-Bonn · J. Partsch-Leipzig
A. Rehm · G. Roethe · W. Schulze · E. Spranger
H. Stadler · A. Wahl · M. Wundt · J. Ziehen

Zweite, vermehrte Auflage



Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1921

Studien.

„Nachahmung der Natur,
Der schönen,
Ich ging auch wohl auf dieser Spur;
Gewöhnen
Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn
Mich zu vergnügen;
Allein sobald ich mündig bin,
Es sind's die Griechen."

Goethe.

Geleitwort.

„Die Weltenwende der Gegenwart lenkt unsern Blick auf ein kommendes Zeitalter, von dem wir einen Wiederaufbau unter den veränderten Bedingungen und nach harter Arbeit erneuten Fortschritt erwarten; nur mit solcher Aussicht läßt sich unser Schicksal ertragen. Wer so der Zukunft entgegenschaut, wird sich sagen müssen, daß sorgsame Wahrung des geistigen Besitzstandes auf jedem Wissenschaftsgebiete niemals nötiger war als heute.“ Mit diesen Sätzen beabsichtigte ein Mitarbeiter (J. Ilberg) seinen Sonderbeitrag einzuleiten; er stellte sie dann dem Geleitworte für das ganze Buch zur Verfügung. In der Tat geben sie der Stimmung Ausdruck, aus der heraus in dem Verleger der Gedanke dieses Buches geboren wurde, in der der Herausgeber gern die Ausführung in die Wege zu leiten sich bereit fand und von der die Mitarbeiter sich haben bestimmen lassen. Durch Darlegung sowohl der großen allgemeinen Kulturzusammenhänge als auch der auf den einzelnen Gebieten bestehenden will das Buch die Einheit der geistigen Welt aufzeigen, als die sich die Entwicklung vom Altertum über Mittelalter und Renaissance bis zur Gegenwart dem in die Tiefe dringenden Blick darstellt. In oft auch für den Fachmann überraschender Weise decken die in dem Buch vereinigten Skizzen die enge Verknüpfung von Altertum und Gegenwart auf. So wird das Buch zum mahnenden Zeichen, daß dieses Gemeinschaftsgefühl bewußt aufrecht erhalten werden muß, wenn anders der Arbeit an dem alle verbindenden Menschheitswerke in dem Geiste, in dem allein sie fruchtbar sein kann, eine Fortsetzung ermöglicht werden soll. Doch haben keine anderen als rein

wissenschaftliche Absichten die Verfasser der einzelnen Beiträge bestimmt. Apologetische Absicht hat ihnen allen fern gelegen, in den heftig entbrannten Streit der pädagogischen Tagesfragen haben sie nicht eingreifen wollen; wenn hier und da einem oder dem anderen Verfasser Temperament oder Gefühl den Stil leise getönt hat, so daß er seinem Glauben an die Güte und Größe unserer Sache Ausdruck gab, so wird sich der Leser, in dessen Gemüte verwandte Saiten mitschwingen, ein solches Bekenntnis gern gefallen lassen unter der Voraussetzung, daß der Geist strenger Wissenschaftlichkeit durch den Ausdruck der Gefühlswärme nicht geschädigt wurde. Überhaupt ist jedem Mitarbeiter volle Bewegungsfreiheit belassen worden, jeder trägt für das, was er auf dem knappen, ihm zugewiesenen Raume gesagt oder zurückgestellt hat, die volle Verantwortung. Störende Wiederholungen werden kaum zu verzeichnen sein, gelegentliche Abweichungen in der Auffassung des einen vom andern werden dem nachprüfenden Leser eher ein Reiz als ein Anstoß sein. Das den Verfassern zugesandte Programm enthielt nur die allgemeinsten Grundzüge des Gesamtplans; wie durch eine stillschweigende Übereinkunft sind sich alle darin einig gewesen, keine Verherrlichung des Hellenentums zu bieten, sondern auch die Schatten, die bei so vielem Licht nicht fehlen konnten, hervortreten zu lassen.

Als Leser denken wir uns die große Masse der Gebildeten, denen daran gelegen ist, sich unter Leitung von Fachleuten ein Urteil über die Frage zu bilden, ob das Vermächtnis des Altertums wert ist, von der Gegenwart weiter gehütet sowie zu ihrem eigenen und der Zukunft Nutzen gemehrt zu werden. Denn wir sind uns dessen bewußt, daß die Sache, in deren Dienst wir uns stellten, eine wahrhaft nationale ist, und heiße Liebe zu unserm gedemütigten Vaterlande ist das Band, das die Mitarbeiter untereinander und mit ihren Lesern verknüpft. Harten Zeiten gehen wir entgegen, materielle Werte unfaßbaren Umfangs sind uns verloren: um so fester müssen wir unsern Blick auf Ideale richten, die uns von Haß

und Neid nicht geraubt werden können; sie werden uns einen inneren Halt geben in dem Zusammenbruch, der doch nur die äußerlich in die Erscheinung tretenden, nicht die im Geheimen der Volksseele fortwirkenden Daseinswerte betroffen hat. Diesen müssen wir zur Ausprägung verhelfen, ihre Nutzbarmachung soll uns das Mittel sein, durch das wir das zerbrochene Selbstbewußtsein unseres Volkes wieder festigen, in ihm den Glauben an sich, an die Aufgabe, die es in der Menschheit zu erfüllen hat, wieder wecken wollen. Unsere Überzeugung ist, daß das Hellenentum, wie so oft in der Geschichte unseres Volkes, so auch jetzt seine Aufgabe erfüllen wird, zum Heile mitzuwirken, das Hellenentum freilich nicht exemplarisch im Sinne des Klassizismus, sondern ideal in dem Humboldts. Ihm war Goethe eine Gewähr dafür, daß das Hellenentum übertroffen werden könne, aber eben nur durch Vermittlung des Hellenentums selbst. Arbeitend wollen wir uns das Erbe der Alten erwerben, um es wahrhaft zu besitzen und das Gold zum Segen unserer Nation auszumünzen. Wo es noch die Beseitigung von Vorurteilen gilt, wird man an uns die besten Mitkämpfer haben; wir sind bereit, alles Schlingwerk erstarrter Ornamentik preiszugeben, wenn man uns nur zu immer neuer innerer Stärkung und Erhebung unangetastet läßt das lebensvoll frische Bild, das die figurenreiche Kulturgeschichte wie der gesamten europäischen Menschheit so auch insonderheit unseres Volkes darstellt, von dem Fichte in den Zeiten schwersten nationalen Drucks die Gleichung Urvolk — Menschheitsvolk geprägt hat. Nicht zwar den „gotischen Menschen“ — wie jetzt das neueste hohltönende Schlagwort lautet — suchen wir, wohl aber den deutschen. Viele Wege führen zu ihm, und allen geraden kommt Berechtigung zu, aber dem Hellenentum wird der Vorrang des königlichen gewahrt bleiben. Platon, dessen Namen der Leser neben denen Goethes und Humboldts wohl am häufigsten genannt finden wird, muß sich uns als sicherster Führer zum Heil bewähren. „Wir fühlen uns als Germanen und

wollen keine Hellenen werden. Aber das Hellenentum ist für uns doch mehr als eine fremde große Kultur; es hat uns erst in seiner römischen Umgestaltung, dann selbst zur Entfaltung der unseren geholfen, ist also ein Stück unserer eigenen Vergangenheit geworden. Auch damit ist es nicht abgetan. Wir bedürfen seiner, werden seiner immer bedürfen, um Menschen zu werden, nicht bloß Germanen, aber auch um rechte Germanen zu bleiben. Wir haben es gerade jetzt dringend nötig. Darum muß Platon, er vor allem, selbst vor Homer und der Tragödie unser Erzieher bleiben, vielmehr erst recht werden; er ist es noch viel zu wenig": diese Worte stehen auf einer der letzten Seiten eines Werkes (U. v. Wilamowitz, Platon I), das den kommenden Geschlechtern in ihrem schweren Emporringen aus dem Chaos zum Kosmos ein Leitstern werden wird.

Die zweite Auflage darf trotz der kleinen Zeitspanne, die sie von ihrer Vorgängerin trennt, als eine erheblich umgestaltete bezeichnet werden. In dreierlei Richtung hat sie Zuwachs oder Umbildung erfahren. Einmal sind den einzelnen Beiträgen — bis auf ganz wenige, die ihrer Wesensart nach sich dazu nicht eigneten — kurze Literaturnachweise beigegeben worden, die gerade auch dem gebildeten weiteren Leserkreise, an den sich das Werk vorzugsweise wendet, die Möglichkeit eindringenderen Selbststudiums an die Hand geben sollen. Dann ist die Zahl der Artikel um drei neu hinzugekommene vermehrt worden. Es schien nämlich den unterzeichneten Herausgebern wünschenswert, auch Vertretern der englischen und der romanischen Literaturen Gelegenheit zu geben, die Zusammenhänge ihrer Wissensgebiete mit dem des hellenischen und römischen aufzuzeigen; ein weiterer Beitrag betrifft die Nachwirkung des antiken Staatslebens und der antiken Staatstheorie in der Neuzeit. Endlich haben sämtliche Verfasser ihre Beiträge einer genauen Durchsicht unterzogen. Dabei

sind nur wenige ganz unverändert geblieben; die anderen durchlaufen alle Stadien von stilistischer Glättung bis zu mehr oder minder durchgreifender Aus- oder Umgestaltung. Gelegentlich wird der Leser auch Stellungnahme zu dem problemenreichen, aber selbst problematischen Buche O. Spenglers „Untergang des Abendlandes" finden. Die Zukunft muß lehren, ob die in vorliegendem Werke vertretene Anschauung, daß die Kultur der europäischen Menschheit einer Kette gleicht, deren Glieder ineinander greifen, nicht doch den Vorzug vor der anderen verdient, die die von eherner Notwendigkeit geschmiedete Kette zerreißt und an ihre Stelle eine fadenartige Parallelität auftauchender und versinkender Kulturphänomene treten läßt. Bis zum Beweise des Gegenteils wird auch von der Kulturentwicklung das tiefsinnige Wort Schillers gelten dürfen:

> „Ein großes Lebendiges ist die Natur,
> Und alles ist Frucht und alles ist Samen."

Berlin und Leipzig, im Mai 1919 und Januar 1921.

Eduard Norden. A. Giesecke-Teubner.

Inhaltsverzeichnis.

Der Humanismus als Tradition und Erlebnis.

Die Revolution hat die allgemeine Krise auch in die Gebiete geistigen Schaffens hineingetragen, die, wie Kirche und Schule, durch den Einfluß ihrer weitverzweigten Organisation den Geist des öffentlichen Lebens entscheidend mit bestimmen. Besonders einschneidende Veränderungen erwartet man für das Erziehungswesen.

Der soziale Gedanke fordert die Aufhebung der gesellschaftlichen und ständischen Klüfte, die das deutsche Volk bis auf den heutigen Tag durchziehen. Auch die Schule soll mithelfen an dem allmählichen Ausgleich dieser Gegensätze, den man sich von einem gemeinsamen Unterbau der gesamten Schulen, der sog. Einheitsschule, verspricht. Es leuchtet ein, daß diese soziale Ausgestaltung der Erziehungsorganisation grundsätzlich nichts zu tun hat mit dem alten Streit zwischen allgemeiner Geistesbildung und spezieller Berufsvorbildung, humanistischer und realistischer Bildung. Sie berührt als solche überhaupt nicht den objektiven Kulturinhalt der verschiedenen Richtungen, sondern nur den sozialethischen Geist der Schulverfassung. Es ist ein wesentlicher Zug aller Einheitsschulreform, daß sie nicht beschwert ist mit diesen alten Gegensätzen, daß sie, mit einem Worte, überhaupt nicht von einem bestimmten Bildungsideal ausgegangen ist. Darin liegt ein scheinbarer äußerer Vorteil, insofern sie nicht von vornherein mit unfruchtbaren Verneinungen anzufangen braucht, es liegt darin aber auch eine unverkennbare Schwäche. Denn wo die Einheitsschule, um ihren Gedanken im Lehrplan zu verwirklichen, sich Eingriffe in die vorhandenen Typen der höheren Bildungsanstalten erlaubt, da tut sie es ausschließlich im Namen sozialer Organisationslust, nicht mit jener überzeugenden Kraft, die nur der wirklich innerlichen Ergriffenheit durch ein bestimmtes Ideal von Humanitätsbildung ent-

springen kann. Man wird aber nicht im Ernste vom Standpunkte der äußeren organisatorischen Zweckdienlichkeit und der bequemeren Fächerverteilung aus entscheiden wollen, welcher Spielraum einer jeden der vorhandenen Bildungsmächte im deutschen Erziehungswesen zu lassen ist.

Die Weimarer Periode des deutschen Geisteslebens ist auch auf dem Gebiet des Erziehungswesens die produktive Zeit gewesen. Seine Lieblingsschöpfung, das humanistische Gymnasium, hat die Bureaukratie der letzten Jahrzehnte in dem ehrlichen Bestreben, es als Stamm des höheren Schulwesens zu erhalten, mit immer neuen Fremdstoffen belastet und dem „Leben" angepaßt, dadurch aber seiner Idee leider stark entfremdet. Die Wiedererweckung der humanistischen Schule wird neben dem Ausbau der Volksschule eine der vornehmsten Kulturaufgaben des neuen deutschen Staates sein. Nicht auf die Buntscheckigkeit des Lehrplanes kommt es an, sondern auf die reine Intensität, mit der das Wesen dieser Bildung ergriffen und erlebt wird. Es soll jedoch hier nicht in eine parteibeengte Erörterung eingetreten werden über das höhere Schulwesen und das humanistische Gymnasium im besonderen, über Wesen und Art der verschiedenen Bildungsideale und die Möglichkeit ihrer ungeschwächten Erhaltung im Rahmen der Einheitsschule. Es soll der Versuch gemacht werden, ein bestimmtes Bildungsideal, den Humanismus, aus wirklicher innerer Überzeugung heraus, nicht von Gesichtspunkten der äußeren Organisation und des Lehrplanes aus, sondern in seinen geistigen Notwendigkeiten zu verstehen. Es soll nicht so sehr philosophisch neu begründet werden — wozu hier nicht die Stelle ist —, sondern in rein tatsächlicher Betrachtung sollen die kulturgeschichtlichen Grundlagen seines geistigen Typus aufgedeckt werden, um auf diese Weise einem geschichtlichen und philosophischen Verständnis dieses ausgeprägtesten Bildungsideals, das unser Volk hervorgebracht hat, den Boden zu bereiten. Die Zusammenhänge zwischen Antike und Gegenwart, die zu diesem Zweck hier dargestellt werden, sind nicht bemessen nach dem, was die höhere Schule davon veranschaulichen kann.

Der Humanismus ist von Hause aus nicht auf die Schulbildung zugeschnitten und ihrem Horizonte angepaßt. Er ist ein Geistessystem reifer Kulturen, die sich in ihrem inneren Verhältnis zur originalsten und fruchtbarsten aller dagewesenen Kulturen unseres Völkerkreises selbst erst verstehen lernen und sich so zu höherem Bewußtsein der eigenen Aufgaben erheben. Der Humanismus des Erasmus, Winckelmann, Humboldt, Nietzsche steht und fällt nicht mit der Schule, aber die höhere Schule ist eins der unentbehrlichen Werkzeuge dieses Geistes. Nur wenn es an dieser Aufgabe seine Kräfte mißt, verdient das Gymnasium seine Würde. Dann aber ist es auch das unverlierbare Kleinod deutscher Bildungsarbeit.

Die wesentliche Eigentümlichkeit des humanistischen Bildungstypus ist die Wertschätzung und Pflege des Studiums der antiken, insbesondere der griechischen Geisteswerke. Diese Orientierung unserer Bildung nach dem Altertum hat in erster Linie geschichtliche Gründe. Die deutsche Kultur ist, gleichwie die der anderen europäischen Völker, aus der Fremde gekommen. Von dort bezog der Germane Nutzpflanzen und Tiere, Hausgeräte und Wirtschaftsformen, also seine wichtigste materielle Zivilisation. Von dort übernahm er auch seinen ältesten künstlerischen und wissenschaftlichen Gedankenbesitz und die christlichen Glaubenslehren. Der germanische Naturmensch vermochte dem übermächtigen, zugleich zersetzenden und aufbauenden Einfluß der antiken Kultur keinen Widerstand zu leisten. Für viele Jahrhunderte hat seine innere Geschichte, ebenso wie die der übrigen europäischen Rassen, kaum einen anderen Inhalt, als dieses Erbe der hochüberlegenen technischen und ideellen Kultur des Altertums in Besitz zu nehmen.

Erst nach Jahrhunderten fand der deutsche Geist sich selbst. Nach einer sehr langen Periode der bloß passiven Aufnahme begann er, zwar nicht Eigenes an die Stelle des Überkommenen zu setzen — dazu war es schon viel zu tief mit seiner eigenen Natur verwachsen —, aber das Fremde wieder in seiner Eigenart zu empfinden. Jetzt, wo er

es als Rohstoff verarbeitet hatte, begann eine neue Entwicklungsphase in seiner Stellung zum antiken Kulturerbe. Er empfand es zum ersten Male geistig, weil er selbst sich durch seine Aneignung vergeistigt hatte. Er empfand es in seiner eigenartigen antiken Form, weil er selbst an ihm zur Form gereift war. Er fühlte es als individuelles Produkt einer anders gearteten Nation, weil er selbst zur Nationalität erwacht war. Er begeisterte sich an der antiken Humanität und ihrem universalen Gesichtskreis, weil er selbst menschheitlich und weltweit zu fühlen anhob. Die älteren, stofflich assimilierten Elemente der Antike sanken allmählich ins Unterbewußte hinab, wurden Unterschicht unserer materiellen Kultur. Aber im hellen Lichte des bewußten Schaffens, zu dem die deutsche Rasse jetzt sich regte, wurde die Antike zum zweiten Male, in einem viel höheren und geistigeren Sinn, Führerin und Anregerin der werdenden Volkskultur. Das Verhältnis zu ihr war nicht mehr das der rohen, stofflichen Rezeption, sondern produktive Aneignung.

Man darf sich nur die Selbständigkeit nicht auf allen Gebieten gleich groß vorstellen. Der künstlerischen Souveränität des dombauenden Hochmittelalters kommt seine philosophische und wissenschaftliche Kraft nicht gleich. Das revolutionierende Ereignis der abendländischen Philosophie in diesen Jahrhunderten ist die Wiederentdeckung der Schriften des Aristoteles gewesen, der dem Denken neue Wege öffnete. Die Zeit liegt noch nicht gar so lange hinter uns, wo die Mathematik an den europäischen Universitäten aus Euklides, wo die Naturphilosophie aus Aristoteles' Physik und die Logik aus seiner Analytik gelernt wurde. Noch Kant durfte aussprechen, daß die Wissenschaft der Logik seit den überragenden Leistungen des Aristoteles keinen Schritt vorwärts getan habe. Bis auf die Tage des alten Fritz studierten die Ärzte ihre Weisheit aus Galenos, dem Arzt der römischen Kaiserzeit. Neben der niemals abgebrochenen Kontinuität in der Fortwirkung der antiken Philosophie und Lebensanschauung, neben der relativ spät abbrechenden Kontinuität in der Überlieferung der antiken Wissenschaften ist vor

allem die religiöse Entwicklung das geschichtliche Band, das uns mit der Antike unzertrennlich verknüpft, weil das Evangelium und die Briefe der Apostel und die geistigen Dokumente der ersten achtzehn Jahrhunderte der kirchlichen Entwicklung des Christentums in griechischer und lateinischer Sprache geschrieben sind.

All diese Elemente unseres Kulturbesitzes sind in gesetzmäßiger Aufeinanderfolge unserem Organismus erst stofflich einverleibt worden, dann als geistige Kräfte ins Bewußtsein getreten. Der ununterbrochene Prozeß der Tradition vom Ausgang der Antike bis zur Wende des 20. Jahrhunderts ist keine dauernd passive Hinnahme, sondern eine fortschreitende Entmaterialisierung und Vergeistigung unseres faustischen Liebeswerbens um Helena, die griechische Braut. So hat es Goethe im zweiten Teil des Faust als ein für alle Zeiten dem deutschen Wesen angehörendes Teil versinnbildlicht. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hört diese Kultur und Literatur mehr und mehr auf, Rohgenußmittel für halbbewußte Naturvölker, Mörtel für die Fundamente primitiver Zivilisationen zu sein. Die griechische Wissenschaft ist dem modernen Geiste nicht mehr nutzbringender Gebrauchsartikel, tägliches Brot, unseren wissenschaftlichen Heißhunger damit zu stillen. Die auctores optimi sind nicht mehr das allgemeine Nachschlagebuch der Menschheit, providentielles Magazin aller Hilfskräfte der Vernunft und Wissenschaft. Der Olymp der Hellenen hat gelernt, auf die wunderliche Ehre zu verzichten, die Rumpelkammer künstlerischer Modelle für ideale Nacktheit und edlen Faltenwurf zu sein. Wir wollen die Zähigkeit der Tradition zwar keineswegs unterschätzen. Unser Wesen wird auf keinem Gebiete ihre Macht jemals verleugnen können. Aber wenn wir heute auf dem Höhepunkt geschichtlicher Selbstbesinnung alles Erbe der Vergangenheit prüfen und auch an unsere Führer zur Menschlichkeit den Maßstab des Absoluten legen, soweit man gegenüber Menschenwerk überhaupt von Absolutem sprechen darf, so kann nicht die Tradition als solche über Wert und Unwert entscheiden,

möge sie nun nach Jahrzehnten zählen oder nach Jahrtausenden, ebensowenig wie es jemals eine rein rationalistische Kultur und Erziehung geben wird, die nicht auf den Fundamenten der geschichtlichen Entwicklung aufzubauen gezwungen wäre.

Der Rhythmus des geschichtlichen Prozesses wird bestimmt von den beiden Kräften der Tradition und der Produktion. Auf den ersten Blick verhalten sie sich zueinander wie die träge Materie zur lebendig bewegenden Kraft. Aber so einfach naturwissenschaftlich läßt sich der geschichtliche Lebensvorgang nicht versinnbildlichen. Der Stoff der Tradition ist selbst potentieller geistiger Besitz, in Schrift und Sprache erstarrtes inneres Leben. Die Produktion tritt nicht lediglich von außen an diesen Stoff heran, ihr Funke entzündet sich erst in beständiger Reibung des noch unerfüllten und ungeformten lebenden Subjekts mit der zur festen Kulturform objektivierten geistigen Leistung der Vergangenheit. Je stärker die geistige Kraft des Empfängers, desto weniger ist er das bloße Gefäß der Tradition. Sobald sich das Verhältnis zu ihr vergeistigt, ist sie ihm nicht mehr nährender Lehrstoff, sondern tritt ihm als souveräne Formenwelt frei gegenüber. Sie wird aus einem Abc-Schulmeister der Gegenwart ein Wegweiser zur geistigen Freiheit. Erst in der Form erringt der Geist die wahre Freiheit, indem er lernt, sich gegenüber sich selbst zu stellen.

In unserem Erziehungswesen bis hinauf zur Universität haben wir von dieser freien Stellung zur Tradition leider noch wenig gesehen. Das Verhältnis zu ihr ist bei der Menge stumpfe Unterwerfung unter den dargebotenen Stoff, bei selbständigeren Naturen häufig eine als Reaktion zwar verständliche, doch im Grunde ebenso unfreie Absage. Die Verneinung der Überlieferung ist, wenn sie aus innerer Reife kommt, berechtigte Emanzipation vom geschichtlichen Gesetz der Trägheit. Nichts anderes bedeutet die Tradition für den bloß Verneinenden als eine Last, die abgeworfen werden muß. Aber dieses Urteil trifft sie eben nur, soweit sie bloßer Stoff ist. Und es gibt sicherlich Traditionen genug, die ihrer Natur nach bloßer Stoff sind, Ungeist, der zu ver-

treiben ist. Wo es sich aber handelt um die höchsten Geisteswerke der Kulturvölker, da ist die Schuld nicht bei der Tradition, sondern bei dem Unreifen, der sie auf sein materielles Niveau herabzieht und sich dann durch ihre Geschlossenheit und Unnahbarkeit schließlich in seinem eigenen kleinen Schaffen beengt fühlt.

Auch unser Verhältnis zur antiken Kultur pflegen die Verächter des Humanismus unter dem Gesichtspunkt der bloßen Tradition zu betrachten. Das Recht dazu haben ihnen einseitige Humanisten zum guten Teile selbst gegeben, indem sie die führende Stellung des Griechentums vergröberten und veräußerlichten zu dem die lebendige geschichtliche Entwicklung vergewaltigenden Glaubenssatz, daß die Antike das feststehende Vorbild aller modernen Kultur sei. Diese schul- und verstandesmäßige Geschichtsphilosophie hat lange bei uns gewirkt. Wie nahe lag es, ihr zu entgegnen, daß das antike Ideal für die vergangenen, unmündigen Perioden der deutschen Kulturentwicklung zwar seine Schuldigkeit getan habe, daß wir aber jetzt dem Gängelbande entwachsen seien. Dieser Gedanke schmeichelt dem Selbstgefühl der Gegenwart mehr und ist ihr daher sympathischer. Er befriedigt auch eher den einfachen Gerechtigkeitssinn, der sich ausspricht in dem Wort: Der Lebende hat Recht. Aber er beruht auf einer unwirklichen Ansicht vom Wesen der Tradition, wie umgekehrt das Dogma von der Vorbildlichkeit der Antike, welches er bekämpft, jedes tiefere Verständnis für das Wesen schöpferischer Geistesvorgänge vermissen läßt und so weder dem antiken „Vorbild“ noch der modernen Welt gerecht wird. Der orthodoxe Humanismus hat das traditionelle Element der geistigen Produktion überschätzt; der sogenannte Realismus verkennt die produktive Bedeutung der Tradition und beurteilt daher das Verhältnis der Gegenwart zur Tradition falsch.

Kein Zeitalter der Vergangenheit ist so schlechthin traditionalistisch, daß es seine ganze Kultur nur äußerlich hingenommen hätte. Auch das frühe Mittelalter hat nicht in dieser Art der

Abhängigkeit vom Altertum gelebt. Es hatte ein eigenes Recht. Es suchte die Verbindung des Christentums mit seiner heimischen Gefühlsweise. Das war zunächst nur etwas Inneres, noch nicht zur eigenen Gestaltung Fähiges. Aber allmählich trat der eigene Formwille mit dem Formgeist des fremden Gutes in Wechselwirkung. Der Unterschied der Gegenwart von der Vergangenheit hinsichtlich dieser spontanen Kraft, das von außen Kommende sich selbst anzugleichen, ist kein absoluter, sondern nur ein gradueller. Ein Zeitalter ohne alle Tradition hat es nirgendwo gegeben und wird es nie geben. Es wäre die grauenhafteste Verödung und Verarmung des Menschenlebens, die sich niemand auch nur vorstellen kann. Die Geschichte lehrt uns, daß die Tradition hin- und hergeht zwischen passiver Hinnahme und lebendigem Schaffen und Ringen, je nach dem Maß der inneren Kraft der verschiedenen Zeitalter. Nach der Vorstellung der Geschichtsmechaniker, die sich in diesem Wahne für äußerst frei und aufgeklärt halten mögen, müßten die kraftvollen, selbstschöpferischen Perioden sich von der Tradition am freiesten gefühlt und sich daher am weitesten vom Altertum abgewandt, und nur die schläfrigen, toten Zeiten könnten ihm angehangen haben. Die Geschichte zeigt etwas anderes, sehr Merkwürdiges.

Gerade die Perioden, die als Weltenscheiden aus der Ebene des historischen Geschehens hervorragen, die am bewußtesten ihr eigenes Sein in ihrem Schaffen verkörpern und alles, was bloße Tradition heißt, abzustoßen versuchen, sind die Zeitalter der Wiedererweckung des Altertums und der großen Renaissancen gewesen. Die Zeit der schöpferischen Kraft Italiens spiegelte ihr Wesen im Bilde des wiederentdeckten römischen Altertums. Das hugenottische Frankreich und Deutschland brachen dann in der Reformation zum Griechentum durch und führten das Griechische, die Sprache der Urschrift des Neuen Testaments und des Plato und Aristoteles, als blankes Schwert im Kampf mit dem mittelalterlich römischen Traditionalismus der lateinisch sprechenden Kirche. Hüben wie drüben sehen wir die großen Humanisten, Italiener wie Laurentius Valla und Marsilius Fi-

cinus, Deutsche wie Melanchthon und Reuchlin, Erasmus und Hutten, in der Reihe der Bahnbrecher des modernen Geistes. Und wieder im Deutschland Lessings, Winckelmanns, Humboldts und Goethes, der Periode des Neuhumanismus, liegt das Land der Griechen groß und leuchtend offen vor dem Blick der neuen deutschen Sehnsucht, die in Iphigeniens Seele lebt. Auch diese Wiedererweckung des Humanismus ist von Italien ausgegangen, von Rom selbst, aber diesmal war es der Deutsche, der ihn ins Leben rief, Winckelmann und Humboldt. Der Humanismus der italienischen Renaissance war für den Italiener zugleich eine nationale Ruhmeshalle gewesen. Der neue deutsche war rein innerlich und frei von Eitelkeit, aus dem Trieb zum Ewigen geboren und auf das Universale, Übernationale der antiken Kultur gerichtet. Er faßt das Ideal der Humanität in einer neuen geistigen Weite.

Die bewußte Versenkung ins Altertum hat mit der Weimarer Zeit für die Deutschen eigentlich erst begonnen. Das Interesse hat die entscheidende Wendung vollzogen vom christlich religiösen Gebiete, wo die Reformatoren die Antike am mächtigsten erfahren hatten, zur Philosophie und Kunst, wo Goethe und seine Zeit mit ihr in neue Lebensgemeinschaft traten. Ihr Bild vom Altertum ist bestimmt durch ihr fast religiös erlebtes Verhältnis zur Kunst. Die neuen Anschauungen vom Griechentum und die Wertungen, die diese Generation an ihrer eigenen Kunst erarbeitet und in ihren Werken gestaltet hat, sind auf diesem Wege tief ins Allgemeinbewußtsein eingedrungen und haben im Verein mit der bewußten Pflege antiker Literatur auf dem Gymnasium eine Art neuer Tradition, den Klassizismus, geschaffen. Aber der Klassizismus ist nicht die Antike, er ist nur eine neue Erstarrungsform dessen, was zur Zeit Goethes und Humboldts, Herders und Hegels innerste Kraft gewesen war. Nur auf der Schule und in den Kreisen der sogenannten Bildung schleppt man sich mit diesem Petrefakt noch herum. Die Wissenschaft hat ihn längst überwunden. Sie sucht nach einer Stellung des gegenwärtigen Lebens zur antiken Welt und nach neuen Kräften

der Mitteilung, nicht um an Stelle der echten alten Humanitätsbildung den erschwindelten Reichtum historischer Alleswisserei zu setzen, sondern im Streben nach einem neuen lebendigen Humanismus, der zwischen der geschichtlichen Wissenschaft und dem heutigen Leben die Brücke schlägt. Reflexion und Dichtung haben diesen notwendigen Schritt längst vollzogen und die Bahnen des ästhetischen Klassizismus verlassen. Aber auch hier bedeutete diese Wandlung nicht eine Abkehr von der Antike selbst. Sooft die Deutschen auf ihrem Wege durch das 19. Jahrhundert geistige Höhepunkte erreichten, haben sie die Berührung mit der Antike gesucht und von dem neuen Erlebnis in einer neuen Sprache Zeugnis abgelegt. Wir sind durch die Romantik und die Hegelsche Staatsphilosophie, durch den Marxismus und durch Schopenhauers Irrationalismus, durch Böcklin und Burckhardt, durch Nietzsche und Stefan George vor bisher nicht geahnte Tiefen des antiken Geistes geführt worden. Und während die Wissenschaft zugleich in wachsendem Umfang die durch und durch reale Lebendigkeit und Zweckstrebigkeit jener vermeintlich rein ästhetischen Kultur offenbarte, lehrte die dichtende und bildende Kunst und die ebenfalls aus der klassischen Altertumswissenschaft hervorgewachsene Kulturkritik, die von Nietzsche ausging, das so tief bereicherte Bild des Griechentums nicht länger als ein blasses Bildungsideal im Sinne der Klassiker, sondern als in sich ruhende Lebensform von unerreichter zauberhafter innerer Mächtigkeit verstehen.

Immer wieder ist so der Wandelstern des europäischen Geistes auf seiner mehr als 2000jährigen Bahn mit der hellenischen Sonne in Konjunktion getreten. Seit den Tagen, wo die geistig Gebildetsten unter den Römern, die Scipionen, Cicero und Lucrez, Horaz und Vergil, Caesar und Augustus ihren musischen Kreis um das Palladium der griechischen Schönheit und Weisheit schlossen und der römischen Literatur die weltgeschichtliche Aufgabe setzten, sich für die Völker des Imperiums zu bilden an den Schätzen der hellenischen Kultur, waren alle europäischen Kulturvölker in ihren schöpferischen Zeiten der griechischen

Lichtquelle mit vollem Angesichte zugewandt. Das Planetensystem der europäischen Volksgeister war, um zu dem oben gebrauchten Bilde zurückzukehren, in dem geistigen und künstlerischen Teil seiner Bahn immer wieder hellenozentrisch gerichtet. Jedes Volk, das überhaupt an dem höheren Leben der europäischen Seele mitwirkenden Anteil genommen hat, hat seine Renaissance erlebt.

Das hellenozentrische Phänomen der europäischen Geistesgeschichte, dessen Wirkung jedoch weit über die geographischen und ethnographischen Grenzen unseres Erdteils hinausreicht, ist nicht als zweifelhafte Machenschaft einer betriebsamen Gelehrtenzunft zu erklären, die aus naheliegenden Gründen der Selbstbehauptung so viel Pomp entfalten müßte, um sich selbst als unentbehrlich in Szene zu setzen. Diese Erklärung traut der klassischen Philologie und Archäologie allzu viel Suggestionskraft zu. Sie ähnelt der naiv rationalistischen Vorstellung des 18. Jahrhunderts, das die Weltherrschaft der christlichen und islamischen Religion als Werk einiger verschmitzten imposteurs auffaßte. Ebensowenig genügt der Hinweis auf die Macht der geschichtlichen Tradition, auf die starken Berührungen der einzelnen Völker mit den Überresten der griechisch-römischen Kultur während langer Entwicklungszeiträume. Die Einwirkung dieser Tradition ist, wie die Darstellung der Zusammenhänge zwischen Gegenwart und Antike zeigen wird, der Ausdehnung und Masse nach allerdings die mächtigste und intensiv die nachhaltigste gewesen, welche das Abendland außer dem von der Antike und ihrem Verständnis untrennbaren Christentum bis auf den jetzigen Tag erfahren hat. Aber wenn man die Bedeutung der antiken Kultur für die lebendige Gegenwart abschätzen will, so genügt es nicht, auf diese geschichtlichen Ursachenzusammenhänge hinzuweisen.

Auch aus irgendwelcher Art von einseitiger Geschichtsphilosophie und gelehrter Geschichtskonstruktion ist das Wesen jener gesteigerten Aussprüche über das Griechentum, jener regelmäßig seit zwei Jahrtausenden sich wiederholenden Gipfel des

Erlebnisses der Griechen unmöglich zu begreifen: das muß gerade heute gesagt werden, wo die Irrlehren Spenglerscher Geschichtsphilosophie die Geister verwirren. Das sind nur Träume eines Geistersehers, der Humanismus dagegen ist selbst eine große geschichtliche Realität. Das Besondere dieser Verehrung bei einem Horaz und Vergil, bei Petrarca und Dante, bei Byron, Shelley, Goethe und Nietzsche war der dem ungelehrten wie dem gelehrten Spießbürger so hochverdächtige Hang, die Antike zu idealisieren, sie in einem höheren Licht zu schauen, im geistigen Äther, der in Wahrheit doch nur die Gipfel ihrer künstlerischen Produktion umgibt. Aber gerade dieses Überspringen der geschichtlichen Wirklichkeit, dies Deuten des Hellenentums aus seinen höchsten Geistesschöpfungen, also von oben her, beweist, wie wenig es sich hier um ein bloßes theoretisches Geschichtsurteil über ein vergangenes Weltalter handelte. Jede wissenschaftliche Betrachtung geht genau umgekehrt vor. Sie baut das geschichtliche Leben von unten, von den erdigen Bestandteilen und bodenfesten Wurzeln her auf und steigt schließlich hinauf zu den geistigen Blüten des Volksbaumes, den Leistungen der großen Einzelnen, der Repräsentanten der Nation und ihres Stils. Die Wissenschaft, welche so vorgeht, kann von dieser Grundlage aus niemals zu einem geschichtlich beweisbaren Werturteil kommen, das die tatsächlich vorhandene Ausnahmestellung eines vereinzelten geschichtlichen Komplexes wie der griechischen Kultur für das Wertbewußtsein der Nachwelt axiomatisch begründet. Das einzige, was die geschichtliche Betrachtung hier vermag, ist dies, daß sie die Fülle der objektiv feststellbaren Nachwirkungen einer bestimmten geschichtlichen Größe erläuternd und nacherlebend veranschaulicht und zum Gesamtüberblick eines Systems magnetischer Kraftlinien vereinigt. Alles, was darüber hinausgeht, ist nicht Wissenschaft, nicht Historie mehr, sondern unmittelbare Intuition und Erlebnis. Und es bedarf wohl keines Wortes, daß es für den Humanismus auf diesen Glauben, auf die spontane innere Ergriffenheit des Empfangenden letzten Endes ankommt.

So sehr das Erleben geistiger Werte, die die Vergangenheit hervorgebracht hat, an die Erkenntnis der Schrift und Sprache oder der sonstigen Ausdrucksformen des fremden Geistes gebunden ist, also irgendwelcher Interpretation als Vermittlung bedarf, so ist diese Vermittlung doch mehr die conditio sine qua non als der eigentliche Grund des inneren Erlebens. Das Verhältnis von Verstehen und Erleben scheint eher das umgekehrte zu sein. Das Erlebnis ist ein inneres Zusammenschauen der verborgenen Gesetzmäßigkeiten des geistigen Objekts und als solche selbst ein schöpferischer Akt. Es beruht auf einer bestimmten seelischen Teilnahme, auf innigster Wesensberührung mit dem Gegenstande. Aus der Wahlverwandtschaft eines empfangenden Ichs und einer gegenständlichen Macht, die sich mit ihm vermählt, erwächst dieser geistige Zeugungsvorgang. Diese Wesensverbindung wird notwendig ihrerseits wieder eine Quelle tieferen Verstehens und häufig genialer Neudeutung. Man versteht eine Religion oder eine Kunst schließlich doch nur gerade so weit, als man sie selbst innerlich erlebt hat. Im ursprünglichen Akt der Hervorbringung ist jedes echte Geisteswerk unmittelbar zum Absoluten. Das ist aber gerade das Wesen des Erlebnisses, daß es die großen Erscheinungen, denen es sich ehrfürchtig naht, in ihrem lebendigen Kern erfaßt, nicht als nur zeitlich bedingte und interessante, menschliche Dokumente. Wir nennen so jene höchste Form des Verstehens, die ein Geistiges in seiner Notwendigkeit erkennt und in ihm etwas Höheres, Dauerndes zu ahnen vermag. Anspruchsvollere Geister werden vom „Absoluten" sprechen. Man darf sich daran genügen lassen, daß in dem inneren Anschauen etwas wie religiöse Andacht schwingt.

Als die reinste Verkörperung eines höheren geistigen Gesetzes, vollkommenste Autochthonie des Schönen haben die Zeiten hoher Kultur die Werke der Griechen betrachtet. Daher erscheint die Antike in diesen Zeiten niemals als Tradition, sondern umgekehrt als Gegengift und Schutzwehr gegen die Tradition. Mit der antiken Stilform, mit dem Geist der stoi=

schen und epikureischen Philosophie oder der Religion des Neuplatonismus haben die Menschen der italienischen Renaissance die mittelalterliche Überlieferung, den schlechten Stil der Sprache, die Kunstlosigkeit und Dumpfheit des Lebens, den scholastischen Aristotelismus bekämpft. Um die Tradition der römischen Kirche zu brechen, ging die Reformation auf die griechischen Urquellen des Neuen Testamentes zurück und erfaßte sie in ihrer tiefen Einfalt und Größe. Die französische Revolution begeisterte sich für die Menschheitsideen der alten Philosophie und für die Freiheitshelden Plutarchs. Lessing befreit die deutsche Poesie vom Banne der Franzosen durch seinen Appell an die aristotelische Poetik und die griechische Dichtung selbst, und Nietzsche geht, um sich von den Umklammerungen des dreitausendjährigen Rationalismus loszuringen, auf den griechischen Mythos als höchste Offenbarung des noch ungebrochenen menschlichen Geistes zurück. Überall ist es das Erlebnis der Griechen in ihrer freischöpferischen Naturkraft und Originalität, ihrem Sinn für das Ganze und ihrer souveränen Lebensgestaltung, was die jugendlichen, revolutionären Zeitalter in ihrem schweren Kampf gegen die Tradition stärkt und begeistert. In ihrer originalen Kraft und in ihrer naturhaften Art des Schaffens, wie Goethe bekannte, finden sie etwas Wesensverwandtes und Ermutigendes. Das Griechentum wird ihnen immer wieder zum weithin leuchtenden Symbol des Schöpferischen überhaupt. Alles, was Humboldt, Goethe, Schiller, Herder, die deutschen Philosophen an den Griechen rühmen, gehört dahin: Einfachheit und Größe, sinnenkräftige Naturnähe und Seelenstärke, höchste Lebendigkeit und Totalität des geistigen Wesens. Immer wieder ist der Sinn dieser Hinkehr zu den Griechen: Abbruch der geradlinigen Fortsetzung der bisher gültigen Tradition und Fixierung eines *höheren* Gesichtspunktes, Einstellung des Blickes auf Absolutes, auf Werte höchster Klarheit und völliger Gesetzmäßigkeit. Nicht um glatte Nachahmung eines Ideals geht es, sondern um weit Größeres, um Zielrichtung des eigenen neuen Strebens, um Weihe und Abklärung des eigenen, tief beun-

ruhigten Schaffens. Aber kein einfacher Bruch mit der Tradition findet bei diesen Neuansätzen und Revolutionen des Geistes statt. Man nimmt nur Abstand von der nächstliegenden Vergangenheit, um eine Stellung über der Gesamtheit aller Traditionen, über früherem und jüngerem Geisteserbe einzunehmen, um in bewußter Vergleichung alles zu prüfen und nur das Beste zu behalten. Man schüttelt ab, was bloß Tradition war, und hebt aus ihr empor, was noch mit unmittelbarer Wucht zu uns redet.

Ob eine Zeit das ‚Leben' besitzt, die ewigen Menschheitswerte neu zu beseelen und tiefer in das eigene Wesen aufzunehmen, ist von jeher der entscheidende Beweis für ihre geistige Höhenlage gewesen. Weit gefehlt, zu glauben, daß dieses Erlebnis der Gegenwart erst bewiesen werden müsse. Nicht die Gegenwart ist das Gericht, ob eine Sache von Gott ist, sondern in dem, was sie erkennt und nicht erkennt, richtet sie sich selbst. Sie richtet zugleich die Statthalter, die zum Dienst an jenen hohen Gütern eingesetzt sind. Denn der Verkündigung bedarf es zu allen Zeiten. *χαλεπὸν τὸ καλόν.* Auch das höchste Werk Bachs und Beethovens ist nur ein Haufe bedrucktes Papier ohne die Seele des Künstlers, der es interpretiert. Und für die Tragödien des Sophokles und Aischylos, für die Dialoge Platons gilt dieselbe Forderung. Haben wir sie nicht erfüllt, so waren wir schlechte Knechte und haben nur an uns selbst gedacht. Doch sei alle marktschreierische Anpreisung des Schönen wie einer feilen Ware ganz verbannt. Wir wollen nicht die Gegenwart beschwätzen, daß die großen Geister des Altertums gerade mit ihr so verwandt und für sie so passend seien. Es gibt der tiefen Ströme, die aus der Griechenseele in die deutsche fließen, freilich genug, aber vorher müssen die Deutschen erst wieder Ehrfurcht lernen vor dem echten Geiste und den Abstand gewinnen, der dem Andächtigen vor dem Heiligtum ziemt. Darum kann und soll in diesem Buch auch nicht der „Wert der Antike" offenbart werden. Sein bescheidenes Ziel ist es, die Geschichte des Erlebnisses der Antike und die Geschichte der antiken Tradition vergleichend nebeneinander zu stellen und sie, teils in ihrer Verflechtung

miteinander, teils in ihrer Sonderung, herabzuführen bis zur Gegenwart, die für diese weltgeschichtliche Ausströmung nur ein Durchgangspunkt ist. Diesem gewaltigen geschlossenen Stromring ist nur das Christentum und seine Ausbreitung durch Zeit und Raum zu vergleichen. Dieser Vergleich, der sich von selbst bietet, gibt etwas zu denken. Der Blick, eingestellt auf die gesamte Bahn der Entwicklung, soll frei werden von der unerträglichen Philisterenge, welche diese Fragen nur im Rahmen der Schulziele sieht oder mit banalen Schlagworten behandelt.

Wer die Doppelkontinuität beider Reihen übersieht und ihre geistigen Ursachen erkennt, wird, wenn er kein Barbar ist, einige Scheu empfinden, in diesen Wechselstrom zwischen der Antike und uns täppisch hineinzutasten. Wie die allernächste Gegenwart sich zum Inhalte der griechischen und römischen Kultur stellen wird, ist zwar aus keiner geschichtlichen Überschau zu ersehen. Es mag genügen, daran zu erinnern, daß die drei Problemkreise, die heute wieder unser öffentliches Leben beschäftigen, das Führer- und Massenproblem, das Problem des Verhältnisses des Machtstaates zum Erziehungsstaat und das Problem der organischen Einheit des öffentlichen Bildungswesens Lebensstufen sind, welche die Griechen entdeckt und als erste erklommen haben.

Die Frage nach der Stellung der antiken Studien auf der Schule bleibt hier absichtlich offen. Wie sie auszubauen sind, ist nach mehr als einem Gesichtspunkt zu entscheiden. Aber daß sie die Grundlage jedes kulturgeschichtlichen Verständnisses sind und bleiben, zu dem die Schule der Zukunft erst noch die Wege finden will, und daß sie im lebendigen Bewußtsein des deutschen Geistes als bildende Formkräfte fortzeugen müssen, daran gibt es keinen Zweifel. Man kann wohl die Erkenntnis dieses Lebensgesetzes unserer geistigen Kultur durch Verbreitung roher Unwissenheit vorübergehend verdunkeln, man kann durch die Macht des größeren Heerhaufens den Unterricht und das Bewußtsein davon zurückdrängen und den Zusammenhang in der Kette des Erlebnisses sabo-

tieren. Aber der Hellenismus ist ein historisches Schicksal, dem man nicht entfliehen kann, so wenig wie man die Geschichte des Geistes ungeschehen machen und die lebendige Quelle verstopfen kann. Aus dem Herzen des deutschen Wesens kann man diese Grundfaser nicht herausreißen, ohne den Einschlag des inneren Gewebes mit zu zerstören und sich den reinsten Schöpfungen des deutschen Geistes, dem Verständnis unserer eigenen großen Meister fast ausnahmslos zu entfremden.

Tradition und Erlebnis fallen beide heraus aus dem bequemen Schema dessen, was die bürgerliche Historie in ihrer Sprache den Fortschritt nennt. Das Bild der endlosen „Entwicklung" paßt auf sie beide nicht. Wie aber, wenn es mit diesem sonnenhohen Anstieg zu immer fabelhafterer Aufgeklärtheit, Wohlfahrt und Kultur der Völker nichts wäre als Trug und satte Illusion, die der Krieg schließlich jedem, der nicht blind war, zerstört hat? Wenn der Geist, vergleichbar den Gestirnen, in festen Intervallen die ewigen Ordnungen, die ihm eingeboren sind, durchwanderte? Oder ist das Bild zu kosmisch, zu schwer und hoffnungslos für das menschliche Herz, das doch ein Gebot des sittlichen Aufwärtsdranges in sich vernimmt? Dann vergleichen wir den Rhythmus dieses Zusammenhanges dem Fackelwettlauf der alten Athener. Die aneinander vorüberfliehenden Generationen werfen sich gegenseitig die brennende Fackel zu, und wer sie mit fester Faust packt, der schwingt sie hoch empor und trägt sie ein Stück Weges vorwärts, bis er sie dem Nachfolgenden übergibt. Unterscheiden wir Wesen und Erscheinung dieses heiligen Wettlaufs. Nur äußerlich ist er eine stetige „Übergabe" von Hand zu Hand, der Sinn des Laufes ist die Lebendigerhaltung der göttlichen Geistesflamme, die der Titan Prometheus als Samenfunken aller Künste und Erkenntnis seinen Lieblingen, dem Eintagsgeschlecht der Menschen, vom Himmel auf die dunkle Erde gebracht hat.

Literatur. Zu dem Stofflichen der in der Untersuchung berührten geschichtlichen Zusammenhänge vergleiche man die Literaturangaben zu den folgenden Einzeldarstellungen. Das eigentliche Problem der „Re-

naissance“ und ihres Verhältnisses zum Traditionalismus ist im Zusammenhang mit dem humanistischen Problemkreis bisher nicht untersucht worden. Die oben gemachten Ausführungen sind in diesem Sinne als schwache Anfänge auf einem von der Altertumswissenschaft bisher nicht beachteten Gebiet zu beurteilen und müssen um die Nachsicht des Lesers bitten, sollen sie sich überhaupt hervorwagen dürfen. Das Problem der modernen Kultur und der Antike ist in einem ernst zu nehmenden Stile nur von W. v. Humboldt und von Friedrich Nietzsche angefaßt worden. (Die gymnasiale apologetische Altertumsbetrachtung scheidet hier natürlich aus.) Einzelne Schriften der beiden genannten Kulturkritiker zu nennen, ist ebenfalls kaum möglich. Das Beste findet sich in verstreuten Bemerkungen ihrer Werke. Eine Sammlung gemeinverständlicher Monographien über die Antike und ihre Nachwirkung bietet die von O. Crusius, O. Immisch und Th. Zielinski herausgegebene Schriftenserie: Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike (Dieterichsche Verlagshandlung, Leipzig). Sie faßt zwar das Problem als solches nicht an, liefert aber schätzenswertes Material zu seiner Geschichte.

Die Zusammenhänge im allgemeinen.

Der Übergang von der Antike zum Mittelalter.

Äußere Kultur und Wirtschaft.

Der Übergang von der Antike zum Mittelalter wird nach der seit den Tagen der Humanisten üblichen Auffassung zumeist noch so dargestellt, daß während der sog. Völkerwanderungszeit, dem 4. bis 6. Jahrhundert n. Chr., von den Germanen die spätantike Kultur vernichtet und gänzlich zerstört worden sei. Eine gewaltige Kulturcäsur bezeichnet danach die Grenze zwischen jenen großen beiden Zeitaltern, die wir entsprechend einer im 17. Jahrhundert aufgekommenen Periodisierung der Weltgeschichte grundsätzlich zu unterscheiden pflegen, dem Altertum und Mittelalter. In den neuen germanischen Völkerstaaten, die seit dem 5. Jahrhundert auf römischem Boden begründet wurden, sei dann jenseits des großen Kulturfriedhofes, in welchem die antike und speziell spätrömische Kultur begraben lag, eine neue, wesentlich germanische Lebens- und Anschauungswelt erwachsen, die von ganz primitiven Zuständen aus mühselig aufgebaut werden mußte. Denn diese, von den Römern als „barbari" bezeichneten Germanen hat man im Sinne der Humanisten, welche sich die Überwinder der vielbewunderten Antike nicht anders als rohe Kulturfeinde vorzustellen vermochten, als bar aller menschlichen Gesittung aufgefaßt, als ungeschlachte Hinterwäldler, deren wilden Horden nunmehr alle antike Kulturschöpfungen zur blinden Beute fielen. Erst allmählich habe später, als diese halbnomadischen Wandervölker zu seßhafter Lebensweise übergingen und sich zum Christentum bekehrten, die römische Kirche einzelne Errungenschaften des ihr vertrauten antiken Erbes ihnen vermittelt, sei dieses in den neugebildeten germanisch-romanischen Mischstaaten des Frühmittelalters zu einem kulturbildenden Faktor von neuem herangereift.

Im Fortschritt der neueren wissenschaftlichen Forschung haben nun die Ausgrabungen der römisch-germanischen Limeskommission sowie insbesondere auch die unermüdliche Tätigkeit der zahlreichen Altertums- und Geschichtsvereine eine lokale Aufklärung im einzelnen bewirkt, die gerade den Zusammenhang der frühmittelalterlichen Kultur mit der Spätantike deutlich werden läßt.

Allüberall in Stadt und Land hat sich die Kontinuität zunächst der Siedelung selbst feststellen lassen. Es war nicht so, daß die alten Römerorte in Schutt und Trümmer sanken und Gras darüber gewachsen ist, als die Germanen sich niederließen, um neue Heimstätten zu gründen. Diese sind nicht erst dem Walde durch hartes Rodewerk abgewonnen worden, sondern im unmittelbaren Anschluß an die oft schon seit der prähistorischen Periode her bebauten und bewohnten Siedelungen entstanden. Vor allem konnte durchlaufend beobachtet werden, wie die Domänen der römischen Kaiserzeit, das Fiskalgut, bei der Eroberung durch die Germanen von deren Heerführern und Königen zu eigen beansprucht worden und von ihnen dann vielfach durch Schenkung an die Kirche gediehen sind. Ferner aber haben die neuen Herren auch die römischen Städte keineswegs gemieden oder sich nur an deren Peripherie niedergelassen. Die ganze Anlage der frühmittelalterlichen Städte, der Stadtplan, der Verlauf der Hauptstraßen, folgt den antiken Grundlinien, nicht nur in den großen rheinischen Emporen, sondern ebenso auch im Süden und an der Donau. Die ältesten Zeugnisse der Stadterweiterung, vielfach die Judenquartiere, schließen unmittelbar an die römischen Stadtmauern an, ja die Mittelpunkte des städtischen Verkehrs im Mittelalter sind eben dort zu finden, wo bereits zur Römerzeit das alte castrum gelegen war (z. B. Worms, Frankfurt a. M., Straßburg, Salzburg, Wien). Die ältesten christlichen Kirchen sind oft an der alten Straßenzeile der Römerzeit gelegen (Worms) und über römischen Unterbauten mit Benutzung antiken Mauerwerkes errichtet worden (Metz, Trier). Grabsteine und Inschriften sowie Gräberfelder bezeugen die Fortdauer der Siedelung an gleicher Stätte von der spätrömischen über die merovingische, bzw. alemannische Periode bis in die karolingische

hinein (Mainz, Worms, Metz, Regensburg). Ebenso auch die Münzfunde und Töpferstempel (Konstanz, Augsburg, Regensburg).

Die äußere Möglichkeit solcher Kontinuität der Kulturentwicklung war schon durch die von römischen Schriftstellern bezeugte Tatsache gegeben, daß die Germanen längst vor dem sog. Untergange des weströmischen Reiches oder besser gesagt, vor der Beseitigung der politischen Römerherrschaft (476), auf römischem Boden seßhaft geworden waren: als Bauern (Kolonen, Inquilini, Laeti) durch planmäßige Verpflanzung seitens der Kaiser schon seit dem 3. Jahrhundert; im römischen Heer- und Verwaltungsdienst, wo sie damals bis zu den höchsten und einflußreichsten Stellen gelangten; aber auch zu niederen Verwendungen in der häuslichen Wirtschaft, als Dienerschaft, als Aufwärter und Köche oder Kellermeister.

Sie kamen auch nicht überall als Feinde in römisches Staatsgebiet, sondern vielmehr zum Schutze desselben als Foederati, und wurden innerhalb des Limes angesiedelt zum Zwecke der Abwehr von Feinden. Ja, sie erscheinen mitunter geradezu von den Römern selbst aus diesem Grunde herbeigerufen und erhielten nach dem Muster des römischen Einquartierungssystems Landanweisungen, die ein Drittel vom Eigen des römischen Hospes ausmachten. So die Burgunder und Westgoten, aber auch die Ostgoten in Italien.

Eben diese Landteilungen nun brachten die einziehenden Germanen in nahe Berührung mit römischem Wesen; denn sie wurden nicht in geschlossenen Bezirken abseits der römischen Siedelungen ansässig, sondern mitten in diesen selbst, derart, daß Wälder und sonst noch unaufgeteiltes Ödland in gemeinsamer Nutzung beider, der Römer und Germanen, verblieben. Aber auch dort, wo förmliche Landteilungen nicht erfolgten, wie etwa bei den Franken, Alemannen und Bayern, kam doch ebenso eine Durchmischung dieser mit den Römern zustande. Sie ließen sich nämlich nicht an völlig verödeten oder niedergebrannten Orten nieder, sondern nahmen zunächst die alten Römersiedelungen in Besitz, wo mindestens Teile der früheren Bevölkerung, und zwar die weniger wohlhabenden,

zurückgeblieben waren. Diese Zusammenhänge werden durch die ältesten Ortsnamen erwiesen, von welchen jene auf -weiler, aber auch die auf -ing deutlich an römische, ja auch vorrömische Siedelungen anknüpfen. Im römischen Heeresdienst ausgebildet, haben die Germanen, wie neuere Ausgrabungen lehren, auch römische Befestigungsanlagen, die für die militärische Beherrschung des Landes wichtig waren, ihrerseits besetzt und weiter unterhalten. An zahlreichen Frankenorten auf -heim sind römische Kastelle ausgegraben worden (Neuenheim bei Heidelberg, Heppenheim a. d. Bergstraße, Hofheim, Heddernheim, Welzheim u. a. m.); die befestigten Mansionen in der Eifel zu Jünkerath und Bitburg, welche den Landbewohnern als Zufluchtsorte bei feindlichem Überfall dienten, erscheinen im Mittelalter von neuem bewehrt, so zwar, daß die mittelalterlichen Werke dem Laufe der römischen folgten. Und die königlichen Pfalzen der Merowinger und Karolinger, auf deren militärische Bedeutung man bereits früher aufmerksam geworden war, erhoben sich an Plätzen, wo römische Ausgrabungen gemacht worden sind.

Auch die frühfränkische Verwaltungsorganisation schließt vielfach an die spätrömischen Gaugemeinden an, wie die von den römischen civitates übernommenen Namen (Lobden-, Nida-, Augst-, Köln-, Bonn-, Deutz-, Metz-Gau) beweisen.

Kein Wunder! Denn diese germanischen Völker, welche die neuen Staaten auf römischem Boden begründeten, werden uns von einem romäischen Schriftsteller des 6. Jahrhunderts als überaus anpassungsfähig und gebildet bezeichnet (Agathias). Trotz vieler Zerstörung und Plünderung, die bei allen Kriegen unvermeidlich gewesen sind, bezeugen selbst hochgebildete römische Bischöfe des 5. Jahrhunderts, welche davon berichten, doch zugleich auch, daß die römische Landbevölkerung in Italien wie in Gallien und Spanien scharenweise zu den Germanen überging, weil sie dort eine gerechtere Behandlung fand als bei den römischen Grundherrschaften (Salvianus v. Marseille, Orosius, Apollinaris Sidonius). Die Germanen haben sich, nachdem einmal der politische Kampf zu ihren Gunsten entschieden war, vom Schwert zum Pfluge ge-

wandt und in friedlicher Kulturbetätigung mit den Romanen wetteifert, ja ihnen gegenüber ein konservatives Verhalten beobachtet. Sie haben keineswegs eine allgemeine Enteignung von Grund und Boden durchgeführt, noch auch die gesamte freie Bevölkerung verknechtet. Selbst der gewalttätige Begründer des fränkischen Einkönigtums, Clodovech, hat durch kluges Maßhalten die zahlreichen Romanen seines weiten Reiches zu williger Einordnung unter die neue germanische Herrschaft gewonnen. Der Gotenkönig Athaulf aber konnte sich zu Recht rühmen, daß er das Römertum keineswegs vernichtet, sondern durch germanische Kraft den römischen Namen wiederhergestellt und vergrößert habe.

Eine große Um- und Neugestaltung ist durch die Germanen bewirkt worden, aber in steter Anknüpfung an die spätrömischen Verhältnisse, in die sie eintraten. Längst im Besitze einer eigenen, von der prähistorischen Zeit her entwickelten Kultur, hatten sie als Obsieger keinen Grund, sich der positiven Errungenschaften der Römerzeit zu entäußern. Sie übernahmen sie und vermochten sie ihren eigenen Bedürfnissen entsprechend weiter auszugestalten. Nirgends läßt sich dies so deutlich verfolgen, wie gerade in der wirtschaftlichen Entwicklung, die sich organisch vollzogen hat.

Wir sahen, wie die Germanen auf den alten, früher schon bebauten Siedelungsstätten einzogen. Sie erbten gewissermaßen den römischen Nachlaß. Nicht nur die romanische Bevölkerung, die noch übrig war, stand zur Weiterführung der alten Betriebe zur Verfügung, römisches Muster und Vorbild empfahlen sich den technisch noch weniger vorgeschrittenen Eroberern aus Nützlichkeitsgründen von selbst. Die spätrömische Boden- und Flureinteilung hat sich tatsächlich in die germanische Frühzeit hinein forterhalten. In der Wetterau (zu Friedberg in Ob.-Hessen) sind noch sehr deutliche Spuren der römischen Aufmessung nach Centurien in der Flur erkennbar geworden. Die quadratisch sich kreuzenden limites sind teilweise in den Wegeanlagen erhalten, teilweise im Ackerboden selbst als steiniger Untergrund wahrzunehmen. Bruchstücke eines römischen Meßinstrumentes (groma), mit dem die Flurteilung durchgeführt wurde, hat man am Limes bei Pfünz in Bayern ausge-

graben. Und eine zu Köln gefundene Inschrift beweist, daß auch die spätrömische Zeit bereits die Gewanneinteilung der Dorfflur gekannt habe. Aus den Schriften der römischen Feldmesser geht hervor, daß schon damals die einzelnen Grundstücke des römischen Besitzers in verschiedenen Gewannen der Dorfflur gelegen waren, somit also Gemengelage herrschte, wie sie in frühgermanischer Zeit üblich war.

Die Anteile der einzelnen Dorfgenossen (vicani), die sortes oder acceptae, weisen auch sonst die größte Übereinstimmung mit den germanischen Hufen auf. Nicht nur, daß die römischen Bezeichnungen hier wiederkehren, auch der materielle Inhalt beider ist identisch. Neben dem Sondereigen am Ackerlande tritt als Pertinenz ein nach der Größe desselben verschiedenes Nutzungsrecht an dem Wald- und Ödland (Weide, Gewässer) hervor: die germanische Mark ist das sprechende Ebenbild der römischen Compascua. Die Gesamtheit der Dorfinsassen bilden eine Genossenschaft (convicani), deren Zeugnis bei Grenz- und Besitzstreitigkeiten sowie Ausgrabung der Rainsteine ebenso berufen erscheint, wie jenes der deutschen Markgenossen. Als Träger bestimmter Rechte und Pflichten an der Dorfgemarkung steht ihnen auch ein Widerspruchsrecht gegen die Niederlassung von fremden Zuzüglern (Ausmärkern) zu, ganz ebenso wie den Dorfinsassen der fränkischen Zeit (Lex Salica); die Fortdauer römischer Terminologie in den frühfränkischen Quellen (Formeln von Angers) für die Pertinenz von Schenkgütern an Grund und Boden (iunctis vel subiunctis) bezeugt, daß auch die römische iunctio oder griechische ἐπιβολή auf den Grundherrschaften sich forterhalten hat: d. h., es mußte von den einzelnen bäuerlichen Hintersassen auch ein entsprechender Anteil an unbebautem Ödland (ager inutilis) mit versteuert werden (der sog. Zuschlag).

Ganz ungeahnte Zusammenhänge wirtschaftlicher Art werden durch diese Feststellungen nun erkennbar. Das, was man früher als Eigenart der fränkischen Agrarverfassung hat auffassen wollen, ein Gemeineigentum der Markgenossen an Grund und Boden, ist nichts anderes als die Berechtigung der römischen convicani

an den compascua. Auch da bleiben die Bezeichnungen selbst weiter bestehen: die vicini oder Nachbarn werden schon in römischer Zeit auch consortes oder conlimitanei genannt, wie der Begriff limes der deutschen „Mark“ parallel steht, gleich Grenze, Grenzbezirk oder auch abgegrenzter Bereich. Den vicini der freien römischen Dörfer (Metrokomien) stand ein Erbrecht an Grund und Boden ihrer Genossen zu, falls keine Nachkommenschaft vorhanden war. Springt da nicht die Übereinstimmung mit dem viel behandelten Vicinenerbrecht im Edikte König Chilperichs (561—84) ins Auge, das man bisher als etwas spezifisch Germanisches aufgefaßt hat?

Ohne Zweifel haben gleiche wirtschaftliche Voraussetzungen auch zu gleichen Konsequenzen geführt, besonders dort, wo grundherrschaftliche Interessen maßgebend waren.

Die alte Theorie, als ob die freien Germanen die Grundherrschaft noch nicht gekannt, sondern gleichberechtigte Genossen an Grund und Boden gewesen wären, ist heute völlig erschüttert. Nicht erst in der Merowinger- oder gar der Karolingerzeit ist die Grundherrschaft bei den Germanen ausgebildet worden, sie war sicher schon zur Zeit des Tacitus vorhanden, ganz ebenso wie auch das Sondereigentum am Ackerboden.

Die eingehende Kenntnis von den spätrömischen Grundherrschaften und ihrer Wirtschaftsorganisation, welche uns die Papyrusforschung und die Entdeckung wichtiger römischer Agrargesetze auf neugefundenen Inschriftsteinen vermittelt haben, lassen uns jetzt auch von da aus die frühgermanischen Zustände richtiger beurteilen. Die grundlegende Verbindung von Eigenwirtschaft auf den Hofländereien (terra dominica) mit dem Herrenhof (casa dominica) als Mittelpunkt und dem in Parzellenpacht ausgetanen Bauernland ist uralt und gerade auf den spätrömischen Grundherrschaften nachzuweisen. Auch die Leistungen dieser Hufenbauern an den Herrenhof, die Fronden, zeigen mannigfache Übereinstimmung: Hand- und Spanndienste (opera et iuga), die Fuhrleistungen (angariae) u. a. m. Der Zusammenhang zwischen den Bodenleihen des Frühmittelalters und jenen der spätrömischen Zeit ist früher schon bekannt gewesen. Daß aber auch das sog. Bifangsrecht

der freien Erbleihen in der römischen Erbpacht seine Vorfahren besitzt und so erst recht aus der bekannten Interessenpolitik der römischen Grundherrschaften an möglichster Hebung ihres Steuererträgnisses unmittelbar verständlich wird, hat uns erst die scharfsinnige Erklärung der modernen Papyrusforscher gelehrt.

Die spätrömischen Grundherrschaften besaßen eine bevorzugte Stellung außerhalb der Munizipalverfassung. Der ordentliche Richter mußte sich in allen Prozessen wider die Domänenleute zuerst an den Grundherren oder dessen Beamten wenden, um die Auslieferung des Verbrechers zu erwirken. Er darf das also gefreite Gebiet selbst nicht betreten, um Zwangsgewalt gegen die Hintersassen anzuwenden. Hier liegen die Wurzeln der im Mittelalter so bedeutsam gewordenen Immunitäten.

Endlich aber der Wirtschaftsbetrieb selbst. Natürlich gab es da zwischen dem germanischen Mittelalter und der Antike sehr bedeutende Unterschiede. Sie waren durch die Verschiedenheiten des Bodens und Klimas, der Flora und Fauna, d. h. der äußeren Wirtschaftsbedingungen, begründet. Die einträgliche Feigenkultur Griechenlands fehlte ebenso wie die Ölpflanzungen Italiens. Aber abseits von diesen natürlichen Verschiedenheiten der materiellen Kultur war das Wirtschaftssystem nicht grundsätzlich anders. Auch die Dreifelderwirtschaft war den Römern schon bekannt, sie ist keine Eigentümlichkeit der germanischen Dorfwirtschaft, wie man vielfach gemeint hat. Selbst Fruchtwechselwirtschaft kam nach dem Zeugnisse der Scriptores rei rusticae bereits vor, ebenso wie die Stallfütterung des Viehes. Letzteres wurde im Frühjahr auf die Weide getrieben; daher mußten die Saaten der Ackerfelder eingezäunt werden. Auch diese „Zaunpflicht" der Dorfinsassen ist keine germanische Besonderheit, sondern wie die Terminologie selbst (prata defendere) in der Römerzeit zu treffen. Es war auch keine Gesamtpflicht der Markgenossen, aus der ein Rückschluß auf das Gesamteigentum an der Mark gezogen werden könnte, sondern Pflicht des einzelnen nach Maßgabe seines Besitzes.

Aus dem frühen Mittelalter sind uns nun mehrfach, aus Prüm wie aus England und Salzburg, auch Gedichte überliefert, in

welchen die landwirtschaftlichen Verrichtungen während der einzelnen Monate des Jahres geschildert werden. Sie gehörten zu Monatsbildern, die jene illustrierten. Also die Anfänge unserer Bauernkalender! Es hat sich aber gezeigt, daß diese Verse ebenso wie die Bilder auf antike Vorbilder zurückgehen. Augenscheinlich ist auch die Sache selbst, der bäuerliche Wirtschaftsbetrieb, ebenso jenen angepaßt worden.

Diese Einwirkung der spätrömischen Verhältnisse reicht weit über den Kreis der Landwirtschaft hinaus. Auch im Gewerbe läßt sich Ähnliches verfolgen. Die frühmittelalterliche Keramik verwendet nicht nur die von der spätrömischen gebotenen Muster, sie ist auch im Ornament (Rädchen) ihrem Vorbild derart ähnlich, daß es bei neueren Ausgrabungen oft schwer gewesen ist, sicher auseinanderzuhalten, was römisch und was frühgermanisch ist. Die Glasfabrikation ist ebenso weitergeführt worden, wenn auch in vergröberter Technik. Und die Kunstindustrie (Fibeln, Ohrringe, Gürtelbeschläge und Schnallen) weist von Konstantin d. Gr. bis auf Karl d. Gr. einen gleichartigen Charakter auf. Man neigt heute zu der Annahme, daß diese Arbeiten den germanischen Söldnern von ihren romanischen Untertanen angefertigt worden sind, welche die römische Kunstübung kannten und beherrschten. Auch das Hausgeräte, welches bei den Ausgrabungen auf der Saalburg (bei Homburg vor d. Höhe) zutage gefördert worden ist, läßt eine große Übereinstimmung zu dem noch jetzt in Westdeutschland üblichen erkennen, so daß dessen römischer Ursprung geradezu bezweifelt werden konnte. Römische Werkzeuge der Weinkultur des Rhein- und Mosellandes zeigen ganz ähnliche Formen, wie sie das Mittelater verwendete, und römische Schlüssel aus Nida (Heddernheim) stimmen zu den in der Wetterau noch heute üblichen Schiebeschlössern an Haus- und Gartentüren.

Zum Schlusse soll noch kurz daran erinnert werden, daß uns von den Alemannen ein römischer Schriftsteller des 4. Jahrhunderts (Ammianus Marcellinus) berichtet, sie hätten ihre Häuser z. T. nach römischer Art in Steinbau ausgeführt. Der berühmte Bauplan von St. Gallen (in der Schweiz) aus dem Jahre 820

aber verrät romanisch-südliche Einwirkungen, die wohl auf Südfrankreich weisen.

Am bekanntesten sind die Zusammenhänge frühmittelalterlicher und antiker Wirtschaft in Münze, Maß und Gewicht. Die Germanen haben sich lange Zeit römischen Münzgeldes bedient und auch dann, als sie seit König Theudebert (6. Jahrhundert) eigene Prägungen vornahmen, durchaus römische Muster befolgt. Desgleichen gehen die Flächen- und Hohlmaße (z. B. iugerum, pertica, urna u. a. m.), wie die Gewichte (libra, uncia etc.) auf die Antike zurück.

Weitreichend und allseitig waren demnach die Einwirkungen der römischen Wirtschaft auf das frühgermanische Mittelalter. Es handelt sich dabei aber nicht um eine schlichte Kopierung des alten, sondern um eine Neugestaltung, die auf antiker Grundlage erwachsen, doch den Bedürfnissen der neuen Träger der Entwicklung angepaßt war, die germanische Eigenart dabei zugleich zur Geltung brachte und mit dem Übernommenen fruchtbar für alle Folgezeit verwoben hat. Durch diese Verbindung eben wurde der Keim zu neuen Daseinsformen gelegt.

Literatur. Alfons Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung (1. Bd. 1918. 2. Bd. 1920). (Eine Zusammenfassung der Spezialforschungen über die Zeit von Caesar bis auf Karl d. Gr. mit kritischer Übersicht über die bisher vorgetragenen Lehrmeinungen.) — Ad. Schulten, Die römischen Grundherrschaften (1896) (schildert die Organisation der spätrömischen großen Grundherrschaften vornehmlich auf Grund der Inschriften und Ausgrabungen). — H. Gummerus, Der römische Gutsbetrieb. Klio. Beiträge zur alten Geschichte. 5. Beiheft, 1906. (Darstellung des Wirtschaftsbetriebes hauptsächlich nach den Scriptores rei rusticae.) — H. Gummerus, Die römische Industrie. Klio XIV u. XV (insbesondere die Edelmetallverarbeitung, Goldschmiedegewerbe). — W. Fleischmann, Altgermanische und altrömische Agrarverhältnisse (1906) (vom landwirtschaftlichen Standpunkte aus behandelt). — F. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde. 1. Bd. (von der Urzeit bis zur Völkerwanderung). 1913. (Handbuchartige Zusammenstellung der reichen Einzelarbeiten mit wertvollen Literaturnachweisen.) — Joh. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde. 4 Bände. 1911—1919. (Artikel verschiedener Fachmänner, die den neuesten Stand der Forschung sowohl auf philologischem, wie historischem und rechtsgeschichtlichem Gebiete darstellen.)

Staat, Kirche und Kultur.

Die Geschichte der Antike mündet in die Geschichte der christlichen Kirche. Denn die Kirche war bereits zu Ausgang der alten Zeit die dem Staat an innerem Zusammenhalt und an Selbstgefühl überlegene Macht geworden, sie hatte zugleich alle Kräfte der Kultur in ihren Dienst gestellt, und sie war die einzige Einrichtung, die aufrecht stehend aus der alten in die neue Zeit hinüberging. So ist sie das weltgeschichtlich bedeutsame Zwischenglied zwischen unserer Gegenwart und der Vergangenheit geworden. Man kann die Fernwirkung der alten Kultur nicht begreifen, ohne sich die Verbindung deutlich zu machen, in die sie mit dem religiösen Gedanken des Christentums getreten ist.

Die christliche Religion hatte inmitten der seit Augustus anhebenden starken Religionsbewegung ihr Besonderes darin, daß hier die Frage nach dem Seelenheil des einzelnen mit einer Eindringlichkeit wie sonst nirgends gestellt war. In der Predigt Jesu war die sittliche Anforderung auf das höchste Maß gesteigert (Gottesliebe, so daß jede Rücksicht auf Glück, Leben und gewöhnliche Pflicht dagegen zurücktritt; Herzensreinheit, der schon der flüchtige Gedanke als Sünde gilt; Nächstenliebe, die alles zu opfern imstande ist) und hart daneben der Glaube an eine um den Menschen sich sorgende, den Verlorenen aufnehmende Vatergüte Gottes gesetzt; beides umschlossen von der Verkündigung des baldigen Anbruchs des Gottesreichs. In dieser Vereinigung eines hinreißenden sittlichen Hochziels mit einer beglückenden Hoffnung lag die Stoßkraft der neuen Religion. Der Lebensausgang des Stifters fügte noch weitere eindrucksvolle Züge hinzu: der Tod Jesu ein Sühneopfer, Christus erstanden als der *κύριος* und bei den Seinen gegenwärtig im Geist. Paulus faßt das zum geschlossenen Bild zusammen und stempelt das Christentum bewußt zur Menschheitsreligion.

Die Vorstellung von der damit ins Auge gefaßten Aufgabe erhielt sofort ihre schärfere Umgrenzung dadurch, daß dem

Christentum sein Missionsfeld in dem weiträumigen und doch übersehbaren Gebiet des Römischen Reichs gegeben war. Die Gleichung: die Welt = die οἰκουμένη = das Römische Reich übt in jedem Sinn ihre Wirkung. Paulus hat es sich zum Ziel gesetzt, dieses Ganze zu erobern. Er will bis Spanien, d. h. bis ans Ende der Welt vordringen. Aber er hat zugleich durch die Art, wie er die Mission betrieb, gewisse Wesenseigentümlichkeiten für immer ausgeprägt: einmal hält er sich nicht damit auf, das platte Land zu bekehren; er geht in die Städte, mit Vorliebe in Hauptstädte. Dadurch macht er das Christentum zur Stadtreligion. Sodann verwendet er bei der Mission im Osten ausschließlich das Griechische. Er denkt nicht daran, etwa in Lykaonien sich mit den Einwohnern durch einen Dolmetscher in ihrer Mundart zu verständigen. Ebenso hat das Christentum, wie es nach 150 (die römische Gemeinde spricht noch bis ins erste Drittel des 3. Jahrhunderts griechisch!) in den Westen vordrang, dort nur das Lateinische aufgenommen. Die Kirche greift damit bedeutungsvoll in die Sprachentwicklung ein. Sie, nicht der Staat, hat die Kultursprachen in den beiden Hälften des Reiches zum Sieg geführt. Die Bibel wird zum Schicksalsbuch der Völker. Nur diejenigen Völker des Altertums, die wie die Syrer, die Kopten, die Armenier, später die Bulgaren eine Übersetzung der Bibel in ihre Sprache zu erschwingen vermochten, sind als eigene Einheiten bestehen geblieben.

Das Christentum selbst hat sich jedoch inmitten der bunten Völker des Römischen Reiches und inmitten der herrschenden Göttermischung nur zu behaupten vermocht, indem es aus sich heraus Gemeinschaftsformen entwickelte, die seinen Wesenskern schützten.

Die wichtigsten Antriebe dafür lieferte der Gottesdienst. Neben dem einfachen Gottesdienst der Synagoge (Schriftverlesung, erbauliche Ansprache, Gebet) hat die christliche Gemeinde von Anfang an die Erinnerung an das letzte Mahl des Herrn als besonderes Stück gepflegt. Paulus hat diese Feier mit der heidnischen Opfermahlzeit in Vergleich gestellt und damit, wohl

wider seinen Willen, dazu beigetragen, daß schon in nachapostolischer Zeit auf sie im Vergleich mit dem Lehrgottesdienst das Schwergewicht fiel. Die Didache zeigt die Auffassung der Eucharistie als Opfer bereits als durchgedrungen; es dauert indes noch über ein Jahrhundert, bis das letzte erreicht ist. In Cyprians Zeit ist die Anschauung fertig, die in der Eucharistie nicht mehr eine Danksagung, sondern eine Vergegenwärtigung, ja eine Wiederholung des Leidens Christi selbst sieht: eine augenscheinliche Übersetzung des Mysteriengedankens ins Christliche.

Mit dieser Umbildung geht ein Wandel im Vorsteheramt Hand in Hand. Sie bewirkt die Entstehung eines förmlichen Priesterstandes. Schon vor Ablauf des ersten Jahrhunderts drängen die Verwalter der Eucharistie die bisherigen Leiter der Gemeinde, die vom Geist berufenen Propheten und Lehrer, zurück. In einem Streit, der aus solchem Anlaß um das Jahr 96 in Korinth entstand, hat die römische Gemeinde ein Wort von unermeßlicher Tragweite gesprochen. Sie trat ein für die Unabsetzbarkeit der Presbyter-Episkopen; mit der Begründung, daß es sich um ein von den Aposteln, ja zuletzt von Gott und Christus herrührendes Amt handle. Das war die Geburtsstunde für den Gedanken eines göttlichen Kirchenrechts, für die Anerkennung einer bestimmten Verfassungsform als einer gottgesetzten Ordnung, für die Vorstellung einer Nachfolge der Apostel, für die maßgebende Bedeutung der Überlieferung und für die Umwandlung der altchristlichen Anschauung von der Auktorität des Geistes in die eines Kirchenamtes.

All diese Macht sammelte sich in dem etwa um 150 allenthalben aufgerichteten Bischofsamt. Die Erziehungsaufgabe gegenüber der Gemeinde fügte noch eine weitere Befugnis hinzu. Von jeher lag für die christliche Kirche eine Schwierigkeit darin, ihre hohe sittliche Forderung mit dem Glauben an eine göttliche Vergebung ins Gleichgewicht zu setzen. Die Frage spitzte sich im 2. Jahrhundert auf die Fassung zu, ob es eine zweite Buße d. h. eine Vergebung nach der Taufe gebe. Nach heißen Kämpfen

wurde sie in der dezianischen Verfolgung — etwa zur selben Zeit, in der die Eucharistie zum Versöhnungsopfer wurde! — auch für die schwerste Todsünde, für den Abfall vom Christentum, bejaht; doch so, daß dem Bischof als dem Erben der apostolischen Schlüsselgewalt (Matth. 16, 19; 18, 18 Joh. 20, 22) die Entscheidung über die Bedingungen der Wiederaufnahme zufallen sollte. Nunmehr galt der Bischof als der in der Kirche fortlebende Apostel, der Gehorsam gegen ihn als Bedingung des Heils.

An dem Rückhalt, den diese ehrfurchtgebietende Ordnung dem lebendigen Gemeingefühl der Christen gab, scheiterte der Versuch des römischen Staates, die Kirche zu zertrümmern. Ihrerseits hat die christliche Kirche keinen Kampf gegen den römischen Staat als solchen unternommen. Nur die religiöse Verklärung des Staatsgedankens im Kaiserkult war ihr unerträglich. Aber sie fordert — trotz Tertullian — keine Dienstverweigerung durch den Beamten oder Soldaten. Ohne jedes Bedenken hat sie sich bei ihrer Gliederung an das Vorbild des Staates gehalten: die Provinzen werden die Einheiten, innerhalb deren sich seit etwa 250 die μητρόπολις zu höherem Rang erhebt. Auch die gesellschaftliche Gliederung ließ sie, der Weisung des Paulus folgend, einschließlich des Sklavenstandes unangetastet. Sie begnügt sich damit, in ihrem Bereich die gesellschaftlichen Unterschiede aufzuheben — anfangs des 3. Jahrhunderts hat die römische Gemeinde in Kallist einen früheren Sklaven zum Bischof gehabt —, ohne ihrem religiösen Gleichheitsgedanken eine Wirkung ins bürgerliche Gebiet hinein zu geben. Dadurch bestimmte sich auch die Richtung und das Maß ihrer Liebestätigkeit. Sie sieht ihre Aufgabe nur darin, die unterste Schicht, die Arbeitsunfähigen, die Habelosen, die Kranken zu unterstützen.

Daher war es dem Staat möglich, ohne daß er etwas von seinem Wesen opferte, den Frieden mit der Kirche zu schließen. Die Kirche nutzt die neue Lage, um ihre Verfassung und ihren Gottesdienst dem Reich und seiner Massenbevölkerung weiter anzupassen: Entstehung der vier Patriarchate im Osten, in einer

gewissen Anlehnung an die Diözesen; Weiterbildung der Märtyrer- und Heiligenverehrung; dabei starker Einfluß der früheren örtlichen Kulte; die Heiligen die φίλοι θεοῦ, der nach byzantinischem Muster in Rangstufen geordnete Hofstaat Gottes; Bilderverehrung: die Person des Heiligen in dem Bild wirksam; Ausbau der Liturgie unter teilweiser Verwendung jüdischer und selbst hellenistischer Gebete, Bilderwand seit Justinian (dadurch der Altarraum zum ἄδυτον gestempelt). Aber auch der Staat hat, wie gegen Gibbon gesagt werden muß, reichen Gewinn aus der Verbindung mit der Kirche gezogen: Stärkung des inneren Zusammenhangs und der Vaterlandsliebe durch das religiöse Gemeingefühl — die späteren Daseinskämpfe des byzantinischen Reiches werden als Glaubenskämpfe geführt —; wohltätiger Einfluß der Kirche auf die Rechtsprechung vermöge des unbestechlicheren bischöflichen Schiedsgerichts und des Eintretens tapferer Bischöfe — Basilius! — als der wahren Volksanwälte für die Mißhandelten; soziale Fürsorge gegenüber der zunehmenden Verarmung. Konstantins Nachfolger haben deshalb bewußt Staat und Kirche ineinandergeflochten. Durch Justinian wird das Verhältnis endgültig, auf Jahrhunderte hinaus, festgelegt: der Kaiser, seit der unter Marcian (450) eingeführten Kaiserkrönung mit religiöser Weihe umgeben, an der Spitze des Ganzen als Vertreter des βασιλεὺς ἐπουράνιος, der aus dem Chaos der Welt den κόσμος der Reichsordnung schafft (der hellenistische Kaisergedanke!), die Kirche durch den Staat geeint in der ökumenischen Synode und dem Staat eingefügt durch weitgehende Beteiligung an der Provinzial-, Stadt-, Rechts- und Armenverwaltung, aber trotzdem so weit in sich selbständig, daß sie aus sich selbst zu leben und darum später auch den Untergang des Staates zu überdauern vermochte.

Im Westen hat die eigentümliche Lagerung der Umstände und das zielsichere Machtstreben des römischen Bischofs zu einem anderen Abschluß geführt. Der römische Bischof, noch in Nizäa nur ein Großmetropolit neben anderen ebenso gestellten (Alexandria, Antiochia), aber im Abendland als Inhaber der sedes

apostolica und Erbe des Petrus ohne ebenbürtigen Nebenbuhler, erhält in Sardika (342) ein von ihm selbst bald erweitertes Recht als Berufungsinstanz und nimmt sich dazu noch seit Damasus mit seinen Dekretalen ein dem der allgemeinen Konzilien gleichwertiges Gesetzgebungsrecht. Der Anspruch auf eine allgemeinkirchliche Stellung war damit in bestimmter Form ausgeprägt. Es entspricht dem, daß der Papst schon im 4. Jahrhundert sowohl im Stil seiner Dekretalen als in der Einrichtung seiner Kanzlei das kaiserlich-byzantinische Vorbild nachahmt. Die Verlegung des kaiserlichen Hoflagers nach Mailand, der Untergang des weströmischen Kaisertums, das mächtige Anwachsen des Grundbesitzes der römischen Kirche, die geschickt zwischen den Langobarden und Byzantinern sich hindurchwindende Politik der Päpste machten den Papst zum Herrn von Rom, zum alleinigen Vertreter eines Weltherrschaftsgedankens im Abendland und begründen bereits die Ausdehnung seines Ansehens auch auf das weltliche Gebiet. Die Überordnung der Kirche über den Staat, die sich aus dem geschichtlichen Verlauf ergab, ist gleichzeitig auch lehrhaft gerechtfertigt worden. Wenn Augustin noch zögerte, die Gleichung zwischen civitas dei und katholischer Kirche zu vollziehen, so haben die seine Gedanken aufnehmenden Päpste dies ohne Bedenken getan. Dem Staat wird — mit Cicero, aus dem Augustin schöpft, — wohl die Aufgabe zuerkannt, pax und iustitia in der Welt zu schaffen; aber die Kirche erst besitzt für beides die sicheren Maßstäbe. Als Hüterin der Offenbarung, aus der zugleich die vollkommene Sittlichkeit und das vollkommene Recht fließt, ist die Kirche die dem Staat innerlich überlegene Macht.

Inzwischen hatte die christliche Kirche aber auch schon längst ihr Verhältnis zur Kultur des Römischen Reichs gefunden. Ursprünglich stand das Christentum dem Wert der Kultur ähnlich zweifelnd gegenüber wie der Kynismus. Indem es die Sorge um das Seelenheil zur vornehmsten Pflicht des Menschen macht, drängt es die Beschäftigung mit den Dingen dieser Welt zurück. Diese Stimmung kommt später im Mönchtum noch einmal un-

gestüm zum Ausdruck, und die Kirche hat ihr Recht bestätigt, indem sie das Mönchtum anerkannte. Auch sie selbst ist insofern bei ihr verharrt, als sie darauf verzichtete, unmittelbar schöpferisch in das Kulturleben einzugreifen. Sogar an die Errichtung eigener Schulen hat sie nicht gedacht — denn Alexandria war eine Ausnahme, und die antiochenische Schule (samt ihren Ablegern in Edessa und Nisībis) war keine förmliche Schule —; sondern die Bildungsanstalten des Hellenismus benutzt. Trotz des Anstoßes, den die Erklärung der heidnischen Dichter und die damit verbundene Einführung in die Mythologie den Eiferern gewährte.

Erst die Notwendigkeit, sich mit den Gebildeten — das sind die Ἕλληνες in den Titeln der apologetischen Schriften — auseinanderzusetzen, zwang die Kirche, zunächst mit der Philosophie, Fühlung zu suchen. Es kam ihr dabei zustatten, daß seit Poseidonios in der Popularphilosophie eine gewisse Verschmelzung zwischen Stoa und Plato stattgefunden hatte. Indes mochte sie sich niemals an eine bestimmte Form der Philosophie ausschließlich binden. Wie sie die heidnischen Götterfabeln mit den Gründen der Stoiker und Kyniker, teilweise auch der Epikureer bekämpfte, so nimmt sie aus der Stoa ihren Gottesbeweis, ihren Logosgedanken, ihren Glauben an das natürliche, dem Menschen angeborene Gesetz und an die Einheit des Menschengeschlechts, aus Plato und Aristoteles gewisse metaphysische Grundbegriffe und dialektische Methoden; aus den Neupythagoreern und Plato holt sie Anregungen für die Weiterbildung ihrer Mystik und ihres Hochziels der Vollkommenheit, ja selbst für die Auffassung ihres Gottesdienstes (Dionysius Areopagita), während sie ihre Jenseitsvorstellungen mit Hilfe der auf die Orphiker zurückgehenden Anschauungen ausformt. Aber die Kirche strebt doch gleichzeitig darnach, dies alles mit ihrem Eigenbesitz zur Einheit zu verschmelzen. Von dem paulinischen Erlösungsgedanken ausgehend, hat sie in wiederholten Anläufen (die Gnostiker, Irenäus, Clemens—Origenes, die Antiochener, Augustin) eine geschlossene Weltanschauung zu entwerfen sich bemüht. Und weil

in ihrer Mitte das Erlösungsbedürfnis so viel brennender und ernsthafter war als in der hellenistischen „Gnosis“ und Mystik, so treten auch in ihr und gerade an ihrem Erlösungsgedanken die in der Zeitphilosophie ringenden großen Gegensätze (Realismus und Spiritualismus, Monismus und Dualismus) am schärfsten auseinander. Die Kirche vermochte sich nicht sicher zu entscheiden, weil sie sich nach beiden Seiten hingezogen fühlte (Glaube an den geistigen Gott einerseits, an die Fleischesauferstehung andererseits). Ebensowenig war sie imstande, die weiteren Spannungen in ihrer Weltanschauung zu beseitigen (Glaube an einen persönlichen, willensmächtigen Gott, daneben das abstrakte philosophische *θεῖον*; Schöpfungsgedanke und aristotelischer Glaube an die Ewigkeit der Welt; Auffassung der Welt als eines künstlerisch zu genießenden *κόσμος* und die Wirklichkeit des Bösen; der durch das Mönchtum entdeckte Reichtum des Innenlebens und die hohlen Schulbegriffe von Person und Persönlichkeit; Bedeutung des Geschichtlichen neben dem Metaphysischen; Verhältnis von Auktorität und Vernunft). Aber indem sie das Widerspruchsvolle zu verbinden strebte, schuf sie doch die Bedingung dafür, daß eine allerdings noch ferne Zukunft die dahinter liegenden letzten Fragen entdeckte.

Ähnliches gilt von der Geschichtschreibung. Die katholisch werdende, auf die Bischofsnachfolge sich berufende Kirche traf sich mit den Darstellungen der Philosophie- und Literaturgeschichte in dem Gedanken, daß es in der Geschichte vor allem gälte, *διαδοχαί* aufzuzeigen. Von diesem Standpunkt aus hat Eusebius nach Anfängen, die teils in den Bischofslisten, teils in den Ketzeraufzählungen gegeben waren, die Geschichte der Kirche geschrieben; er behält auch den in jener profanen Gattung üblichen Stil bei, indem er seine Quellen wörtlich anführt. Sein Vorbild bleibt im Osten maßgebend. Im anspruchslosen Westen begnügt man sich damit, statt der Kirchengeschichte die Chronik des Eusebius fortzusetzen. Von der Kirchengeschichte und noch mehr von dem Bedürfnis aus, das Osterfest dem Sonnenjahr einzuordnen, kam man in der Kirche auch zur Beschäftigung mit der wissenschaft-

lichen Zeitrechnung und mit der Mathematik. Julius Africanus und Eusebius einerseits, Hippolyt, Dionysius von Alexandrien, Anatolius andererseits haben hier das zunächst Notdürftige geleistet. — Aber es wirkte doch auch auf diesem Gebiet daneben im Christentum ein tieferer Drang. Paulus hat mit seinen Betrachtungen über die geschichtliche Bedeutung des Gesetzes, über das Verhältnis von Judentum und Heidentum zum Christentum den Anstoß zu einer Geschichtsphilosophie gegeben. Später haben Männer wie Tatian, Clemens und Eusebius, das Vorbild der jüdischen Apologetik aufnehmend, in synchronistischen Tabellen die weltgeschichtliche Stellung des Christentums zu veranschaulichen gesucht. So kläglich die Durchführung ausfiel, der Gedanke an sich war groß und zukunftskräftig, Menschheitsgeschichte im Blick auf das Christentum zu schreiben. Und es hat auch nicht an bedeutenderen Entwürfen gefehlt. Im Osten hat Clemens Alexandrinus innerhalb seiner Stromata höchst feinsinnige Betrachtungen darüber angestellt, welchen Beitrag die einzelnen Völker zur Menschheitsentwicklung geliefert hätten; in anderer Stimmung hat Augustin die Gesamtgeschichte als den Gegensatz zwischen Gottesreich und Weltreich geschildert.

Nächst der Philosophie war es die Redekunst, mit der das Christentum die engsten Beziehungen knüpfte. Seit dem Aussterben der alten Propheten und Lehrer tritt an Stelle der auf der Eingebung des Augenblicks beruhenden Ansprache die vorbereitete Predigt. Der zweite Clemensbrief (um 150) liefert dafür die erste Probe. Hippolyt, Clemens Alexandrinus, Origenes zeigen ein weiteres Fortschreiten, namentlich in der Richtung auf gelehrte Ausstattung der Predigt. Im Abendland ist schon mit Cyprian der Punkt erreicht worden, wo die Form sich festigt. Sein Stil enthält freilich schlechterdings nichts Eigentümliches. Was bei ihm hervortritt, sind nur die gewohnten Mittel der lateinischen Schulrede. Aber gerade darum eignete er sich zur Nachahmung. So wirkt er noch heute in den Kundgebungen der Päpste, wie in der feierlichen katholischen Rede nach. Im Osten haben erst Gregor von Nazianz und Chrysostomus das geleistet, was den Zeit-

genossen und der Nachwelt als Höchstes erschien. Aber hier ist ebenso sichtbar, wie sie in ihren Kunstmitteln, dem Wechsel von langen tönenden Perioden mit kurzen aufregenden Kola, dem Streben nach dem Reim, den berechneten Satzschlüssen von den zeitgenössischen Mustern beeinflußt sind. Und die Abhängigkeit von diesen geht bis tief in den Inhalt hinein.

Zuletzt war es noch die Philologie, in der das Christentum eine Helferin erkannte. Ihr Kanon stellte die Kirche vor eine philologische Aufgabe im höchsten Sinne des Wortes. Die Schwierigkeiten, die das Alte Testament für eine christliche Deutung darbot, schoben die Auslegung zunächst in der Richtung auf die Allegorie. Gewarnt durch das Vorgehen der Gnostiker suchte man jedoch einer schrankenlosen Umdeutung teils durch methodische Regeln (Justin, nach dem Vorbild Philos), teils durch Festlegung sachlicher Punkte (regula fidei bei Irenäus und Tertullian) gewisse Grenzen zu ziehen. Der Abschluß des Neuen Testamentes brachte der Kirche außerdem noch die Notwendigkeit der Textkritik zum Bewußtsein. Hier setzt Origenes ein. Er nimmt die Textkritik im Geist Aristarchs auf; er bestimmt auch die Form, in der man fortan in der Kirche Auslegungen schreibt (neben ausführlichen Kommentaren annotationes). Aber Origenes war zugleich der folgerichtigste Vertreter einer „geistlichen" Deutung. Gegen seine Behandlung der Bibel regt sich jedoch nicht nur ein volkstümliches, an den Ergebnissen Anstoß nehmendes Empfinden, sondern im 4. Jahrhundert auch ein wissenschaftliches Gefühl auf. Die dogmatischen Streitigkeiten erwiesen die Unzulänglichkeit der allegorischen Methode, mindestens für die gelehrte Auseinandersetzung. Unter diesem Eindruck hat die antiochenische Schule grundsätzlich die Allegorie (nicht die Typologie) abgelehnt. Sie erreichte indes nur einen halben Erfolg, weil die Allegorie für das Alte Testament unentbehrlich und für die Erbauung als anregender erschien. Aus derselben Lage heraus haben im Ausland Hilarius, Tyconius, Augustin sich um Regeln für die Auslegung bemüht. Die Absicht war auch hier, die Allegorie einzuschränken. Dafür greift namentlich Augustin auf

die schulmäßige Grammatik und Rhetorik zurück (Achten auf den scopus des Ganzen, die Figuren und Schemata, den Zusammenhang des Textes). Das tatsächliche Ergebnis war, daß die buchstäbliche und die allegorische Auslegung nebeneinander geübt wurden, die eine mehr für wissenschaftliche, die andere mehr für erbauliche Zwecke.

Von der Bibel aus gewann die Kirche auch mit den enzyklopädischen Wissenschaften Fühlung. In Augustins de doctrina christiana tritt dieser Zusammenhang besonders deutlich hervor. Im Osten hat ihn namentlich die alexandrinische und auch die antiochenische Schule gepflegt.

So hat sich im Lauf der Zeit ein weiter Kreis von Wissenschaften herausgebildet, die die Kirche als ihre Hilfswissenschaften behandelte und durch die sie mit dem gesamten Kulturleben des ausgehenden Altertums in Verbindung stand. Im Abendland haben dann Boethius und Cassiodor, denen man noch Isidor von Sevilla und Dionysius Exiguus anreihen kann, kurz vor dem Niederbruch den ganzen Stoff in Handbüchern zusammengefaßt; Cassiodor insbesondere dadurch wichtig, daß er das Mönchtum zur Mitarbeit an diesen Fragen heranzog. Gemessen an dem reichen Inhalt des klassischen Altertums, ist es nur ein dürftiger Ausschnitt, was die Kirche aufnahm und dem Mittelalter überlieferte. Trotzdem hat sie der Antike einen unvergleichlichen Dienst geleistet. Denn durch sie erst gewinnt diese ganze Kultur wieder, was ihr seit dem Untergang der alten Stadtstaaten verloren gegangen war und was ihr das seine Untertanen dem öffentlichen Wesen entfremdende Römische Reich nicht zu geben vermocht hat, die Beziehung auf ein großes Gesamtleben und auf einen höchsten Zweck. Deshalb hat die Antike im Mittelalter wirklich gelebt, so gut wie die lateinische Sprache im Mittelalter eine lebende Sprache war. Es ist heute nicht mehr nötig, die kindliche Meinung zu bekämpfen, als ob mit der Renaissance im 14. Jahrhundert etwas vollkommen Neues begonnen hätte. Man kann mit mehr Recht sagen: Die Renaissance geht durch das ganze Mittelalter hindurch. Was dem Mittelalter an Breite

des Stoffes fehlte, das ersetzt es durch liebevolle Versenkung. Denn man hat im Mittelalter außerordentlich sorgfältig gelesen und scharf durchdacht. Die Renaissance (im weiten, Burckhardtschen Sinn verstanden) bezeichnet nur den Zeitpunkt, wo das lang Vorbereitete zur Blüte kommt und das Gefühl durchbricht, daß die Bindung an die Kirche zu eng sei. Luther hat das von der anderen Seite her bekräftigt. Indem er den katholischen Kirchenbegriff zerschlägt und die Religion auf die Selbstverantwortlichkeit des einzelnen vor Gott gründet, setzt er Kultur und Religion in eine neue, der Kultur ihr Eigenrecht wahrende Verbindung. Und es war nicht nur die Nachwirkung einer jahrhundertelangen Überlieferung, wenn auch die Reformation ihre weltlichen Bildungsmittel und Bildungsziele aus der Antike schöpfte. Es hat sich hier, wie in der Renaissance und erst recht in der Aufklärung herausgestellt, daß die Fragen, die die Antike aufgeworfen hatte, Menschheitsfragen sind, und daß auch die Lösungen immer wieder unwillkürlich auf die Wege zurückführen, die das Altertum bereits gegangen ist.

Literatur. Eine erschöpfende Darstellung des Ganzen gibt es noch nicht. Grundlegend sind immer noch: Jakob Burckhardt, Das Zeitalter Konstantins d. Gr. Leipzig [3]1898. — Mommsen, Römische Geschichte. 5. Bd. Berlin [6]1909. — Dazu U. v. Wilamowitz, Staat und Gesellschaft der Griechen (Kultur der Gegenwart II, Abt. IV 1), Leipzig 1910, und Geschichte der griech. Literatur (Kultur der Gegenwart I 8), Leipzig [3]1912. — Eduard Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur, Leipzig [3]1919, und: Kaiser Konstantin und die christliche Kirche. Leipzig 1913. — Paul Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum. Tübingen [2 u. 3]1912. — A. v. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Leipzig [3]1915.

Für einzelne Behauptungen verweise ich auf meine Aufsätze: Die kirchliche Bedeutung Konstantinopels im Mittelalter (Zeitschr. f. Theol. und Kirche, 1901), Die Missionsmethode der alten und mittelalterlichen Kirche (Allg. Miss. Zeitschr., 1912), Die Vorstellung vom Märtyrer und die Märtyrerakte (Neue Jahrbb. f. das klass. Altertum, 1914), Die schriftstellerische Form des Heiligenlebens (ebd. 1912), Die Entstehung der Bilderwand (Arch. f. Religionswiss., 1906), Die Schriften des Epiphanius gegen die Bilderverehrung (Sitz.-Ber. d. Berl. Akad., 1916).

Die Literatur.

Altertum, Mittelalter und Neuzeit — dieses trilogische Einteilungsprinzip der europäischen Weltgeschichte ist derartig in unser Bewußtsein übergegangen, daß wir kaum mehr seine Berechtigung nachprüfen. Die Dreizahl ist dem menschlichen Anschauungssinn sowie seinem Denken auf allen Gebieten am meisten kongruent; wer aber vermöchte in Abrede zu stellen, daß späteren Geschlechtern die ungeheueren Erlebnisse der Gegenwart als ein derartiger Riß in das Gewebe der weltgeschichtlichen Begebenheiten erscheinen könnten, daß sie vielleicht mit ihnen eine neue große Periode werden anheben lassen, durch die jene Trilogie in Frage gestellt werden müßte? Damit wäre es dann um das „medium aevum“ geschehen, und dieser von der Geschichtschreibung der Renaissancezeit geprägte Begriff würde möglicherweise mit demjenigen des „Altertums“ zu einer neuen großen Anschauungsform vereinigt werden. Für eine Nachprüfung der üblichen Zeitgrenze ließe sich schon jetzt mancherlei geltend machen. Die Völkerwanderung — „migratio gentium“, auch dies ein erst von der humanistischen Historiographie geprägter Begriff — und die durch sie hervorgerufene Bildung germanischer Staaten auf dem Boden des römischen Imperiums bildet die übliche Grenzscheide zwischen Altertum und Mittelalter, die damit dem 4. Jahrhundert zugewiesen wird. In Wahrheit bezeichnen aber schon der Einbruch der Kimbern und Teutonen, dann die suebische Invasion Ariovists in die römische Kulturwelt den wilden Auftakt einer Weltsymphonie, in dessen grellen Dissonanzen das Imperium nach jahrhundertelangen Daseinskampfe ins Grab sank. Die zweite zerstörende Macht war die neue Religion, durch die die alte aufgelöst wurde, und in der Tat ist es weder dem Germanentum noch dem Christentum allein gelungen, die uralte Rieseneiche des Imperiums zu fällen, sondern erst die Vereinigung dieser beiden feindlichen Gewalten hat sie zum Sturze gebracht. Aber wir wollen dabei nicht vergessen, daß das Christentum schon Jahrhunderte, bevor es zur

Staatsreligion erhoben wurde, den Boden des alten Staates zu untergraben begonnen hatte. Es ist keineswegs Zufall, daß in dem letzten großen Geschichtswerke der Antike, dem des Tacitus, Germanentum und Christentum ihre Häupter erheben, dieses als die exitiabilis superstitio noch schüchtern wie aus einer Versenkung soeben emportauchend, jenes schon mit dem mächtigen Gliederwuchse eines autochthonen Riesen, der in Jugendfrische sich zum Kampfe mit dem trotz seines Alters noch mächtigen Imperium rüstete — urgent imperii fata ruft der ernste Römer aus, der noch Kraft genug besaß, die Barbaren zu hassen, nicht mehr, sie durchaus auch zu verachten. Sein Zeitgenosse Juvenal sieht den Sturz des Imperiums voraus, weil „der Euphrat in den Tiber fließe", das Judentum, das er vom Christentum noch nicht zu scheiden vermochte, sich im heiligen Haine der Egeria einniste. So sehen wir, daß schon in trajanischer Zeit sich der weltgeschichtliche Prozeß vorbereitet, in dessen weiterem Verlaufe der römische Staat durch die kriegerische Macht des Okzidents und die religiöse des Orients erdrückt werden sollte.

Die Literatur ist wie überall, wo man sie an den tiefsten Wurzeln ihres Wesens zu fassen sucht, ein Spiegelbild der politischen Verhältnisse. Tacitus und Juvenal, denen beiden die indignatio den Griffel zur Zeichnung düsterer Sittengemälde in die Hand gab, sind die letzten römischen Schriftsteller großen Zuschnitts, jener „maniera grande" gewesen, die der römischen Literatur im Gegensatze zu der auf die pomphafte Geste zugunsten eines innerlichen Ethos verzichtenden griechischen das charakteristische Gepräge verleiht. Der Absturz literarischen Könnens nach jenen beiden war jäh und plötzlich: Archaismus und rokokoartige Verschnörkelung trieben Prosa wie Poesie dem Abgrunde zu, in dem sie vollends versanken, als in der Mitte des 3. Jahrhunderts das Reich, gleichermaßen durch Thronumwälzungen wie durch separatistische Neigungen der Staaten des Westens und Ostens erschüttert, aus den Fugen zu gehen drohte. Wohl haben dann mächtige Kaiser seit Aurelianus (270—75) dem Verfall durch Wiederherstellung der Reichseinheit und Neuorganisation der Regierungs- und Reichs-

ordnungen zu steuern versucht und eine Hemmung der zentrifugalen Gewalten erreicht, aber der Erfolg war doch nur der, daß dann der Untergang des für ein Jahrhundert wieder zusammengefaßten Imperiums sich in gigantischer Größe und in Formen vollzog, die sich dem Sieger unvertilgbar aufprägten und in Gebilden wie dem römischen Recht und der katholischen Kirche bis auf die Gegenwart Bestand hielten. Dieses Beharrungsvermögen politischer und geistlicher Ordnungen gilt auch von den Literaturformen: sie gelangten als unverlierbare Größen ins Mittelalter, das sie wohl umschuf und verprägte, aber doch wie Münzen, die dauernd ihren Kurs behielten, der Neuzeit übermittelte. Es lohnt sich wohl, mit den Fingerspitzen daran zu rühren — mehr als dies kann nicht die Aufgabe einer Skizze sein —; der ästhetische Wert ist sehr gering, um so größer der geschichtliche wie bei allen Produkten einer Übergangszeit, in der aus alten, einfachen, klassischen Formen neue, barbarisch seltsam verzierte herauswachsen. Von landschaftlicher Betrachtung, die angesichts der seit dem Beginn der Kaiserzeit vorherrschenden Bedeutung der Provinzen in einer ausführlicheren Darstellung allein am Platz wäre, wollen wir hier ebenso absehen wie von einem streng chronologisch aufgeführten Gerüste: das Formengeschichtliche, wie es in Poesie und Prosa entgegentritt, soll den Leitfaden abgeben, wobei jedoch bemerkt sei, daß in der Spätzeit diese beiden Ausdrucksformen gestalteter Rede keineswegs mehr durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt, sondern Mischungen, sowohl innerlicher wie auch rein äußerlicher Art an der Tagesordnung waren, ein deutliches Kennzeichen des Sinkens künstlerischer Geschmacksbildung.

Der Garten der antiken Poesie war verwildert durch das Gestrüpp der Rhetorik, es sei denn, daß sich noch hier und da, wie in dem Zeitalter Hadrians und der Antonine, bescheidene Blümchen hervorwagten. Aber auch dieser ausgesogene Boden hat aus der erwähnten Befestigung des Reichs seit dem Ende des 3. Jahrhunderts noch einmal Lebenskraft geschöpft, die eine beträchtliche Nachblüte der Literatur ermöglichte. Der Nachlaß des Ausonius, eines angesehenen Professors der Rhetorik in dem Süd=

gallien der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, enthält zwar erheblich mehr Minder- als Vollwertiges, aber die Mischung des Blutes ermöglichte es ihm doch, gelegentlich Töne anklingen zu lassen, die eher der Harfe der Troubadours zu präludieren als an das Plektron der Dichter der Vorzeit zu erinnern scheinen, obwohl ihn, formengeschichtlich betrachtet, kennbare Fäden mit der erwähnten Dichterschule der hadrianischen Zeit verknüpfen. Auch in der Mosella, die uns als vaterländisches Landschaftsgemälde so wert ist, gelingen ihm die zierlich tändelnden, niedlich kosenden Abschnitte viel besser als die leider viel zahlreicheren, in denen er auf dem anspruchsvolleren Kothurn phrasenhafter Schilderungen einherstolziert. — Ein kraftvollerer Wind als dem Nachen, auf dem dieser Dichter an den Villen der Moselufer vorbeischiffte, schwellte dem stattlichen Musenschiffe seines ungefähren Zeitgenossen Claudianus die Segel, mit denen er zeitweise auf dem wildbewegten Meere gewaltiger Völkerbewegungen kreuzte: Stilicho, der Germane im römischen Reichsdienste, der tatsächliche Beherrscher des Westreichs, eine wahre Kraftnatur, ist sein Held, und Alarich dem Westgoten hat er, unfreiwillig und bebend vor nationaler Erbitterung gegen den Barbaren, einen unverwelklichen Lorbeerkranz gewunden; nichts Geringes für unsere Phantasie: ein geborener Grieche erzählt in lateinischen Versen vergilischer Kraft und Formenschönheit das Ringen der alten Kulturwelt mit den jungen Barbarennationen, denen die Zukunft gehören sollte. — Dieser Dichter war ein Epigone großen Wuchses, aber eine Poesie dieses Stils war doch längst dem Untergange geweiht: die Zeit war reif geworden für eine andere, die nicht in die Vergangenheit, sondern nach vorwärts wies. Zu den Segnungen, die die neue Religion der müden alten Welt brachte, gehörte auch die Schöpfung einer neuen Poesie. Zeitlich fast genau in dem Jahrzehnte, das die erwähnten Gedichte des burdigalensischen und des antiochenischen Poeten trennt, sang in der Mailänder Kirche die andächtige Gemeinde den Hymnus Deús creator omnium. Die Poesie war wiedergeboren, sie erhob sich mit der ecclesia triumphans phönixgleich aus der Asche und den Niede-

rungen gen Himmel und wurde aus dem Spiel des Verstandes, dem Experimentieren einer Kunstübung wieder das, was sie in alter großer Zeit gewesen war: die Sprache des Gefühls, der Ausdruck des Ethos von Gedanken und Stimmung; die alt- und neutestamentliche Mythologie verdrängte die zu Schemen gewordenen Gestalten des Olymps. Ambrosius hat aber in seinen Hymnen keine neuen Formen geschaffen: der Vers, in dem er sie dichtete, ist wieder derselbe, dessen sich jene Dichter der hadrianischen Zeit gern bedienten, und diese haben ihn ihrerseits der alten griechischen Lyrik nachgebildet: *Δήμητερ, ἁγνῶν ὀργίων* | *ἄνασσα, συμπαραστάτει,* | *καὶ σῷζε τὸν σαυτῆς χορόν* | *καί μ' ἀσφαλῶς πανήμερον* (Aristophanes), Iesú, labentes respice | et nos videndo corrige: | si respicis, lapsus cadunt | fletuque culpa solvitur (Ambrosius). Hymnen dieser Art besitzen wir auch von Venantius Fortunatus, dem Bischof von Poitiers, und Papst Gregorius dem Großen (beide gestorben Anfang des 7. Jahrhunderts). Bald darauf ist der quantitierende Vers dem akzentuierenden gewichen und damit die Bahn für die rhythmische Poesie freigeworden, die mit dem Reime, einem aus der Kunstprosa stammenden Ornamente versehen, kommenden Geschlechtern das Alte in zeitgemäßer Fortentwicklung überlieferte. Die kunstreichen Sequenzen des Mittelalters, wie sie im 9. Jahrh. Notker schuf, bedienen sich aber nicht mehr der alten Formen, sondern der Melodien, die auf dem letzten Alleluja des Zwischengesanges bei der Messe als Jubilationen gesungen wurden. Hier ist der Zusammenhang mit der griechisch-römischen Antike zerrissen, an deren Stelle — ganz im Einklange mit dem Ursprunge des Christentums — der Orient trat: schon Kaiser Julianus klagte, daß „die gottlosen Galiläer" eine Musik besäßen, die die in Verfall geratenen Weisen der alten Religion verdrängte, und setzte — vergebens — Prämien auf deren Belebung. Sehen wir jedoch von dem Musikalischen ab, so dürfen wir uns bewußt sein, daß unser protestantisches Kirchenlied, dessen schöpferische Vertreter Martin Luther und Paul Gerhardt auf der von Ambrosius ausgehenden Linie standen, eine lange, in die Antike zurückreichende Entwicklung zum Abschlusse gebracht hat.

In der Prosa nahm die Geschichtschreibung den vornehmsten Rang ein. Tacitus erhielt nach Jahrhunderten eines fast völligen Stillstandes in Ammianus Marcellinus, den der politische Aufschwung des 4. Jahrhunderts trug, einen bedeutenden Fortsetzer. Es ist bezeichnend, daß er wie sein ungefährer Zeitgenosse Claudianus ein geborener Grieche war, der nachweislich den Herodot und den Thukydides gelesen hat. Sein Werk ist „eine der lebendigsten und farbenreichsten Darstellungen des Altertums" (F. Leo). Es wurde dann seinerseits das Vorbild der großen historischen Werke der Übergangszeit. Dieser Stetigkeit der Entwicklung verdanken wir es, daß die machtvollsten germanischen Staatengründungen auf dem Boden des gestürzten Imperiums, die Reiche des Ostgoten Theoderich und des Franken Chlodwig in den Geschichtswerken des Cassiodorius (Jordanes) und des Gregorius von Tours Darstellungen fanden, die, wenn man sich einmal entschließen will, von dem leidigen Vergleichen abzusehen und das Gewordene in seiner geschichtlichen Notwendigkeit zu begreifen, in eigenem Lichte leuchteten. An diese Ausläufer der antiken Historiographie knüpften die Begründer der mittelalterlichen seit Paulus Diaconus, dem Geschichtschreiber der Langobarden (Ende des 8. Jahrhunderts), unmittelbar an, bis dann die humanistische, eine tausendjährige Entwicklung aufhebend, auf die antiken Originale selbst, Livius und vor allem Tacitus, zurückgriff. Wenn wir so die große Richtlinie der Historiographie andeutend zu ziehen unternahmen, dürfen wir doch nicht vergessen, daß in den von den Vorbildern des Altertums überkommenen Aufzug ein Einschlag erfolgte, der dem Gewebe eine besondere Musterung gab. Erst das Christentum hat durch Hineinbeziehung des Orients weltgeschichtliche Betrachtung ermöglicht, die selbst den dürren Chroniken, wie sie seit dem 3. Jahrhundert üblich wurden, eine über den Gesichtskreis der Antike herausragende Weite des Blicks gab. Und damit hängt ein weiteres zusammen. Aus den Gegensätzen von Staat und Kirche war eine Synthese geworden; es galt jetzt, das Wirken Gottes in der Menschheitsgeschichte zur Darstellung zu bringen. Das Problem wurde von Augustinus spekulativ erfaßt und gelöst in dem Nachweise, daß im

Kampfe der civitas terrena und divina die im Gottesreiche lebendige Idee des Guten triumphieren werde. Wir wollen uns dabei erinnern, daß die kontemplative Grundlage, auf der dieses bedeutendste Werk der alten Kirche ruht, platonisch ist, und daß bei der unermeßlichen Wirkung, die es in der Folgezeit ausübte, der befruchtende Same des edelsten Gutes der Antike über die Jahrhunderte des Mittelalters, dessen Gemütsleben an dem um- und mißgedeuteten Aristoteles kein Genüge fand, weithin ausgestreut wurde. Augustinus war es auch, dem es durch die Macht der sein Innenleben durchwebenden Individualität als einzigem gelang, eine wirklich neue Literaturform zu schaffen. Seine Confessiones, die den Kampf des Menschen zwischen Böse und Gut und den endlichen Triumph des Guten schildern, und die, so betrachtet, sich als das individualistische Widerspiel der politischen Menschheitsgeschichte Triumph des Guten schildern, und die sich als das individualistische Widerspiel seiner politisch-religiösen Menschheitsgeschichte darstellen, lassen sich zwar der Idee nach teilweise aus platonisch-stoischen Keimen entwickeln, stellen aber sowohl in der Gesamtheit der Erfindung wie in der Form der Ausführung ein absolut Neues dar: ein unendlichen Segen spendendes Buch, an dem sich Petrarcas empfänglicher Sinn entzündete und schwärmerisch in Thränen auflöste und das in Rousseaus reiffstem Werke eine ergreifende Erneuerung fand. Bekenntnisartigen Charakter hat auch ein Werk, das so recht auf der Zeitenwende stand: die „Tröstung der Philosophie" von Boethius (verf. 523/4). „Es ist mit eignem Leben aus der nicht verwelkenden Gedankenwelt hervorgegangen, hat im Geistesleben des Mittelalters eine große Rolle gespielt und dazu mitgewirkt, daß der Zusammenhang des Christentums mit dem Griechentum unter der Oberfläche fortdauerte" (F. Leo). Ein aristotelischer Dialog in ciceronischer Umarbeitung — beides uns nicht erhalten — bildet das Gefäß der Gedanken, in das aber auch die Mystik der Platoniker hinein strömte. An diesem, mit eignem Seelen- und Geistesadel gewürzten Weine haben sich viele Generationen der Folgezeit gelabt; die Formgebung des Werkes — eine ihrem innersten Wesen nach un-

künstlerische Mischung von Prosa und Versen — hat jahrhundertelang als Muster schriftstellerischer Komposition gegolten.

Der Wissensinhalt des Mittelalters war durchaus ein Erbe des Altertums, wie es verbrieft war in dem System der septem artes liberales, das noch gegen Ende der Antike von Martianus Capella, einem Lieblingsschriftsteller des Mittelalters, zuzusammengefaßt worden war. Cassiodorius paßte es — nicht ohne Vorgänger, unter denen wieder Augustins Name begegnet — dem christlichen Bildungsideale an, indem er es für die Mönche seines Klosters zurichtete; immer mehr scholastisch gestaltet, hat es die Grundlage der Universitätsgründungen vom 13. Jahrhundert an gebildet, bis die Humanisten es zerschlugen, indem sie an die Stelle der artes, des auf Flaschen gezogenen Bildungsextraktes, die auctores, das immer frisch sprudelnde Lebenswasser der großen Dichter und Denker der Antike, setzten. Dabei waren sie wie auf allen Gebieten so auch auf diesem bildungsgeschichtlichen insofern undankbar gegen das von ihnen verfemte Mittelalter, als dieses doch in treuer Arbeit für die Tradition eben der auctores gesorgt hatte. Aber freilich traten diese nunmehr aus der stillen Klosterzelle an das Licht der Welt, wurden statt eines Vorzugrechtes einiger hochentwickelten Gelehrtenschulen, wie derjenigen von Chartres und Tours im 11. bis 13. Jahrhundert, Gemeingut der Gebildeten, wirkten mit Jugendkraft und Jugendfrische befreiend und befruchtend und spornten dazu an, durch ihre Vermittlung zur Quelle der Schönheit, dem Hellenentume, vorzudringen, das dem abendländischen Mittelalter infolge des fast völligen Verlustes griechischer Sprachkenntnisse ein versiegeltes Buch gewesen war. Nun lernte man Platon, den man nur im Spiegelbilde des Cicero und Apuleius, des Macrobius und Chalcidius, des Augustinus und Boethius sowie aus lateinischen Übersetzungen arabischer Bearbeitungen des Neuplatonismus kannte, der aber sogar in diesen vielfachen Brechungen einen tiefen Einfluß auf das Geistesleben des Mittelalters ausübte, selbst kennen, brauchte ihn nicht mehr wie Petrarca, der ein paar seiner Dialoge besaß, nur von fern anzubeten, sondern konnte sich an ihm berauschen. Nun schlürfte man wieder in vollen Zügen den

Wein der Tragiker, die man nur aus den Übersetzungsproben Ciceros und den Umgestaltungen Senecas gekannt hatte. Nun drang man über Vergil zu Homer vor. Renascatur antiquitas: dieses prophetische Wort Petrarcas, der sich einem Januskopfe verglich, simul ante retroque prospiciens, ward erst jetzt zur vollen Wahrheit.

Der Strom des Lebens rauscht hörbar durch die Jahrtausende. Wohl droht er gelegentlich zu versanden und wird streckenweise unsichtbar, indem er sich in Erdentiefen verliert; aber der Durst und die Sehnsucht der Völker sorgt immer wieder dafür, daß sein Bett sich füllt, daß er aus unterirdischen Schlüften an das helle Tageslicht emporquillt. So war es von jeher und so wird es, da die Wahrheiten der Geschichte und die Kulturerlebnisse großer Völker unverlierbares Menschheitsgut sind, wohl auch fernerhin bleiben.

Literatur. Eine etwas anders gerichtete Skizze desselben literarischen Zeitraumes habe ich gegeben in der „Kultur der Gegenwart", Teil I, Abteilung VIII, 3. Aufl. (Leipzig 1912). Dort (S. 521 f.) finden sich auch Literaturnachweise, zu deren Ergänzung jetzt auf P. Lehmann, Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters (Sitzungsber. d. Bayerischen Akad. d. Wiss., Philos.-philol. u. hist. Kl., Jahrg. 1918, 8. Abhandl.) verwiesen sei.

Die Wiederaufnahme der Antike im Mittelalter und in der Renaissance.

Wenn man in früherer Zeit dem Mittelalter die geistig schöpferische Kraft absprechen zu dürfen glaubte, so waren einige Jahrhunderte der menschlichen Entwicklung wie ausgeschaltet aus dem allgemeinen Gang der Dinge — erst mit dem 13. oder 14. Jahrhundert setzte scheinbar die abgebrochene Entwicklung wieder ein. Aber seit die mittelalterliche Zeit in ihrer wahren Bedeutung erkannt ist: als Zeitalter der Entfaltung einer neuen Kultur mit neuen Völkern und neuen Gedanken, hat man die Arbeit schätzen gelernt, die sich von der Karolingerzeit bis zum 13. Jahrhundert auf abendländischem Boden vollzogen hat und die nichts weniger als die Erziehung der germanisch-romanischen

Völker zu immer größerer Kulturfähigkeit und ihrer Vorbereitung zur Leistung der höchsten Menschheitsaufgaben bedeutet. Ist solche Erkenntnis einmal gewonnen, so werden die treibenden Kräfte, die solche Aufwärtsentwicklung zustande gebracht haben, nicht hoch genug einzuschätzen sein; denn der Aufstieg von den primitiven Zuständen am Schlusse der Völkerwanderung bis zu den reichen Ergebnissen schon des 13. Jahrhunderts und dann erst der Renaissancezeit ist wahrlich kein geringer.

Auf dreierlei beruht diese gesamte Aufwärtsentwicklung: auf germanischem Eigengut, auf Christentum und Antike. Die germanischen Bestandteile sind aber gerade in diesen Jahrhunderten noch schwach, und erst mit dem 13. Jahrhundert erhebt sich überall das nationale Element zu wirklicher Schöpferkraft. Die erziehenden Kräfte aber, die das Innenleben der neuen Völker vorwiegend zur Entfaltung bringen, sind Christentum und Antike. Beide sind Kinder einer Mutter, denn soweit sich später auch das Christentum von der Antike entfernt, so ist es doch auf demselben Boden geboren und weithin mit dem Geiste des Altertums erfüllt. Wirkt also das Christentum gestaltend auf die mittelalterliche Welt, so wirkt schon auf diesem Wege ein Stück Altertum: die lateinische Kirchensprache, die von antik römischem Geiste erfüllte Kirchenverfassung — das sind Elemente der Antike, die dem Mittelalter vom Christentum um so viel stärker eingepflanzt wurden, je größer die zwingende Macht der christlichen Kirche geworden war. Schon hier liegt ein entscheidender Schluß vor: ohne Antike keine christliche Kirche des Mittelalters! Das aber bedeutet, daß diese christliche Welt, in der wir heute noch stehen und deren Ablauf wohl noch niemand wird prophezeien wollen, nur dann faßbar wird in ihrem ganzen Wesen, wenn man ihren Zusammenhang mit der Antike versteht. Und so wird auch, wenn man dem heidnisch-antiken Einfluß auf das Mittelalter nachgeht, die christliche Kirche als ein Teil dieses Ganzen immer wieder zu nennen sein: das Christentum ist eben sowohl eigene Macht (in allen seinen die Antike auflösenden Erscheinungen) als auch Kraft der Antike selber. Alles

Nichtchristliche des Altertums aber ist dem Mittelalter vor allem — und im Norden ausschließlich — durch die Vermittlung der christlichen Kirche zugekommen, wodurch eine doppelte Verflechtung zwischen Christentum und Antike entstanden ist.

Man muß unterscheiden zwischen den Ländern, in denen die Antike sich bis zur Völkerwanderung voll entfaltet hatte, und denen, für die es keinerlei direkte antike Überlieferungen gab. Deutschland, England und Skandinavien sind im wesentlichen Neuland für Christentum und Antike; Italien, Spanien, Gallien bewahren durch alle Stürme hindurch — Spanien allerdings nur bis zur Araberzeit — den von der Antike durchpflügten Untergrund, auf dem jeder neue Kulturstaat sich leichter zu entwickeln vermochte. Neues Volkstum war auch in Italien und Gallien geworden, aber die alten Schichten mit ihren Kulturelementen sahen daraus hervor und ebenso die eine oder andere Einrichtung der Vergangenheit und die monumentalen Zeugnisse alter Größe. Auf Grund solcher Überlieferungen, und da die Rassenmischung der Völkerwanderung neuen Antrieb im Körperlichen und Seelischen bedeutet hatte, gehen Italien und Frankreich in ihrer Entwicklung voran: hier ist die Reife der mittelalterlichen Zeiten früher erreicht und voller ausgestaltet als in den übrigen Gebieten.

Aber trotzdem kann man sagen, daß das Verhältnis der Antike zur mittelalterlichen Welt sich im großen gleichzeitig entwickelt hat; der Austausch unter den neuen germanisch-romanischen Völkern ist so stark, daß der allgemeine Fortschritt sich in eng verwandter Weise vollzieht. Italien bleibt in vieler Hinsicht das Mutterland der europäischen Kultur, und von dorther kommen die Wellen, die sich mit antiker Bildung von Zeit zu Zeit über den Norden ergießen. Die Geschichte der Antike im deutschen Mittelalter ist eine Folge von Herübernahmen der Antike in das deutsche Geistes- und Kunst- und Staatsleben. Aber diese Rezeptionen vollziehen sich im Verhältnis zur Aufnahmefähigkeit der neuen Kulturen — bei jeder Rezeption verstärkt sich der geistige Gehalt und die Wirkung des Gegebenen.

Mit der Völkerwanderung war das Ende aller schöpferischen Kultur in der Antike erreicht. Seitdem war hier ein abgeschlossenes Ganzes, versunken in dichten Nebel, von Allen wohl geahnt, von den wenigsten noch irgendwie deutlich gesehen. In dieser Ahnung aber lag zugleich eine schrankenlose Bewunderung und eine Bereitwilligkeit zur Unterordnung — man empfand das eigene Nichts im Vergleich mit der einstigen Vollkommenheit. Bei den neuen germanischen und angelsächsischen Völkern brachte das Christentum zugleich mit der Religion die ersten antiken Elemente: überall nahm man die lateinische Sprache wie etwas Selbstverständliches auf, erhob sie zur Staats- und Kultursprache, und selbst die Volksrechte wurden in ihr aufgezeichnet, ohne Rücksicht auf allgemeine Verständlichkeit. Wo das Christentum Fuß faßte, kamen zugleich auch Anfänge höherer Bildung; soweit sie nicht Theologie war, bestand sie aus der Lektüre antiker Schriften. Damit ergab sich aber auch ein unvermeidlicher Zwiespalt: die Antike war in ihren meist gelesenen Dichtern und Philosophen heidnisch und weltfreudig — die christliche Seele kam bei solcher Berührung in Gefahr, sich selbst zu verlieren. Und so geht denn von den Kirchenvätern bis zur Renaissance der Kampf strenger Eiferer gegen die heidnische Antike überhaupt, und daneben ihre nachsichtige Verteidigung durch alle diejenigen, die sie auch im Kloster, in Wissenschaft und Schule nicht entbehren konnten. Die maßgebenden Stellen der Kirche haben sich nie festgelegt, denn sie fühlten, vor allem in Italien, die Unlösbarkeit dieses Konfliktes — auf Vergil und Ovid, auf Cicero und Seneca zu verzichten erschien unmöglich. Man suchte daher in ihnen christliche Elemente festzustellen, versuchte den rein pädagogischen Charakter dieser Anlehnung an die Antike zu erweisen — als dienende Magd der Kirche schien die Antike den ihr gebührenden Platz zu versehen. Immer wieder warnen die streng christlichen Elemente vor jeder Berührung mit dem heidnischen Gifte, dessen verführerische Wirkung sie ringsumher sahen; aber nicht nur der ästhetische Reiz der antiken Schriftsteller wirkte mit un-

überwindlicher Kraft, sondern die geistigen Notwendigkeiten führten zu ihnen hin. Die lateinischen Schriftsteller waren beim Unterricht in der lateinischen Sprache und bei der Einführung in jedes außertheologische Bildungs- und Wissenschaftsleben unentbehrlich. Was man an medizinischen, mathematischen, technischen Kenntnissen besaß, verdankte man ebenso ausschließlich dem Altertum wie auch jede Vorstellung von schöner oder von philosophischer und historischer Literatur. Das Bündnis zwischen der Kirche und der Antike war deshalb ein unvermeidlicher Zwang.

Das Verhängnis für die Kirche war, daß dieser Zwang mit jeder Zunahme des Kulturlebens sich zugunsten der Antike steigern mußte. Solange die geistige Aufnahmefähigkeit der neu sich bildenden abendländischen Völker noch gering war, konnte der Geist des Altertums nicht zur Wirkung kommen. Der erste, bis zum 12. Jahrhundert reichende Zeitabschnitt dieses Verhältnisses ist deshalb gekennzeichnet durch eine lediglich formale Aufnahme des Altertums — der Geist, der hinter den Schriftdenkmälern steht oder aus den Kunstwerken spricht, bleibt noch unerkannt, oder er wird auf diesem jungen Kulturboden vom Übergewicht des Christentums ohne Gefahr überwunden. Nur Bruchstücke des Altertums kommen zur Geltung — sogar die einzelnen Schriftsteller werden meist nur in Teilen bekannt, wie die Handbücher des Unterrichts (Donatus aus dem 4. Jahrhundert, Priscianus aus dem 6. Jahrhundert) sie in Blütenlesen darboten. Völlig versunken erscheint das Griechentum; die Kenntnis der griechischen Sprache entschwindet bis auf einige Ausnahmen, die den Zeitgenossen mit Staunen bekannt gegeben werden. Nur in lateinischer Übersetzung werden Bruchstücke von Aristoteles und Plato wiedergegeben — die lateinische Literatur wird zur Vertreterin des Altertums überhaupt. Das Griechentum, der echteste Geist der Antike, wird erst auf weit höherer Kulturstufe der abendländischen Welt wieder zugänglich.

Während in den Anfangszeiten der neuen germanisch-romanischen Völker und ihrer Kultur die letzten Reste der Antike als praktische Notwendigkeiten eingedrungen waren, bringt die

Zeit Karls des Großen die erste bewußte Anlehnung an die Vergangenheit. Es war vor allem Karls persönliche Einsicht, daß sein Staat zu seiner Hebung der geistigen Kultur bedürfe, wie sie ihm in Italien noch immer auf einer gewissen Höhe entgegentrat. Und so versammelt er Gelehrte aus Italien, Spanien und Angelsachsen zusammen mit den besten Köpfen des fränkischen Reiches an seinem Hofe und läßt damit die Antike zum erstenmal im Norden lebendig werden. Es ist der Beweis dafür, daß die selbstentwickelte Kultur der neuen Völker unzureichend für die höheren Aufgaben der Gemeinschaft war, denn wir wissen, daß Karl der Große das staatliche Interesse dabei noch vor das geistige stellte. Freilich erwies sich die Zeit noch nicht als genugsam aufnahmefähig für die immerhin nur bescheidenen Teile der antiken Bildung; als die treibende Kraft des Kaisers fehlte, verfiel das neu Gepflanzte an den meisten Stellen, und nur in einzelnen Klöstern und ihren Schulen blieb ein gesicherter Rest von dieser karolingischen Rezeption der Antike lebendig. Die Zeit Ottos des Großen brachte bei der erneuten Berührung mit Italien die zweite Aufnahme antiken Gutes. Aber während in der karolingischen Zeit ein stattlicher Kreis bedeutender Männer das antike Element zu verbreiten strebt, sind es jetzt über das Land verstreute Einzelne, die sich vom Altertum befruchten lassen: in einzelnen Geschichtswerken zeigt sich die Kenntnis antiker Vorbilder, die Nonne Hrotsvith dichtet Terenzische Komödien ins Christliche um, Mitglieder des Königshauses, hohe Geistliche und Gelehrte in den Klöstern sind voll Interesse für die alten Dichter und Prosaiker. Wie in der Karolingerzeit ist es auch jetzt nur eine äußerliche Herübernahme, auf das einzelne gerichtet, vom Wunsche nach Erreichung der schönen alten Form getragen, und selbst wenn Hrotsvith Terenzisches Heidentum durch christliche Dramen ersetzen will, so liegt zuletzt auch darin nur die Hoffnung, es dem alten Dichter an Reiz gleichtun zu können.

Mehr konnte dieses ganze Zeitalter nicht leisten, als die äußere Form der Antike nachahmen; noch stand dieses gesamte

geistige Leben zu sehr unter dem Gesetz des Lernens, des Aufnehmens und Nachahmens — zu Eigenem fehlte noch die schöpferische Kraft. Nur auf dem Gebiete der Baukunst bildet sich aus antiken und altchristlichen Elementen heraus ein neuer Stil, der romanische, der die Einfügung antiker Formen in ein neues selbständiges Ganze bedeutet. Hier ist die Antike in Wahrheit dienendes Glied geworden, obwohl sie auch da in vielfacher Hinsicht den Lehrmeister abgab.

Um das Jahr 1100 ist in der abendländischen Kultur ein Stand erreicht, der zu weiterem Ausgreifen befähigte. Die Antike tritt in ein neues Verhältnis zur mittelaterlichen Welt ein. Bisher nur formal-pädagogisches Hilfsmittel, wird sie jetzt auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft und der Philosophie Führerin zu wissenschaftlicher Erkenntnis. Ein Rest des römischen Rechtes war in Italien immer lebendig geblieben, obwohl von allen Seiten eingeengt durch das langobardische Recht; seit Ende des 11. Jahrhunderts ersteht in Bologna von neuem das Interesse für das justinianische Recht, und die Universität Bologna verdankt Entstehung und Aufblühen dem Umstand, daß sie Mittelpunkt dieser Studien wurde. Die Begeisterung, mit der das altrömische Recht jetzt aufgenommen wurde, ist wohl in erster Linie bezeichnend für die italienische Gesinnung dem Altertum gegenüber, aber doch auch ein Beweis, daß die abendländische Kultur nunmehr den geistigen Inhalten des Altertums auf einzelnen Gebieten näher zu treten vermag. Während das römische Recht sich in rund zwei Jahrhunderten in ganz Italien zur vollen Herrschaft durchkämpft, vollzieht sich ein noch viel wichtigerer Vorgang auf dem Gebiete der Theologie. Als hier nach den ersten Zeiten bloßen Aufnehmens des altkirchlichen Materials unter den vertiefenden Einwirkungen der kirchlichen Reformbewegung des 10. und 11. Jahrhunderts eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Inhalt des Glaubens beginnt, wird die platonische und aristotelische Philosophie als Mittel zur logischen Durchdringung der Kirchenlehren herangezogen. Die Scholastik, die diese Verbindung von Theologie

und antiker Philosophie bedeutet, glaubt das Übergewicht der Theologie zu wahren und die Philosophie in der Stellung einer Magd der Kirche zu halten, aber sie gab bei ihrem eigenen logischen Unvermögen den beiden Philosophen, und vor allem dem Aristoteles, eine geradezu kanonische Bedeutung, und wie gleichzeitig das römische Recht, so wurde jetzt auch die griechische Philosophie in eine schlechtweg beherrschende Stellung gerückt.

Zweierlei verbindet sich bei diesem Verhältnis der Scholastik zur Antike miteinander: eine wissenschaftliche Notwendigkeit und ein neuer wissenschaftlicher Erkenntnisdrang. Eine Notwendigkeit: denn der Beweis der Dogmas konnte stichhaltig nur auf logischem Wege geführt werden, und wo es keine andere wissenschaftliche Logik gab als die der Antike, so war man bedingungslos auf sie angewiesen. Der neue Erkenntnisdrang aber war ein Ergebnis der geistigen Entwicklung: derselbe Geist der Zeit, der die Begründung des Dogmas verlangte, begann sich in vermehrtem Maße, als es zuvor überhaupt möglich gewesen war, der Erforschung der Geisteswelt und der Natur zuzuwenden, und hier stieß er naturgemäß auf die Arbeit der antiken Wissenschaft und mußte in ihr, bei dem eigenen bescheidenen Stand der Erkenntnis, den Führer zu tieferen Einsichten entdecken. Wenn in der Schule von Chartres im 12. Jahrhundert das Studium Platos aufblüht, wenn im 13. Jahrhundert, genährt von arabischen und jüdischen Übersetzungen, die Kenntnis der Antike sich ausdehnt und für die beherrschende Schule Aristoteles schlechtweg „der Philosoph“, der richtunggebende Weise wird, so liegt darin auch ein inneres Verhältnis dieser Forscher der Scholastik zur Antike vor: die suchende Hingabe an eine überlegene geistige Welt, oder besser noch: ein Enthusiasmus für die Antike, beschränkt durch den Bann der christlichen Lehre. Aber es war nur noch ein kleiner Schritt zum freien ungezügelten Enthusiasmus — die Scholastik ist der Schrittmacher der Renaissance!

Daß die italienische Renaissance und ihr wissenschaftliches Untergebiet, der Humanismus, nicht so sehr tiefe Gegensätze zum Mittelalter sind, sondern vielmehr dessen notwendige Wei=

terentwicklung, ist heute eine allgemein anerkannte Tatsache. Freilich bringt die Renaissance Auflösungen des mittelalterlichen Geistes, vor allem auf kirchlichem Gebiete, aber sie entspringen nicht einer plötzlich unter antikem Einfluß auftretenden veränderten Geistesrichtung, sondern einer geistigen Entwicklung, in der sich das Wachstum der abendländischen Geisteskultur mit den Anregungen der Antike immer von neuem verbunden hat. Wer die Bedeutung der Antike für die tieferen Ergebnisse der Renaissance und des neuzeitlichen Geisteslebens ganz ausschalten oder als geringwertig einsetzen will, übersieht, daß schon die gesamte mittelalterliche Entwicklung von der Antike befruchtet ist und daß in der Renaissance nur das folgerichtige Wachstum dieses ständigen Einflusses zutage tritt. Die Antike ist dabei niemals allein die treibende Kraft zum Neuen gewesen; jedes der germanisch-romanischen Völker hat sein eigenes Kulturleben zu entwickeln gestrebt. Aber wie zwischen diesen Völkern ein ewiger Austausch sich vollzieht, so auch zwischen ihnen und der Antike, und es wird an vielen Stellen schwer oder unmöglich sein, den letzten Antrieb der Entwicklung eindeutig festzustellen. Wie schon unzweifelhaft auf die germanische Kunst der Völkerwanderungszeit in Südrußland oströmische Einflüsse eingewirkt haben, so wirken sichtbar und unsichtbar, direkt und indirekt, aufbauend und zersetzend immer wieder durch die Jahrhunderte hindurch antike Elemente auf die Kultur der germanisch-romanischen Völker ein, weil sich in allen Fragen des geistigen Lebens der Blick der Suchenden notwendig auf den Schatz einer überlegenen Weisheit richten mußte. Die italienische Renaissance hat ihre Vorläufer und Seitenbewegungen in Italien, Frankreich und Deutschland, und darin drückt sich das allgemeine Wachsen der geistigen und künstlerischen Kräfte aus — überall steigt die selbständig werdende nationale Kultur zu eigenen Schöpfungen empor. Und so ist auch vieles, was die italienische Bewegung, die man zusammenfassend Renaissance nennt, im 14., 15. und 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, nur Weiterentwicklung des mittelalterlichen Lebens, das sich im

13. Jahrhundert zu starker nationaler Eigenart entfaltet hatte, und das in gleichem Maße germanische, französische und antike Elemente in sich trägt. Aber gerade in Italien ist zu beobachten, wie im 13. Jahrhundert parallel mit der allgemeinen nationalen Kulturentwicklung auch der Einfluß der Antike wächst — man nehme nur einmal die Geschichtschreibung vor oder das gesamte Gebiet der Wissenschaft! Andere Gebiete wie Malerei und Baukunst, Stadtverfassungen und religiöses Volksleben gehen ihren eigenen Weg, nur hier und da von der Antike berührt, aber über dem Ganzen lagert im Italien des 13. Jahrhunderts ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Antike wie zwischen Mutter und Kind. Und deshalb ist auch der allgemeine Glaube der Renaissancezeit selber erklärlich, als ob sie der Antike alles verdanke.

So war es in Wahrheit nicht — man kann in der geistig-künstlerischen Bewegung Italiens vom 14. Jahrhundert ab in vieler Hinsicht scheiden, was verstärktem Einfluß des Altertums entspringt und was die vorangehende nationale Kulturentwicklung weiterführt. Aber man vergesse dabei nicht: der verstärkte Sinn für das Altertum und die schließlich schrankenlose Begeisterung ist selber nichts anderes als die Fortsetzung mittelalterlicher Stimmungen: der nächste und innerlich begründete Schritt über das Verhältnis der Scholastik zur Antike hinaus. Aus bewußter Anlehnung war leidenschaftliche Hingabe geworden. Und konnten die Menschen, denen sich der tiefere Gehalt und der Reichtum der Antike von neuem erschloß, darin überhaupt etwas anderes als die gewaltigste Erweiterung ihres inneren Daseins erblicken? An was für einer Stelle, ausgenommen das rein Religiöse, wäre man imstande gewesen, mit den Erkenntnissen und Leistungen des Altertums in Wettbewerb zu treten? Dantes Göttliche Komödie war um 1320 das erste Werk, das sich selbständig neben die großen Leistungen der Antike stellen konnte — man müßte denn die Leistungen der gotischen Baukunst des 13. Jahrhunderts neben die Antike halten wollen. Die große Plastik des 13. Jahrhunderts in Italien, Frankreich

und Deutschland dankte jedenfalls dem antiken Einfluß Wesentliches und Grundlegendes.

In der italienischen Renaissance gehen die beiden Ströme zwei Jahrhunderte lang nebeneinander: der antike und der mittelalterlich nationale. Nur zum Teil stehen sie im Kampfe, denn dieser zweite ist so sehr der natürlich gegebene wie jener andere der darüber hinaus unentbehrliche. Da man sich im italienischen Volke als Erbe der Antike fühlt, empfindet niemand einen Widerspruch zwischen zwei Kulturen, die doch in Wahrheit durch den Unterschied ihres religiösen Grundcharakters tief voneinander geschieden waren. Man suchte, um sich zu beruhigen, in der Antike die Vorläufer des Christentums festzustellen; zumeist aber siegte die geistig-künstlerische Macht des Altertums widerstandslos — man braucht nur an die Gesinnung von Päpsten, Kardinälen und anderen Kirchenfürsten und Geistlichen zu denken, um sich das Schwinden jeder Grenze zwischen antik-heidnischer Kultur und Christentum klar zu machen.

Die Hochrenaissance bringt um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert die Vereinigung der beiden Strömungen zu einer höheren Einheit: in den großen Künstlern wie in den großen Schriftstellern der Zeit ist das antike Element dem nationalen so eingefügt, daß man von einem Abschluß der Entwicklung sprechen kann. Das nationale Element hat im wesentlichen gesiegt, aber seine Erhöhung beruht zum großen Teil auf dem, was ihm das Altertum zugeführt hatte. So viel das Christentum auch dabei bedeutete — die völlige Freiheit Leonardos oder Machiavellis von jeder kirchlichen Gebundenheit war von der Antike ebenso befruchtet wie Raffaels naives Heidenchristentum und Michelangelos und Vittoria Colonnas innere Auseinandersetzung mit den Glaubensfragen. Sichtbar und unsichtbar wirken überall Aristoteles und Plato, Stoiker und Historiker mit hinein. Denn noch immer waren sie gegenüber aller christlichen Philosophie der überlegenere Teil. Man vergleiche doch, wie die Wiederentdeckung des Tacitus auf den deutschen Humanismus wirkte: „Die Wendung zu kulturgeschichtlicher Betrachtung und

insbesondere die Entwicklung eines deutschen historischen Bewußtseins ist ihnen zu danken" (Joachimsen).

Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts hatte auf Italien fast nur das römische Altertum gewirkt — selbst Aristoteles war mit dem Niedergang der Scholastik in den Hintergrund getreten. Seit jenem Zeitpunkt aber trat Plato hinzu und damit wenigstens ein Teil des Griechentums. Religion, Philosophie und Kunst sind von seinen Einwirkungen tief ergriffen worden. Im übrigen aber vermochte Italien, von altrömischem Dünkel erfüllt, dem Griechentum nicht gerecht zu werden. Hier aber setzten Deutschland, Frankreich und die Niederlande, auch England ein; vorurteilsfrei auf das ganze Altertum gerichtet, wurde hier der Humanismus, also die gelehrte Bewegung innerhalb der Renaissance, wahrhafter Erforscher von Römertum und Griechentum; die Wissenschaft vom Altertum wurde hier begründet. Und in Deutschland vor allem führt der Weg zu den griechischen und hebräischen Urkunden der christlichen Religion: die Reformation erhält von hier aus ihre wissenschaftliche Grundlegung. Wie die deutsche humanistische Wissenschaft nur aus der Berührung mit der Renaissance entsteht, wie Dürer, Holbein, Peter Vischer nur durch die Berührung mit Italien aus nationaler realistischer Enge emporwachsen zu Künstlern universaler Art, so ist auch die Reformation kaum denkbar ohne die Renaissance. Und damit ist ihre weltgeschichtliche Rechtfertigung gegeben. Aber nicht nur in diesem Höhepunkt abendländischer Kultur steht die Antike helfend und treibend zur Seite, sondern sie begleitet in Wahrheit das Werden dieser gesamten Kultur von ihren frühmittelalterlichen Anfängen bis zu diesem Höhepunkt hin — niemals alles bestimmend, aber auch niemals völlig entbehrlich.

Literatur. Über das Fortleben der Antike im Mittelalter und in der Renaissancezeit gibt es bisher keine Darstellung. Man ist angewiesen auf Einzeluntersuchungen wie: E. Norden, Die antike Kunstprosa vom 6. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Teubner, Leipzig[3] 1918. Bd. II S. 659—809, mit außerordentlich vielen wichtigen Einzelheiten

und kritischen Bemerkungen. — Novati, L'influsso del pensiero latino sopra la civiltà italiana del medio evo (Mailand [2]1899), das in seiner Art noch immer den weitesten Überblick bietet, aber sich nur mit Italien bis zum 13. Jahrh. beschäftigt. — Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Teubner, Leipzig [3]1912. — Comparetti, Virgilio nel medio evo. 2 Bde. Florenz [2]1896. — Über die Bedeutung der Antike für die Renaissance: Goetz, Renaissance und Antike (Hist. Zeitschr. 113) 1914.

Der Neuhumanismus.

Daß wir von einem Neuhumanismus sprechen, setzt zweierlei voraus: die Ähnlichkeit dieser Bewegung mit dem Humanismus der Renaissance und die Anerkennung, daß in der neuhumanistischen Bewegung sich spezifische Unterschiede zu der älteren Schwester aufzeigen lassen. In der Tat kann beides dargetan werden. Die Ähnlichkeit besteht zunächst darin, daß in beiden Fällen von einer erstarkten Tradition fort der Weg zu den Quellen gesucht wurde. Von dem Aristoteles der Scholastik zu dem echten Aristoteles, ebenso von der aristotelischen Poetik der französischen Bühne zu dem Aristoteles der hamburgischen Dramaturgie. In beiden Fällen handelt es sich darum, originelle Gedanken freizulegen von der angebauten Tradition. Wichtiger aber ist der Unterschied, und auf ihn kommt es hier vor allen Dingen an. Zunächst fällt es auf, daß der Neuhumanismus keine allgemein europäische Erscheinung ist, sondern eine vorwiegend deutsche Angelegenheit, und daß er, so mächtig auch seine Wirkung außerhalb Deutschlands später geworden ist, sich anderswo niemals so restlos hat durchsetzen können wie in dem Lande seiner Entstehung. Sodann aber handelt es sich bei der neuhumanistischen Bewegung nicht um eine Wiedergewinnung der gesamten antiken Kultur wie bei dem Humanismus der Renaissance. So wichtig auch Erscheinungen wie Heynes Virgil und Niebuhrs Römische Geschichte für die Erkenntnis des römischen Volkes und seiner Kultur gewesen sind, so sind das doch nur Nebenresultate. Von vornherein geht in Winckelmann und Lessing, Herder, Goethe und Humboldt, Wolff und Böckh der eigentliche Erkenntnisweg zu den Hellenen, und damit

wird zurechtgerückt und nachgeholt, was in der ersten Renaissance nicht vollständig geleistet worden war. Es soll natürlich nicht geleugnet werden, daß auch im ersten Humanismus die wundervollsten Leistungen auf dem Gebiete der griechischen Philologie verzeichnet gewesen sind. Aber wenn man den Schulbetrieb ins Auge faßt, die Lektüre der Gebildeten, die beherrschende Stellung des Humanistenlateins in Rede und Schrift, so kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß hier das Lateinische ebenso in erster Linie stand wie bei dem Neuhumanismus das Griechische. Und vielleicht hängt damit zusammen, daß das Erstarren des Humanismus, welches wir in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts beobachten können, sich so schnell und herrisch vollzog, wie dies tatsächlich der Fall gewesen ist. Durch den ersten Band von Leos Geschichte der römischen Literatur sind wir zum ersten Male vollständig darüber unterrichtet worden, wie bis in alle Einzelheiten hinein die geistige Kultur Roms eine aus der griechischen abgeleitete war. Es war eine stilisierte griechische Kultur, und bereits stilisierte Formen lassen sich ungleich leichter weiter stilisieren als die bodenständigen Erzeugnisse einer nationalen Kultur. Und so ist es denn erklärlich, weshalb der Ruf: „Zurück zur Natur!", den Rousseau um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Frankreich erhob, sich in Deutschland alsbald umsetzte in den Ruf: „Zurück zu den Griechen!"

Es ist vollständig richtig, daß eine ganze Menge von falschen oder doch mindestens schiefen Voraussetzungen und Behauptungen über die Griechen und die Eigenart ihrer Kultur hierbei mit im Spiele waren. Sie zu korrigieren oder auf das richtige Maß zurückzuführen, ja selbst sie gänzlich zu widerlegen, ist eine der wichtigsten Aufgaben gerade der Wissenschaft des Neuhumanismus gewesen. Aber worauf es hier ankommt, ist der Hinweis auf die Tatsache, daß durch den Neuhumanismus für uns Deutsche Griechenland ebenso das zentrale Interesse geworden ist, wie durch den ersten Humanismus es das alte Rom geworden war. Homer tritt an die Stelle Virgils, Thukydides an die Tacitus', Sophokles an die Senecas, Plato an die Ciceros. Vor allem aber: es entsteht eine

ganz andere geistige Einstellung gegenüber dem Altertum, und diese nennen wir vorzugsweise mit dem Namen des Neuhumanismus. Diesen Neuhumanismus aber geschaffen zu haben, ist das unvergängliche Verdienst Herders.

Es war für Herder zur Unmöglichkeit geworden, die Kultur des 18. Jahrhunderts als Wertmaßstab bei der Beurteilung historischer Entwicklung anzusehen; ebenso fern aber lag es ihm, den kulturlosen Wilden Rousseaus als unerreichbares Ideal betrachten zu wollen. Sein heller Blick für die individuelle Bestimmtheit jeder volkstümlichen Kultur brachte ihn endlich in Gefahr, indem er die Berechtigung einer jeden Kultur anzuerkennen genötigt war, in eine unterschiedslose Gleichschätzung aller zu verfallen. Alle diese Schwierigkeiten wurden mit einem Schlage beseitigt durch die Stellung, die in seiner Geschichtsphilosophie, am klarsten in den „Ideen", das Griechentum erhielt. Eine hochausgebildete Kultur, die aber Produkt und höchstes Gut eines freien Volkes war, zur Kultur gesteigerte Natur, nicht aber auf eine überfeinerte Oberschicht beschränkte künstliche Tünche. Nicht mit Sittlichkeit und Religion verfeindet, sondern in regster Wechselwirkung mit ihnen eine zur höchsten erreichbaren Schönheit sich entfaltende Kunst. Wenn ein jedes Volk dazu bestimmt ist, alles das zur vollsten Ausbildung zu entwickeln, was in ihm an Menschlichkeit angelegt ist, so sehen wir auch bei den Griechen eine solche Ausbildung der Humanität; aber durch die glücklichen Verhältnisse, in denen dies begünstigte Volk leben durfte, durch seine reiche innere Begabung haben wir es hier mit einem Höhepunkt der Humanität zu tun, der bei allem sonstigen Fortschritt im einzelnen nie wieder erreicht werden kann.

Das Wertvollste in diesen Gedanken wurde dann von Goethe und Schiller in ästhetischer und sozial-pädagogischer Hinsicht weiter ausgeführt, am tiefsten und gehaltvollsten aber durch Wilhelm von Humboldt in seiner Kulturphilosophie zum Eckstein seiner ganzen Weltanschauung gemacht. Wie unter den Menschen der Künstler als der wahre ganze und ungeteilte Mensch zu betrachten ist, wie in der Ästhetik Kants der harmonische Abschluß der theoretischen wie der praktischen Philosophie erreicht wird, wie der ästhetische

Staat Schillers die notwendige Überleitung vom Gewaltstaat zum Vernunftstaat zu bilden hat, so ist das griechische Volk das Genie unter den andern Völkern, seine Leistungen sind exemplarisch, seine Kultur ein Maximum der Humanität. Aber während bei Herder mit ähnlichen Erkenntnissen ein tiefer Pessimismus dem heutigen Zustand gegenüber sich gelegentlich verbinden mußte, ist Wilhelm von Humboldt nicht geneigt, solchen Stimmungen Raum zu geben. Nicht erreichen können wir die Griechen, aber wir können sie überholen, freilich nur indem wir das zu benutzen verstehen, was sie als ewigen Beitrag zur Humanität geleistet haben. Es war kein Irrweg, der uns lange Zeit von den Griechen fortgeleitet hat, durch seine Zurücklegung haben wir eine Tiefe und Verinnerlichung gewonnen, die uns nun ermöglicht, das von den Griechen Geleistete, die schöne Kultur, die in vollständigem Einklang zur Natur steht, auf einer höheren Stufe zu wiederholen und zu übertreffen. Was Humboldt dies Zutrauen gab, können wir leicht ermessen, wenn wir an sein Verhältnis zu Goethe und Schiller denken, das sich Herder durch eigene Schuld verdorben hatte. In ihnen und ihrem Verhältnis zum Griechentum sah Humboldt die sichere Gewähr für eine Zukunft, an die Herder nicht zu glauben vermochte. Mit diesem Standpunkt ist die größte Gefahr vermieden, die dem ersten Humanismus stets gedroht hat.

Bei diesem mußte immer wieder die Antike zum Kanon werden, die Beschäftigung mit seiner Kunst zur unfreien Nachahmung umschlagen. Nur das konnte anerkannt werden, was sich mit irgendeinem Zitat aus einem guten „Autor" belegen ließ. Auch der Neuhumanismus ist anfänglich nicht frei von dieser Gefahr gewesen, sogar noch ein Lessing zeigt Spuren davon. Mit Humboldt ist diese Gefahr überwunden. Seine Auffassung des Griechentums verhält sich zu der des Renaissancehumanismus wie Goethes „Iphigenie" zu Addisons „Cato". Das Altertum wird nicht mehr exemplarisch, sondern ideal genommen; nicht mehr auf die Befolgung und Kopie der aus ihm zu ziehenden Regeln und Vorschriften kommt es an, sondern darauf, daß wir unsere Seele mit der frohen Gewißheit erfüllen, daß einmal eine solche Ausprägung des Men-

schentums möglich gewesen ist und daß sie damit immer wieder möglich werden kann und soll. Wie alle höchsten Religionen offenbarte Religionen sind, in einem persönlichen Mittelpunkt die beherrschende Anschauung Gottes in historischer Realität darstellen, so stellt das Griechentum ein nicht erträumtes und erdachtes, sondern wirklich dagewesenes und individuell gestaltetes höchstes Menschentum dar und fordert uns auf, an unserm Teil dieses Menschentum wirklich werden zu lassen, es weiter fortwirken zu lassen in dem fortrollenden Strom der Entwicklung der Menschheit. Es ist eine nachdenkliche Tatsache, daß Nietzsche, als er gegen das unwahre Griechentum des Neuhumanismus angehen zu müssen glaubte, dies nicht anders zu tun vermochte, als indem er auf Seiten der griechischen Kultur hinwies, die bisher nicht genügend gewürdigt worden waren, das Dionysische neben das Apollinische und über dasselbe erhöhte. Erst dann glaubte er das, was ihm in der eignen Brust lebte, als Kulturtendenz ansprechen zu können, nachdem er sie als treibende Kraft in der Kultur der Griechen nachgewiesen hatte. Methodologisch besteht kein Unterschied zwischen ihm und Humboldt, sie sahen die Griechen anders, aber die Stellung der Griechheit an ihrem Globus intellectualis ist dieselbe, beide sind Vertreter des Neuhumanismus.

Eigenartig ist der Gebrauch, den die Romantik von den Gedanken des Neuhumanismus gemacht hat. Freilich auch bei ihr steht der Gegensatz der geschlossenen griechischen Kultur und der Zerrissenheit der modernen im Vordergrund. Aber während sich bei Hölderlin das Bewußtsein dieses Widerspruchs, verbunden mit einem tiefen Gefühl für die Einzigkeit und Unwiederbringlichkeit einer jeden historischen Erscheinung, bis zur Verzweiflung und zum Wahnsinn steigerte, suchte Friedrich Schlegel, ähnlich wie Schiller in seinem Aufsatz „über naive und sentimentalische Dichtung", den Ausgleich im Sinn einer Synthese. An Stelle der kyklischen Geschlossenheit der antiken Kultur, welche es ihr ermöglichte, das Schöne rein und restlos zu realisieren, ist in der Moderne das Interessante getreten. Aber Schlegel ist weit davon entfernt, in der modernen Kultur lediglich ein Zerrbild sehen zu wollen, wie es

vor dem umdüsterten Blick Hölderlins erschienen war. Auch ihm gilt, wie Humboldt und Schiller, die Existenz Goethes als Gewähr dafür, daß, wenn auch nicht die kyklische Geschlossenheit der antiken Kultur für uns erreichbar ist, so doch das System als Einheit der Kulturwerte etwas Ähnliches auf höherer Stufe erreichen kann, was die Griechheit für das Altertum bedeutete. Die zentrale Stellung, die auch hier das Griechentum einnimmt, ist deutlich. Es ist gänzlich verkehrt, die Romantik lediglich als Repristination des christlichen Mittelalters aufzufassen. Es ist dies eine Tendenz in dieser ideenreichsten deutschen Gedankenströmung, aber nicht die erste und nicht die wichtigste. Wie durchaus der Neuhumanismus in ihr dominierte, sieht man am klarsten aus der Stellung, welche seine Gedanken bei Schelling einnehmen, den man mit Recht als den Philosophen der Romantik bezeichnet hat. Wir finden ihn vor allem orientiert an dem bedeutsamsten Phänomen der griechischen Kultur, der engen Verbindung, welche im perikleischen Zeitalter die Kunst und die Philosophie nicht nur zeitlich, sondern in der Person des größten Dichterphilosophen Platon menschlich vollzogen haben. So gipfelt auch bei Schelling sein ganzes System in der Forderung, daß es Kunstwerk sein müsse, ebenso wie ein Kunstwerk ohne philosophischen Gehalt undenkbar sei. Alle Vertiefung, die der menschliche Geist durch Christentum und griechische Philosophie erhalten hat, darf ihn nicht von der Forderung entbinden, diesen Gesamtgehalt in ewigen künstlerischen Formen darzustellen, wie es die Griechen mit dem ihren versucht und erreicht haben. Die Ideenlehre Platos als die Vereinigung künstlerischen Schauens und begrifflichen Denkens muß uns ein Zeugnis dafür sein, daß so etwas möglich ist, weil es einmal wirklich gewesen ist, und auch hier wieder erscheint bedeutsam die Gestalt Goethes, des philosophischsten unter den Dichtern, dem es durch sein Dichtertum gelungen sei, auf rein wissenschaftlichem Felde Erfolge zu erringen, die den einseitig Wissenschaftlichen auf immer versagt geblieben wären und der durch seine Ideenfülle alle andern Dichter weit hinter sich zurückließe.

Immer wieder ist es die Gestalt Goethes gewesen, welche für alle Gedankengänge des Neuhumanismus bestimmend wurde. Was

von Schiller selbst gilt, daß ihm die Tatsache der Existenz Goethes zu einer frohen Hoffnung wurde für die Verwirklichung der neuhumanistischen Bildungsideale, das gilt noch bis heute. Wie jemand zum Neuhumanismus steht, das kommt darauf an, was ihm Goethe bedeutet. Und deshalb ist der Neuhumanismus vor allem eine deutsche Angelegenheit.

Literatur. C. Justi, Winkelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. 3. Bd. Leipzig [2]1898. (Das Hauptwerk für die hier in Betracht kommende Zeit, nebenbei die beste deutsche Biographie, die wir besitzen.) — R. Haym, Herder. 2. Bd. Berlin 1880. (Reichhaltigste Belege für Herders Stellung zum Griechentum und zum Altertum überhaupt.) — E. Kühnemann, Herder (Die Antike als Erlebnis). München [2]1912. — F. Leo, Die Bedeutung des Griechischen für die deutsche Kultur, in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik, 1913. 2. Abteilung. (Wichtig für den Unterschied der ersten und der zweiten Renaissance.) — R. Haym, Romantische Schule. Berlin [3]1914. — E. Kircher, Philosophie der Romantik. Jena 1906. (Wichtig für Friedrich Schlegels Stellung zum Altertum.) — J. Minor, Friedrich Schlegel. Wien 1882. (Erste zuverlässige Sammlung der Jugendschriften Friedrich Schlegels.) — R. Haym, W. von Humboldt. Berlin 1859. (Namentlich die Würdigung des Buchs über Hermann und Dorothea für Humboldts Verhältnis zum Altertum.) — E. Spranger, Wilhelm von Humboldt. Berlin [2]1909. (Humanitätsideal und Humanismus.) — E. Kühnemann, Schiller. München [5]1914. (Vorzüglich die philosophische Lyrik Schillers in ihrem Verhältnis zur Antike.) — W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig [6]1919. (Namentlich kommt der Aufsatz über Lessing in Betracht.) — V. Hehn, Goethes Hermann und Dorothea. Stuttgart [3]1913. — F. Gundolf, Goethe. Berlin 1916. (Eingehende Behandlung von Goethes Stellung zur Antike und deren Einfluß auf seine dichterische Produktion.)

Vom Neuhumanismus bis zur Gegenwart.

In der Auffassung des Altertums verbinden sich seit den Tagen der Aufklärung zwei sehr verschiedene Einstellungen: die historische und die idealisierende. Für die erste ist die antike Kultur ein Gegenstand unbefangener geschichtlicher Forschung, wie jede andere Erscheinung der Vergangenheit auch; für die zweite mischen sich von vornherein in die wissenschaftliche Auffassung Werturteile, durch die einzelne Erscheinungen der Ver-

gangenheit, z. B. die Kunst, die Philosophie, die Staatsbildung, als ewige Normen der Menschheit oder doch als vorbildliche, in ihrer Art unübertroffene Höchstleistungen herausgehoben werden. Unsere Aufgabe wäre einfach, wenn beide Einstellungen sich streng geschieden auf gewisse Personen oder Epochen verteilten. So ist es aber nicht. Schon Winckelmann vereinte den Standpunkt des Ideals mit der Ansetzung historischer Perioden in der alten Kunst. Herder gelangte nur den Römern gegenüber zur historischen Freiheit. F. A. Wolf und W. v. Humboldt bekennen sich zwar grundsätzlich zur historischen Auffassung und gehen an den Epochen des Altertums nicht vorüber, die sie als Verfall bewerten müssen; doch haben sie daneben ihre normative Geschichtsphilosophie, vermöge deren sie das antike Ideal und die moderne Aufgabe in eine ganz bewußte Beziehung zueinander setzen. Daß der Standpunkt des Ideals bei den schaffenden Künstlern, bei Schiller, Goethe, Hölderlin, F. Schlegel überwiegt, darf uns nicht wundern. Bei den gelehrten Historikern ihrer Zeit aber müssen wir uns gegenwärtig halten, daß sie mit Schelling, Humboldt und Ranke fast sämtlich von der historischen Ideenlehre ausgingen, die ihnen gestattete, an Stelle der heute üblichen positivistischen Nivellierung aller Epochen in den einzelnen Zeiten einen größeren oder geringeren Ideengehalt zu sehen und sie entweder als das Produkt einer tiefen Sättigung mit idealem göttlichem Leben oder als Verflachung und Entgötterung aufzufassen. Je weiter wir im 19. Jahrhundert fortschreiten, um so deutlicher finden wir ein Mittleres zwischen der Idealisierung und der Nivellierung, nämlich die Abhängigkeit der Geschichtsauffassung von der jeweiligen Bewußtseinslage der Gegenwart, durch die eine moderne Fragestellung in die Beurteilung des antiken Lebens hineingetragen wird. So wird das Altertum auch bei den Historikern, die unbefangen sehen wollen, zu einem Spiegel ihrer Zeitverhältnisse, und in dieser Vermählung des modernen Geistes mit dem alten erfassen wir jeweils die Stelle, an der das Altertum „lebendig" ist.

Mit der Vereinfachung, die einer gedrängten Skizze gestattet

sein muß, nennen wir reinen Klassizismus diejenige vorwiegend ästhetische Bewertung der alten Kultur, die in ihr den Gipfel des schönen individuellen Menschentums und eines aus dieser Harmonie quellenden Kunstschaffens bewundert, wobei das spezifisch Vollendete in der Einheit von Natur (Simplizität, Naivität) und Ideal (schöner Geistigkeit) gefunden wird: das Altertum ist die Auswirkung einer einheitlichen Idee, es ist die Antike. Von Romantik sprechen wir dann, wenn die in den Griechen schaffende Phantasie bis in einen geheimen, metaphysischen Urgrund verfolgt wird, der zugleich als der Quell ihrer Mythologie, ihres Kunstschaffens und ihrer künstlerischen Religion erscheint. Die erste große Umbildung dieser Griechenauffassung ist die schon mit Hegel und Boeckh beginnende Wendung von der ästhetischen Bewertung zur politischen. Eine zweite Linie setzt literarisch mit den 50er Jahren ein, tritt jedoch in der bildenden Kunst schon früher auf: man kann sie die christlich-griechische nennen, insofern der mißlingende Versuch gemacht wird, das antike Ideal und das christliche durch einen Bund der Weltanschauungen zu versöhnen. Auch außerhalb der Hegelschen Schule beginnt seit den 30er Jahren eine dritte Richtung: die historische Wiederbelebung der antiken Philosophie. Als Neuromantik kann die Griechenauffassung bezeichnet werden, die der junge Nietzsche vom Boden der Schopenhauerschen Philosophie aus dichtet. Alle diese Richtungen setzen sich bis in die Gegenwart fort. Die Herrschaft aber erringt seit den 80er Jahren eine kulturgeschichtliche Auffassung, die das Altertum als eine in sich geschlossene und mit der neuen epochenweise vergleichbare Kulturentwicklung ansieht: die Wertfrage bleibt Sache persönlicher Überzeugung; der historische Positivismus setzt sich durch.

1. Es ist bisher nicht genug beachtet worden, wie stark sich das deutsche Nationalbewußtsein am Spiegel der altgriechischen Nation gebildet hat. Bei Humboldt steht in allen Epochen die Betonung der griechischen Nationalität neben der der Individualität: an beidem sollte sich die deutsche Kulturnation bil-

den. Hölderlin, der zunächst als Typus des ästhetischen Träumers erscheint, kann mit seinem „Hyperion" und seinen Oden an Griechenland geradezu neben Fichte gestellt werden: er sucht mit dem schönen Menschen zugleich die schöne Menschheitsnation der Zukunft, eine „Theokratie des Schönen", ein zweites — deutsches — Griechentum. Ebenso findet Hegel schon 1796, nach alter Art Griechen und Römer als Einheit fassend, einen inneren Zusammenhang zwischen ihrer freien schönen Individualität und ihrem nationalen Staat. Seine Gymnasialreden preisen in herrlichen Worten dies ästhetische Paradies des Menschengeistes. Seine Philosophie der Geschichte begreift auch das politische Kunstwerk der Griechen nur als eine der Gestaltungen ihrer schönen Individualität.

Die drei Dogmen des Klassizismus: das Griechentum als ein ästhetisches Phänomen, als einheitliche Idee und als ewige Norm, hat Hegel doch nie ganz überwunden. Die stärksten Anstöße zu einer streng historischen Auffassung kamen von Niebuhrs „Römischer Geschichte" (1811) und von Boeckhs Arbeiten, besonders der „Staatshaushaltung der Athener" (1817). Als dritter ist Hegels Schüler Droysen zu nennen, der durch seine „Geschichte des Hellenismus" (1836) die Blicke energisch von der Epoche des harmonischen Menschentums und der klassischen Kunst auf eine Kulturausbreitung ablenkte, die freilich auch schon W. v. Humboldt gestreift hatte. Am stärksten zeigt sich wohl Hegels Nachwirkung in der Tendenz zu politischer Auswertung des Altertums. Sein Schüler und Freund Johannes Schulze hat das preußische Gymnasium aus einer Stätte harmonischer Humanität in ein Organ der Staatspädagogik umgestaltet. Die literarische Anknüpfung an die antiken Staatserzieher, die sie im Sinne Hegels deuteten, stellten erst Alexander Kapp und Thaulow her. In Bayern, wo die Hauptstadt durch Ludwig I. und Klenze künstlerisch geradezu hellenisiert wurde, lehrte Thiersch das Griechentum als eine universale Kulturquelle. Ein politischer Einschlag kam auch hier hinein, und zwar im Zusammenhang mit den neugriechischen Freiheitskämpfen. In

Sachsen hat Thierschs Lehrer Gottfried Hermann in jahrzehntelanger Wirksamkeit gegenüber diesem ästhetischen und universalistischen Enthusiasmus mehr zur sprachlichen und kritischen Beschäftigung mit dem Altertum angeleitet. So nahm das Gymnasialwesen in den drei genannten Ländern eine charakteristisch verschiedene Richtung.

Verfolgen wir die politische Linie sogleich weiter. Es bedürfte einer besonderen Untersuchung, wie weit die antiken republikanischen und demokratischen Ideen auf die Politiker vor 1848 eingewirkt haben mögen. Gewiß ist, daß die Reaktion damals die Gymnasialstudien zugleich als Ablenkung begünstigte und als Ansteckung fürchtete, das letztere zumal, seit Gerd Eilers gegen das Heidentum der Philologie zu eifern begann. Wenn Hermann Köchly in der Bewegung von 1848 für die historische Auffassung des Altertums eintrat, so hat ihm dabei auch eine rhetorisch-politische Bildung vorgeschwebt. Um die gleiche Zeit, in der Hochblüte des englischen Liberalismus, hat Grote in seiner „History of Greece“ (1846) die attische Demokratie mit all ihrem Individualismus und Partikularismus als eine neue Norm an Stelle der ästhetischen verherrlicht. Curtius (1857) hat die Idealisierung der Griechen im Sinne der durch den Wetteifer der Stämme belebten Humanität noch einmal durchgeführt. Später haben die sozialen Probleme der neuesten Zeit den Blick von Pöhlmann (1893) auf die entsprechenden Kämpfe im Griechentum gelenkt, während Beloch (1893) den wirtschaftlichen Erscheinungen besondere Aufmerksamkeit schenkte. Den staatsrechtlichen und politischen Geist des Römertums hingegen hat Mommsen, noch ohne die griechischen Einflüsse voll zu werten, in seinen monumentalen Werken fast zu einer temperamentvollen Auseinandersetzung mit der modernen Welt gestaltet. Die neuesten Forschungen von Mitteis, Wilcken, F. Leo, Ed. Norden und R. Heinze haben das alte Dogma von der griechisch-römischen Kultureinheit endgültig durch den Einzelnachweis der historischen Abhängigkeit des römischen Geistes von dem griechischen ersetzt.

2. Die Griechenauffassung der Romantik ist der ästhetischen Idealisierung viel näher geblieben. Sie hat im Sinne der Schellingschen Philosophie die tiefen Zusammenhänge zwischen dem Mythologie schaffenden und dem Kunst schaffenden Geist in das Unbewußte und Metaphysische (bis zu den Müttern) hinabverfolgt. Sie schreitet gleichsam vom reinen Platonismus zum Neuplatonismus fort. Dieser Typus findet sich in Humboldts und Friedrich Schlegels späteren Epochen, bei Welcker, in Schillers „Braut von Messina", in Goethes „Pandora" und besonders in seiner Helenatragödie:

„Alles, was je geschieht
heutigen Tages,
trauriger Nachklang ist's
herrlicher Ahnherrn Tage,
nicht vergleicht sich dein Erzählen
dem, was liebliche Lüge
glaubhaftiger als Wahrheit
von dem Sohne sang der Maja."

Das Mythologische wurde in der Hegelschen Schule (von Baur und D. F. Strauß) zu einer bloßen Vorstufe der philosophischen Erkenntnis herabgewertet, während die Altersphilosophie Schellings, in polemischer Auseinandersetzung mit Otfried Müller, den Mythus zu einem notwendigen theogonischen Prozeß im Bewußtsein mit entschiedenem Offenbarungsgehalt erhob. Neben dieser Lehre, die wenig beachtet blieb, bot Schopenhauers Weltansicht Raum für die positive Bewertung des Mythischen: in ihm wird der blinde Weltwille sehend, das musikalisch-gestaltlos Wogende des Willens ringt sich empor zum Bildhaften und Plastischen des Intellektes. Nietzsche gründet hierauf seine beiden Kunst- und Weltprinzipien: das Dionysische und das Apollinische. Mit genial unhistorischer Willkür trägt er ein stark modernes Lebensgefühl in das Griechentum hinein. Er erneuert damit den alten vorwiegend ästhetischen Gesichtspunkt der Bewertung. Zugleich aber zertrümmerte der romantisierende Kreis um Nietzsche die klassische Ansicht von der leidlosen Heiterkeit der griechischen Welt. Von hier aus deckte Erwin Rohde in seiner erst 1893 erschienenen „Psyche" wenig beachtete Seiten des griechischen Lebens auf. Nietzsche selbst aber betont schon 1872 den Pessimismus der Griechen: er fin-

det in ihnen als wogenden Untergrund die ganze metaphysische Unerlöstheit eines ursprünglichen Trieb- und Instinktlebens. Die apollinische Welt der griechischen Kunst empfängt so den Charakter einer Selbsterlösung und damit eine leicht religiöse Färbung. Um so tiefer sinkt der griechische Intellektualismus in der Schätzung Nietzsches. Von der „Geburt der Tragödie“ bis zur „Götzendämmerung“ (1888) hat er in Sokrates und Plato Verfallssymptome, Entartungen des ungebrochenen Grundinstinktes der Hellenen gesehen. Ja 1888 verneint er auch die Griechen zugunsten der römischen Stilmuster: „Den Griechen verdanke ich durchaus keine verwandt starken Eindrücke, und, um es gerade herauszusagen: sie können uns nicht sein, was die Römer sind.“ Die metaphysisch-ästhetische Verklärung des Griechentums durch Nietzsche aber lebt in dem „Klassischen Ideal“ der Brüder Horneffer (1906) fort. Sie verkünden die Welt als den Willen zur Form und stellen der Zukunft die Aufgabe, die den Griechen mißlang: „die zu Homer gehörige Religion zu schaffen“.

3. Aber nicht immer hat die Auseinandersetzung des antiken Geistes mit dem modernen zu so schroffen Verneinungen des Christentums geführt: es sind auch eigenartige Synthesen versucht worden. Eine solche deutet sich in der bildenden Kunst schon früh an. Überblickt man die Meister, die im Beginn des Jahrhunderts dem Ideal des griechischen Klassizismus nacheifern: Thorwaldsen, Rauch, Schinkel, Klenze u. a., so ist bei Thorwaldsen bereits das Bestreben fühlbar, christliche Motive in griechischer Form zu geben (man denke an die „Hoffnung“ im Tegeler Park). Peter Cornelius verbindet romantisierend Griechisches, Altdeutsches und Christliches. Unter Friedrich Wilhelm IV. muß auch das Antike in eine ausgesprochen christliche Beleuchtung gerückt werden. Berliner und Potsdamer Bauten atmen diesen Geist. In einem parallelen Sinne begründet Ludwig Wiese in den 50er Jahren die sogenannte christlich-gymnasiale Epoche. Und auch die wissenschaftliche Philologie bemüht sich, den universalen Theismus der

Renaissancezeit wieder aufnehmend, das Altertum als Vorbereitung des Christentums zu begreifen (Nägelsbach, Nachhomerische Theologie; Schömann, Prometheus). Gegenüber diesen unklaren Vermischungen beginnt schon in der an Hegel anknüpfenden Theologenschule die kritische Arbeit, den Anteil der griechischen Philosophie am Christentum reiner und reiner herauszulösen. Es ist die Linie, die auf Harnack, Wendland, Ed. Schwartz u. a. hinführt.

4. Die antike Philosophie beherrscht das 19. Jahrhundert fast ebenso stark wie die Kantische. Es war nicht bloß ein historisches Interesse, das man ihr zuwandte, auch nicht bloß die Hegelsche Tendenz, Geschichte der Philosophie und Philosophie der Geschichte einander anzunähern. Schon zu Beginn des Jahrhunderts haben Schleiermachers Forschungen und Übersetzungen Plato zu neuem Leben erweckt. Trendelenburg, dessen große Wirkung man daran ermessen mag, daß so verschiedene Denker wie Dilthey, Paulsen und Eucken zugleich seine Schüler waren, veröffentlichte zuerst 1836 seine epochemachenden Studien zur Logik des Aristoteles. Grundlegend wurde dann (seit 1844) für Jahrzehnte Ed. Zellers „Philosophie der Griechen", obwohl sie unter dem Einfluß von Hegel und Kant die systematische Geschlossenheit des Philosophierens überschätzt und auch philologisch heut überboten worden ist. Die Studien von Bonitz zu Aristoteles und Plato wirken noch jetzt durch ihre klassische Schärfe und Klarheit. Seit 1882 erscheinen die Aristoteleskommentare der Berliner Akademie. Die Unerschöpflichkeit des Gebietes aber tut sich darin kund, daß wir heute gleichsam in neuen Anfängen stehen: die Forschungen von Diels über die Vorsokratiker, von H. v. Arnim über Plato und die Stoiker und von Werner Jaeger über Aristoteles haben Gesichtspunkte erschlossen, deren Tragweite nur der ermessen kann, der die tiefe Abhängigkeit der modernen Philosophie von der antiken überschaut. Erst eine Geschichte des Platonismus und der Stoa in der Neuzeit würde uns hierüber aufklären. Dabei gibt dann die Neuzeit zu dem Empfangenen völlig neue Motive

hinzu: die entwicklungsgeschichtliche Auffassung einer Individualität, die vielleicht zuerst in Goethes historischer Selbstbetrachtung auftritt, wird auf Geister wie Plato und Aristoteles zurückübertragen. Sie erscheinen dadurch in einer Beleuchtung, für die den vorangehenden Jahrhunderten noch völlig der Blick gefehlt hat.

5. Gegen Ende des Jahrhunderts ist die Forschung auf alle Kulturgebiete des Altertums und auf seine inhaltlich sehr abweichenden Kulturepochen gerichtet. Man hat sich gewöhnt, ästhetische, philosophische, politische und religiöse Höhepunkte in verschiedenen Jahrhunderten und bei verschiedenen Volksstämmen zu suchen, statt die ganze Antike aus einer Idee zu konstruieren oder eine einzelne Epoche zur ewigen Norm der Humanität zu erhöhen. Erst jetzt hat man ein Recht, die alte Kultur als eine abgeschlossene, jedoch viele Stufen und Typen in sich fassende Einheit anzusehen und auf dieser Grundlage den alten Versuch einer „Parallèle des anciens et des modernes“ zu erneuern. Im Hintergrunde liegt jetzt der Glaube an die immanente Entwicklungsgesetzlichkeit jeder Kultur. Hegels Lehre vom Volksgeist, Rankes Ansicht von der gemeinschaftlichen Entwicklung der romanisch-germanischen Völker und das Dreistadiengesetz des Positivismus, nach dem Vorgange Vicos auf jedes Volk in sich angewandt, mögen dieser schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gelegentlich anklingenden Auffassung allmählich zum vollen Durchbruch verholfen haben. Am sichtbarsten sind die Analogien auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Entwicklung: deshalb sind Roschers Aufsatz über die Nationalökonomie und das klassische Altertum (1849) und Ed. Meyers Vortrag über „die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums“ (1895) vielleicht von besonderem Einfluß auf die Vorbereitung dieser „Cyklentheorie“ gewesen. Man gewöhnt sich, von Altertum, Mittelalter und Neuzeit der Griechen, von ihrer Aufklärung und Romantik, von ihrem Klassizismus und ihrer Barockzeit zu reden. In den 80er Jahren steht diese kulturgeschichtliche Ansicht fest: wir finden sie bei Wilamowitz

(1881), Dilthey (1883), Ed. Meyer (1893), Pöhlmann (1893) und vielen anderen. Wilamowitz hat dieser universalen Deutung des Altertums als eines „Typus der Kultur überhaupt" durch sein Eintreten auf der Schulkonferenz von 1900 und durch sein „Griechisches Lesebuch" auch in die Schule Eingang zu schaffen gesucht. Seine wissenschaftliche Arbeit in ihrer Vertiefung und Überschau ging überall dahin, von der Apotheose des Altertums durch den Klassizismus wieder frei zu werden, die Erscheinungen und ihre Höhenlage in echt historischem Zusammenhang aufzufassen, das Literarische und das Politisch-Soziale wechselseitig durcheinander aufzuhellen. Dabei war es nicht seine Absicht, die Vergangenheit selbst in einer Ebene zu nivellieren, sondern nur die richtige Standebene der Betrachtung für sie in einer grundsätzlich wissenschaftlichen Einstellung zu finden. Alles in dieser modernsten Arbeit drängt daraufhin, die Worte Humboldts von der „Kenntnis der altertümlichen Menschheit" wahr zu machen, nicht aber zusammengepreßt in eine Idee, sondern als Verständnis des ganzen lebendigen Prozesses, aus dem das vielgestaltige Leben der Alten mit seinen Höhen und Tiefen hervorgegangen ist. In diesem Sinne wollte Jacob Burckhardt „Griechische Kulturgeschichte" schreiben, nämlich als eine Geschichte des griechischen Menschen oder der griechischen Seele in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Äußerungen. In Jacob Burckhardt ist das ästhetische Organ so reizbar geworden, daß es sich dem ganzen Schauspiel des Griechentums genießend zuwendet, nicht nur den harmonischen Gebilden attischer Kunstblüte. Was von seinen Vorlesungsheften aus der Zeit von 1870 bis 1886 nach seinem Tode veröffentlicht worden ist, zeigt nur Ansätze und Studien, die in der Gesamthaltung noch manche Spuren von Hegel und Ranke an sich tragen. Aber das Ziel liegt in dieser psychologischen Richtung, und jeder noch so kleine Beitrag der Forschung gilt dem Wechselvorgang: aus fortschreitender Selbstbesinnung über unser Leben die Antike zu verstehen und aus diesem Verständnis wieder unser eigenes Leben seelisch auszuweiten, zu läutern und zu erhöhen.

6. Daß auch das 20. Jahrhundert sich nicht aus dem geistigen Zusammenhang mit dem Altertum loszureißen vermochte, beweist die Tatsache, daß das meistgelesene geschichtsphilosophische Werk der Gegenwart im Grunde nur auf einer neuen Auseinandersetzung mit der Antike beruht. Spenglers „Untergang des Abendlandes“ (1919) steht einerseits auf dem Boden der eben erörterten kulturgeschichtlichen Grundauffassung, insofern es geschlossene Kulturentwicklungen in der Weltgeschichte aufeinander folgen läßt, Entwicklungen, die in ihrer morphologischen Struktur so verwandt sind, daß der Verfasser geradezu von (ideellen) Gleichzeitigkeiten zu reden wagt, die aber doch Ausdruck so grundverschiedener „Kulturseelen“ sind, daß die Einheit des Menschengeschlechtes fast ganz verschwindet und der Begriff einer „Renaissance“ hinfällig wird. Andererseits aber leuchten überall die alten Anschauungen des romantischen Neuhumanismus hindurch. Zwar ist es nicht mehr eine „Idee“, die sich in einer Kultur auswirkt, sondern eine typische „Kulturseele“. Aber damit ist doch deutlich die Rückkehr zu der alten Theorie gegeben, daß die Antike auf ein einheitliches metaphysisches Prinzip zurückzuführen sei, und daß ein Stil durch alle ihre Epochen hindurchgehe. Die inhaltliche Auffassung des Altertums aber erinnert so stark an Schelling, daß man hier von dem Wiederaufleben seines Geistestypus in der Geschichtsphilosophie sprechen darf: das Wesen der antiken Seele ist die schöne, plastische, naturhafte Endlichkeit, das der modernen die sehnsüchtige, musikalische, vergeistigte Unendlichkeit. Wären die Kulturseelen wirklich so absolut getrennt und strukturverschieden, wie Spengler behauptet, so hätte er sein Buch gar nicht schreiben können. Wir kämen in jene anderen Welten auch nicht einmal ahnungsweise hinein. In Wahrheit aber ist doch auch diese Geschichtsauffassung humanistisch bedingt: die Gegenwart versteht sich auch diesmal wieder ganz nur aus der Selbstkontrastierung gegen die Antike. Denn was von der ägyptischen, arabischen und anderen Kulturen gesagt wird, ist blasse Allgemeinheit ohne nähere Kenntnis. Auch das Altertum ist in unhaltbarer

Weise konstruiert. Aber auf seinem Hintergrund allein zeichnet sich die moderne faustische Seele ab. So verbindet sich also bei Spengler in eigentümlicher Weise die kulturgeschichtliche Zyklentheorie mit der neuhumanistischen Ideenlehre. Und wer behauptet, daß die Berührung mit dem Altertum eine immer losere werde, daß sie es um der Einheit unseres Geisteslebens willen werden müsse, der verkennt, daß man seine eigene Zeit nur geistig erfaßt und beherrscht, wenn man sich von 3000 Jahren Rechenschaft zu geben weiß. Nicht alle gehen diesen Weg letzter Besinnung. Aber die geistigen Häupter werden ihn auch künftig gehen müssen, wie der Einzelmensch den Sinn seines Daseins zuletzt auch nur im Überblick aller bewußt durchlebten Epochen erfaßt.

Dabei ist das Altertum, wie wir gesehen haben, keine konstante Größe, kein aus dem Grabe steigendes Gespenst. Sondern es steht zu uns in dem Verhältnis einer immer neu gedeuteten und vom Innersten der Gegenwart aus belebten Wertwirklichkeit. Wir sind es, die ihm Leben einhauchen; aber wir sind es auch, die von ihm Wertoffenbarungen empfangen. Es ist ein immer wiederholter Vermählungsprozeß der Geister. So war es schon in der Renaissance, deren Sinn uns Burdach mit neuem Seherblick enthüllt hat. So ist es noch heute. Nichts hindert uns daher, uns mit Werner Jaeger zu fühlen als „Verkünder der Sonne Homers, Deuter Äschyleischen Ernstes, Pindarischer Frömmigkeit, Wecker Demosthenischer Glut, Mysten Plotinischen Tiefsinns, Sucher Aristotelischer Forschung, Anbeter Platonischer Wahrheit". Denn die Geschichte verkündet nicht nur die Wege, sondern auch die Werte der Menschheit; sie zeigt uns selbst unserem Auge nicht nur als Resultat der Vergangenheit, sondern als Teilhaber an einem Unwandelbaren über uns. Darin liegt das ewige, das klassische Recht des Humanismus.

Literatur (außer den im Text angegebenen Schriften): G. Billeter, Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums. Teubner, Leipzig 1911. (Stellensammlung unter sachlichen Gesichtspunkten.) — August Böckh, Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften.

2. Aufl. Hrsg. von Klußmann. Teubner, Leipzig 1886. — Otto Crusius, Der griechische Gedanke im Zeitalter der Freiheitskriege. Mitteilungen des Wiener Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Heft 17. Wien und Leipzig 1916. — Werner Jaeger, Philologie und Historie, Neue Jahrbücher für das klass. Altertum. 1916. 1. Abt. Bd. 37, 2. Heft. — Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Bd. 2. Leipzig [2]1897. (Die Epochen des Gymnasiums im 19. Jahrh.) — Robert v. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart. 1. Reihe. Beck, München [2]1911. (Besonders: Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers.) 2. Reihe. München 1911. (Besonders: Die Geschichte der Griechen und das 19. Jahrh.) — Eduard Spranger, Wilhelm v. Humboldt und die Humanitätsidee. Reuther, Berlin 1909. (Die klassische und die romantisierende Griechenauffassung.) — Eduard Spranger, Hölderlin und das deutsche Nationalbewußtsein. Neue Jahrbücher, Jahrgang 1919. II. Abt. Bd. 44, Heft 4 5. — Vorträge gehalten in der Versammlung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1905 ff. Einzelhefte von Harnack, Roethe, Ed. Meyer, Riehl, Troeltsch, Immisch, Norden usw. (Mannigfaltigkeit der Bewertung!) — U. v. Wilamowitz-Möllendorf, Der griechische Unterricht auf dem Gymnasium. Gutachten in: Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin, 6. bis 8. Juni 1900. Halle 1901. S. 205 ff. — Thaddaeus Zielinski, Die Antike und wir. Dieterich, Leipzig [4]1913. (Das Altertum nicht eine Norm, sondern ein Same.)

Die Zusammenhänge auf den einzelnen Gebieten

Staat und Wirtschaft.

Alles menschliche Leben verläuft innerhalb des Rahmens des staatlichen Verbandes. So verschieden seine Gestaltung sein kann, so eng oder weit er je nach den durch die geschichtliche Entwicklung gegebenen Bedingungen seine Ziele setzen mag, unabänderlich durch alle Zeiten und Kulturen bleiben die beiden grundlegenden Aufgaben, auf denen seine Existenz beruht: die Sicherung des Angehörigen gegen Eingriffe von außen und damit die dauernde Erhaltung der durch ihn zusammengeschlossenen Menschengruppe in dem Wechsel der Generationen bis in die fernste Zukunft — er ist seiner Idee nach immer ewig, so oft er tatsächlich sich wandeln, entstehen und zugrunde gehen mag —, und auf der anderen Seite die Regelung und der Schutz der Formen und der Ansprüche, auf denen die Gestaltung des Lebens, die Wirtschaftsordnung beruht. Für beide Aufgaben steht ihm die volle Zwangsgewalt gegen alle Angehörigen und ihren Sonderwillen zu, soweit er sie nicht durch von ihm selbst gegebene oder anerkannte Satzungen, durch Rechte, die er einzelnen Gruppen oder Personen gewährt, eingeschränkt hat. Damit sind zugleich die beiden Momente gegeben, in denen das Wesen des Staates zum Ausdruck gelangt: er ist einerseits organisierte Macht, die sich nach außen kraftvoll bewährt, andererseits der Schöpfer und der Sicherer des Rechts, das die inneren Verhältnisse und das Zusammenleben der Gesellschaft regelt. Im Bewußtsein des Volkes leben diese Anschauungen als die selbstverständlichen Voraussetzungen des Daseins und gelangen in mannigfachen Erzählungen und Formeln, in denen sich zugleich die verschiedenen Kulturzustände widerspiegeln, zum Ausdruck: die Angehörigen des Verbandes sind die Nachkommen eines gemeinsamen Ahnherrn, sei es, daß er von den Göttern

gezeugt ist, sei es, daß die Erde ihn hat hervorsprießen lassen oder daß er von Baum oder Fels stammt. Die Blutsgemeinschaft verpflichtet alle seine Nachkommen unverbrüchlich zu gemeinsamem Handeln, zum Eintreten jedes einzelnen für alle anderen; die Rechtsordnung ist eine große Göttin, den Griechen als Themis die Gemahlin, als Dike die Tochter des Himmelsgottes, den Ägyptern die Tochter des weltbeherrschenden Sonnengottes; durch Orakel, Loszeichen u. ä. und durch die prophetischen Verkünder seines Willens offenbart die Gottheit überall, bei Ägyptern und Babyloniern, Israeliten und Griechen die Rechtssätze, deren Befolgung er von den Menschen verlangt; wegen seiner gerechten Richtersprüche ist nach der von Herodot bewahrten Sage Dejokes von den Medern zum König erhoben worden, um der Rechtlosigkeit der Anarchie ein Ende zu machen; der Göttersohn Romulus legt, durch himmlische Zeichen bestätigt, den Menschen, die sich von überallher in der neugegründeten Stadt zusammengefunden haben, die Satzungen auf, welche den Staat schaffen.

Aber die beiden Faktoren, Macht und Recht, stehen keineswegs in innerer Harmonie; vielmehr liegen sie untereinander in ständigem Konflikt. Die Macht strebt nach rücksichtsloser Entfaltung und sucht jedes Hindernis, jeden entgegenstehenden Anspruch gewaltsam niederzuwerfen; das Recht dagegen bindet nicht nur die ihm Unterstellten, sondern auch seinen Träger, die Staatsgewalt, und beansprucht die Souveränität auch über diese. Mit diesem Gegensatz durchkreuzt sich, ihn weiter steigernd, ein anderer, der alle menschliche Entwicklung beherrscht, das ununterbrochene Ringen zwischen der Tradition, dem Streben, das Erreichte, die bestehenden Zustände dauernd zu erhalten und als von den göttlichen Mächten von Anfang an den Menschen verordnet auch allen kommenden Geschlechtern aufzuerlegen, und der Macht des Fortschrittes, der Verschiebung der Lebensbedingungen und der Anschauungen, welche eine Umgestaltung der bestehenden Normen erheischt. Durch sie wird, was einmal als selbstverständlich und als Recht gegolten hat, jetzt zum Un=

recht, es entspricht den neu sich herausbildenden Zuständen nicht mehr, unmöglich kann die Gottheit diese Gebote erlassen haben. So erhebt sich die Forderung nach Beseitigung der herrschenden, innerlich unberechtigten Ordnungen, nach ihrer Ersetzung durch das richtige Recht, das auf Erkenntnis der Wahrheit beruht.

Diesen weitgreifenden, alle Verhältnisse von Grund aus umgestaltenden Konflikt haben alle Völker durchgemacht, die überhaupt zu einer höheren Kultur gelangt sind, oft nicht nur einmal, sondern immer wieder von neuem im Lauf ihrer geschichtlichen Entwicklung. In religiösem Gewande tritt er uns bei den Israeliten in der prophetischen Bewegung seit dem 8. Jahrhundert entgegen und hat hier schließlich zur Entstehung des Judentums mit seiner Theokratie geführt. In anderer Gestalt, staatlich und rechtlich, hat er sich nahezu gleichzeitig innerhalb der griechischen Nation erhoben; und hier ist er jahrhundertelang der Inhalt ihres inneren staatlichen Lebens geblieben und sowohl in der Praxis wie in der Theorie in einer Weise durchgefochten worden, welche vorbildlich und entscheidend geworden ist für die gesamte Entwicklung der folgenden Jahrtausende.

Das entscheidende Moment war, hier wie bei den Israeliten, die Umwandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse; aber bei diesen war es der Eintritt eines aus primitiven Zuständen hervorgegangenen nomadischen Wüstenstammes in eine alte, längst voll entwickelte Kulturwelt mit geregeltem Verkehrsleben und Geldwirtschaft. Auch in die griechische Welt ist der Geldverkehr des Orients eingedrungen; aber bedeutsamer ist, daß sich in ihr selbst ein reicher Seehandel entwickelte, der weit einträglicher war als die Landwirtschaft, daß die aufblühenden Städte, je volkreicher sie wurden, um so mehr auf Einfuhr vor allem überseeischen Getreides angewiesen waren, und daß daher die Wirtschaft vor die Aufgabe gestellt war, die Waren zu schaffen, die man in der Fremde mit Gewinn verkaufen konnte, teils, wo der Boden das hergab, Naturprodukte wie Öl (so besonders in Attika) und Wein, vor allem aber Erzeugnisse einer für den Export arbei-

tenden Industrie. Dadurch wird dem einzelnen freie Bahn eröffnet und ein rasches Emporkommen ermöglicht; aber zugleich werden die festen Ordnungen des mittelalterlichen Ständestaates gesprengt, welche den Volksgenossen an seinen Geburtsstand fesselten, aber zugleich jedem, bis zum Bettler herab, eine gesicherte Existenz gewährten. Für die neue Zeit wird an Stelle des Grundbesitzes, des Viehes und der Naturprodukte das Geld die beherrschende Macht, sein Erwerb und seine kapitalistische Verwendung und Mehrung durch den Zins für jedermann unentbehrlich; und die Anwendung des aus den alten Verhältnissen erwachsenen harten Schuldrechts auf die neue Lebensgestaltung steigert noch den Druck und die zersetzende und verheerende Wirkung, die das Geld und der Kapitalismus jederzeit ausübt. Die Machthaber, die ständische Aristokratie, welche das Königtum der vorhergehenden Epoche, der Zeit der Wanderungen und einer noch nicht voll entwickelten Seßhaftigkeit, in sich absorbiert hat und zwar auf Grund der durch das Herkommen geschaffenen Anschauungen, aber souverän, nach Willkür, Recht spricht und die Verwaltung führt, nutzt ihre Vorrechte rücksichtslos aus, während deren ehemals berechtigte Grundlagen zusammenbrechen; sie suchen die neu sich bildenden Berufsstände künstlich in Abhängigkeit zu halten, obwohl sich das Schwergewicht in diese verschiebt und der alte grundbesitzende Adel selbst sich in eine Geldaristokratie umwandelt. So wurde das alte Recht zum Unrecht, und gebieterisch erhebt sich, wie bei den Israeliten, die Forderung nach dem richtigen Recht, das wie dort in den Gesetzbüchern der levitischen Priesterschaft so hier in den zahlreichen Gesetzeskodifikationen des 7. und 6. Jahrhunderts seinen Ausdruck findet. Durchweg hat man ihre Abfassung einzelnen Vertrauensmännern übertragen, deren Entwürfe von der Volksgemeinde angenommen und beschworen wurden; manche von ihnen, wie das Blutrecht Drakons, die Rechtssätze des Charondas und des Solon, haben sich weithin über die griechische Welt und darüber hinaus verbreitet, wie das solonische Recht anderthalb Jahrhunderte später auch auf

das Gesetzbuch der Decemvirn in Rom einen starken Einfluß ausgeübt hat; nur Sparta, in dem die ältesten Ordnungen in einer ganz eigenartigen, wesentlich militärischen Zwecken dienenden Umgestaltung festgehalten wurden, hat sich gegen diese wie gegen alle ähnlichen Neuerungen ganz ablehnend verhalten.

Durch die neue Rechtsordnung wird zugleich der Willkür der Beamten ein Ende gemacht; sie werden an die Satzungen des geschriebenen Gesetzes gebunden. So wird die alte patriarchalische Staatsgestaltung durch den modernen Rechtsstaat ersetzt: das Recht durchzuführen, jedem zu geben, was ihm zukommt, erscheint als die höchste, ja im Grunde als die einzige Aufgabe des Staates. Sie findet eine klar bewußte Formulierung ebensowohl in dem Satz, den die radikale Demokratie Athens jederzeit verkündet, daß hier die Gesetze regieren, nicht, wie anderswo, ein Einzelner oder eine privilegierte Körperschaft, wie andrerseits in der Lehre Platos, daß der Staat die Verwirklichung der Idee der Gerechtigkeit ist.

Aber über die Frage, was einem jeden zusteht, wie weit seine Ansprüche berechtigt sind und erfüllt werden dürfen, gehen die Anschauungen weit auseinander. So hat die Festlegung des Rechtes durch die Gesetzgebung nicht zu einer dauernden Beruhigung geführt; vielmehr beginnt jetzt ein ununterbrochenes Experimentieren auf dem Gebiet der Staatsgestaltung, ein fortwährendes Ringen der Parteien, das die Einzelstaaten nie zur Ruhe kommen läßt. Meist suchte man durch gewaltsame Umwälzungen das Ziel zu erreichen, zunächst durch Wiederherstellung der über den Parteien stehenden, das Interesse der Gesamtheit vertretenden und die Ansprüche ausgleichenden Monarchie durch die im 7. und 6. Jahrhundert überall auftretenden Usurpatoren, die „Tyrannen“, dann durch Revolutionen von radikaler und Gegenrevolutionen von konservativer Seite. Daneben stehen dann die Versuche, durch besonnene Abwägung der berechtigten Interessen, auf Grund überlegener Einsicht den richtigen Staat zu schaffen, der dauernd bestehen kann. Genauer erfassen können wir diese theoretischen Grundlagen, dank den

Resten seiner Gedichte und seines Gesetzbuchs, bei Solon, nächst den israelitischen Propheten der ältesten geschichtlich wirksamen Persönlichkeit, die uns in ihrem inneren Leben und den leitenden Motiven ihrer Tätigkeit erkennbar ist; aber von Pittakos und von so manchen anderen so gut wie verschollenen Staatsmännern dieser Zeit — der Gruppe der „sieben Weisen“ — gilt das gleiche. Indessen die Hoffnung, die sie beseelte, dauernd befriedete Zustände zu schaffen, hat sich als Illusion erwiesen. Auf Solon folgen die über ihn hinausgehenden, entgegengesetzten Versuche des Pisistratos und des Kleisthenes, die fortschreitende Entwicklung in ein festes Bett zu lenken, und dann die radikale Demokratie des Ephialtes und Perikles, auch sie auf Konstruktionen begründet, die der musikalische Theoretiker Damonides entwickelt hatte. Die von ihnen durchgeführte Gestaltung des Athenischen Staates ist die konsequenteste Durchführung des demokratischen Ideals, welche die Weltgeschichte bisher gesehen hat; das Bild, das Thukydides in der Leichenrede des Perikles von ihr gezeichnet hat, ist der großartigste Ausdruck, den diese Ideale überhaupt in der Weltliteratur gefunden haben. Sie beruht auf dem Grundsatz der allgemeinen Gleichheit, die jedem Bürger die volle Bewegungsfreiheit und die Erreichung der höchsten Ziele gestattet; und sie legt die gesamte Regierung in noch ganz anderer Weise als z. B. in der Herrschaft der öffentlichen Meinung in der amerikanischen Union in die Hände des souveränen Volkes und damit tatsächlich in die derjenigen Elemente der Volksmasse, die in der Lage sind, ihre Rechte an Ort und Stelle auszuüben, und in die ihres Vertrauensmannes, des leitenden Demagogen. Zugleich aber sucht sie, wie die amerikanische Verfassung, in scharfem Gegensatz zu den europäischen und ihrem Parlamentarismus, Ernst zu machen mit der Herrschaft der Gesetze: diese und ihr Organ, die Gerichtshöfe, stehen über dem Volkswillen und haben für die Befolgung der Verfassung als höchste Instanz zu sorgen.

Maßgebend für diese ununterbrochene Folge von Umwälzungen und oft äußerst blutig verlaufenden Revolutionen ist der ge=

waltige Aufschwung des Wirtschaftslebens gewesen. Durch die neuen Rechtsordnungen und Verfassungen sind die abhängigen Stände, vor allem das Landvolk, emanzipiert und treten in den Wettkampf ein; zugleich aber vollzieht sich ständig fortschreitend neben der Individualisierung der Gesellschaft immer stärker ihre Industrialisierung und das Eindringen des Merkantilismus und Kapitalismus. Dadurch wird zugleich ein neues bedeutsames Element in die Bevölkerung eingeführt: der zur unbeschränkten Verfügung des Kapitals stehende Arbeiter in Gestalt des Kaufsklaven.

Die modernen Nationalökonomen, und ihnen folgend die Sozialdemokratie, haben eine theoretische Geschichtskonstruktion aufgestellt, nach der die Sklaverei im Altertum, die Hörigkeit im Mittelalter, der freie Arbeitsvertrag in der Neuzeit drei aufeinanderfolgende Stadien der Entwicklung darstellen und damit zugleich einen ständigen Fortschritt in der Lage der Arbeiterschaft. Diese Konstruktion wird zwar gegenwärtig allgemein nachgesprochen; aber sie schlägt den Tatsachen ins Gesicht und ist völlig verfehlt. Vielmehr handelt es sich um zwei parallele Entwicklungsreihen: zu Anfang stehen beidemale diejenigen Zustände, die wir als mittelalterlich bezeichnen, mit Gebundenheit der Stände und Fesselung der arbeitenden Landbevölkerung an die herrschende Klasse in der Form der Klientel oder Hörigkeit — fremde Sklaven spielen dabei, abgesehen von erbeuteten oder geraubten Frauen, die zu den häuslichen Arbeiten verwendet werden, nur eine geringe Rolle. Mit der Umwandlung des Wirtschaftslebens folgt je nach Umständen früher oder später die Emanzipation des Landvolkes und seine Aufnahme in die Bürgerschaft zu gleichem Rechte (in Sparta, Kreta, Thessalien ist diese Emanzipation in derselben Weise gewaltsam zurückgehalten worden und hat dadurch unerträgliche Zustände geschaffen, wie in dem Hauptteil des europäischen Festlandes bis zum Ende des 18. Jahrhunderts). Dagegen erfordert die moderne Wirtschaft immer zahlreichere Arbeitskräfte, die sie uneingeschränkt ausnutzen kann; und diese findet sie, wo sich die Möglichkeit

dazu bietet, in aus der Fremde eingeführten oder geraubten Kaufsklaven. Sie dienen vor allem der Industrie, daneben, wo die Bedingungen dazu vorhanden sind, der für den Export arbeitenden Landwirtschaft, dem Bergbau u. ä. So treffen wir sie in Babylonien schon im 3. Jahrtausend v. Chr., in Griechenland dringen sie seit dem 7. Jahrhundert ein, zunächst in dem blühenden Handelsplatz Chios, und verbreiten sich von hier aus mit dem modernen Wirtschaftsleben immer weiter. In der Neuzeit nimmt in Südeuropa die Sklaverei im 15. und 16. Jahrhundert einen großen Aufschwung, findet aber auch Eingang in England und Schottland; aber die Herrschaft der christlichen Ideen, die eine Sklaverei der Christen ebenso verwarfen, wie bei den Griechen die Sklaverei von Volksgenossen als den sittlichen Anschauungen widersprechend galt, setzt ihrer weiteren Ausbreitung unüberwindliche Schranken. So tritt an ihre Stelle der „freie" Arbeitsvertrag, der den Arbeiter tatsächlich ebenso zum willenlosen Werkzeug des Kapitals macht, wie der Kauf auf dem Sklavenmarkt. Wo in der Neuzeit die Möglichkeit geboten war, wie in Amerika, hat sich auch die Sklaverei ebenso stark entwickelt wie im Altertum, und zwar, den dortigen Verhältnissen entsprechend, als agrarische Sklaverei, wie in Karthago und in Rom seit dem Zeitalter der punischen Kriege.

Durch die Einführung der Sklaverei wird nun den freien Bürgern ebensoviel Arbeitsgelegenheit entzogen, während zugleich durch den Niedergang der Landwirtschaft infolge der ständig anwachsenden überseeischen Zufuhr die Landbevölkerung immer mehr in die Städte gedrängt wird, deren Lebensbedingungen überhaupt schon einen mächtigen Anreiz auf sie ausüben; in Griechenland hat das schließlich zum völligen Ruin einer gesunden Landwirtschaft und zu steigender Verödung weiter Gebiete geführt, ebenso wie nachher in Unter- und Mittelitalien und wie im modernen England, und wie es jetzt infolge des Ausgangs des Krieges als Verhängnis auch über uns schwebt. Die Folge ist ein gewaltiges Anschwellen des Pauperismus. Die Armenversorgung wird die vielleicht wichtigste Aufgabe der Fi-

nanzverwaltung. In Athen und in anderen zu äußerer Macht gelangten Staaten verhüllt sich das zunächst unter der Form der Zuwendung von materiellen Vorteilen an die besitzlose Bevölkerung auf Kosten der Untertanen, wie das Perikles und seine Nachfolger in den Bauten, den Koloniengründungen, den Geldspenden u. ä. im größten Umfang betrieben haben. Wenn dann die äußere Macht zusammenbricht, treten die Folgen um so furchtbarer hervor: Athen hat eben dadurch nie wieder zu einer kräftigen, konsequent verfolgten äußeren Politik gelangen können, sondern ist daran innerlich und äußerlich zugrunde gegangen.

Wir haben die andere Seite der staatlichen Betätigung, den Machtfaktor, einstweilen außer Betracht gelassen; aber er spielt eine nicht minder bedeutsame Rolle. In der griechischen Welt, wie in Phoenikien und Italien, hatte der Übergang zur vollen Seßhaftigkeit bekanntlich fast überall zur Zersprengung der alten Stammverbände und zum Zusammenschluß der herrschenden Klasse im Vorort des Gaus geführt, und mit dem Fortschreiten der Kultur hatte sich die Stadt als Sitz der Regierung und der freien Bürgerschaft — Adel und Ackerbürger — im Gegensatz zu dem in Hörigkeit lebenden Landvolk voll entwickelt. So zerfiel die griechische Welt in ein paar hundert Kleinstaaten, abgesehen von den zurückgebliebenen Gebieten auf dem Festlande durchweg Stadtstaaten mit ein paar Quadratmeilen Landgebiet. Die Emanzipation des Landvolkes im Zusammenhang mit der Ausbildung des Bürgerheers der mit Lanzen bewaffneten Phalanx hatte die Wehrkraft dieser Zwergstaaten allerdings gesteigert, und gegen die gleichartigen Nachbarn mochten sie sich wohl behaupten; aber zu einer wirklich selbständigen und erfolgreichen äußeren Politik waren die wenigsten befähigt. Demgegenüber drängte der materielle Aufschwung der Nation darauf hin, und die größeren Gemeinden versuchten denn auch, ihr Gebiet auszudehnen und die Nachbarn zu unterjochen. Vollends zu gebieterischer Notwendigkeit wurde eine solche Politik, als durch die Abwehr des persischen und karthagischen Angriffs die griechische Nation in das Zentrum der Weltgeschichte rückte und

vor die Aufgabe gestellt war, die Früchte des Sieges zu behaupten und sich daher zu einer einheitlichen Großmacht zusammenzuschließen. Bekanntlich hat Athen diese Aufgabe übernommen; aber nach anfänglichen Erfolgen ist es daran gescheitert. Der Partikularismus des Stadtstaates und die schroff entwickelte Begehrlichkeit seiner Volksmassen machte es ihm unmöglich, die Volkskraft des von ihm begründeten Reiches voll zu entwickeln; seine Herrschaft galt allgemein als eine mit dem Recht in schroffem Widerspruch stehende Zwangsgewalt, eine Tyrannis. Der Partikularismus der Kleinstaaten aber und die Interessen der Aristokratien und der kleineren Handelsstädte verbanden sich mit dem Machtstreben seines Rivalen Sparta und schließlich mit den Machtmitteln des persischen Reiches. Diesem Widerstand ist Athen erlegen, und damit war das Schicksal der Nation besiegelt; alle Versuche, auf anderer Grundlage eine neue starke Macht zu schaffen, führten immer wieder nur zur Niederlage, zur Verzehrung aller geistigen und materiellen Kräfte in hoffnungslosem Kampf und zum Chaos wüstester Anarchie, in dem die Nation sich selbst zerfleischte.

Im 5. Jahrhundert ist die demokratische Gestaltung des Staates für weite Kreise ein mit Enthusiasmus ergriffenes Ideal gewesen. Daneben freilich fehlte es nicht an Gegenströmungen und auch nicht an Skeptikern, welche jede Verfassung als ein gebrechliches, mit schweren Mängeln behaftetes Menschenwerk betrachteten, eine Anschauung, die in der bekannten Diskussion bezeichnenden Ausdruck gefunden hat, die Herodot (der dagegen selbst ein begeisterter Anhänger der perikleischen Demokratie war) am Perserhof nach dem Sturz des Magiers über die drei typischen Verfassungsformen stattfinden läßt. Durch die moderne Aufklärung, den Subjektivismus der Sophistik, die überhaupt nichts Absolutes anerkennt, alle Allgemeinbegriffe für relativ, alle Gesetze für menschliche, geschichtlich gewordene und daher willkürliche Satzungen erklärt und das unbegrenzte Recht der individuellen Meinungen und Bestrebungen verkündet, fällt mit der sittlichen Bindung durch die Rechtsnorm auch die Idee eines

Idealstaates dahin. Ihm gegenüber erhebt sich die universelle Idee der Menschheit, des Kosmopolitismus, der Humanität schlechthin, die sich über alle Schranken des eigenen Staates und der Nationalität hinwegsetzt, alle sozialen und politischen Gegensätze und Sonderrechte, auch den Unterschied zwischen Herrn und Sklaven, als widernatürliche Menschensatzung verwirft und nur den Unterschied der sittlichen Haltung und intellektuellen Durchbildung anerkennt, deren Norm ausschließlich das eigene Gewissen bildet. Das sind Gedanken, die der Kynismus in voller Schroffheit ausgeführt hat, mit denen sich aber auch die entgegengesetzten Theorien sowohl Demokrits und der Atomisten wie der kyrenäischen Schule Aristipps nahe berühren. In diesen Theorien erhält die Selbstzersetzung des Staates, die Zurückziehung der Gebildeten vom politischen Leben ihre prinzipielle Rechtfertigung, die in der Praxis immer weitere Kreise ergreift.

Demgegenüber hält die sokratische Schule am Staat fest als der höchsten, von seiner Natur gebotenen Betätigung des Menschen im Leben. Aber sie verlangt dafür eine Vorbildung, eine Erziehung zum Bürger und vollends zum Staatsmann, und steht damit in schroffem Gegensatz zur Demokratie, die die politische Tätigkeit als angeborenes Menschenrecht eines jeden betrachtet, die er ohne weitere Kenntnisse, nur seinen Eindrücken und Interessen folgend, auszuüben vermag. Drei große Werke hat Plato diesen Fragen gewidmet, die für ihn immer im Zentrum seines Denkens gestanden haben. Die Aufgabe liegt, wie sich für den Sokratiker von selbst versteht, ganz auf dem sittlich-rechtlichen Gebiet, die Vorbildung ist intellektuell und ethisch — beides fällt ja für ihn zusammen —; die realen Faktoren des Staates, die Machtseite tritt demgegenüber, obwohl er sie in der Praxis anerkennen muß, ganz in den Hintergrund. Um so stärker tritt sie einerseits bei Xenophon hervor, für den die Frage im Mittelpunkt seines Denkens steht, wie in dem gegenwärtigen Chaos eine auf militärischer Organisation beruhende Macht geschaffen werden kann, die nicht durch Zwang, sondern durch freiwillige Unterordnung der Untertanen dauernden Bestand gewinnt —

in seinem didaktischen Kyrosroman hat er sie eingehend entwickelt —, andererseits bei Isokrates, für dessen umfassende publizistische Wirksamkeit die nationale Frage, die Überwindung des Partikularismus und der Zusammenschluß der Nation zur Einheit und zu kraftvoller Machtentfaltung nach außen den leitenden Gesichtspunkt abgibt. Daneben stehen die unbedingten Verehrer der Macht, die die Tyrannenmacht eines Dionysios durch den Erfolg gerechtfertigt sehen. Gegen diese Anschauungen erhebt sich der Idealismus mit aller Wucht; es ist das letzte große Ereignis der griechischen Geschichte und zugleich eine der tragischsten Episoden der Weltgeschichte, wie Plato und die Akademie den Versuch machen, das Reich des Dionys durch Reformen in einen idealen Staat umzuwandeln, aber dabei an den realen Mächten vollständig scheitern und lediglich die Zerstörung der letzten bedeutsamen Macht herbeiführen, die in der griechischen Welt noch bestand.

Aus den Nöten der Zersetzung, des Unterganges aller bestehenden Staatsgestaltungen ist die griechische politische Theorie und der Gedanke geboren, durch richtige Erkenntnis und Gesetzgebung einen Idealstaat zu schaffen. Seine spezifische Färbung erhält er durch die Gestaltung, welche die Traditionen über die Gesetzgebung des Lykurgos in der Vorzeit eben in dieser Zeit erhalten haben: ihm war, so glaubte man, gelungen, durch radikale Umwandlung aller Lebensformen einen Idealstaat zu schaffen, der Jahrhunderte hindurch bestanden und sich dauernd bewährt hat. Die Allmacht der Gesetzgebung, ihre schöpferische Kraft schien dadurch empirisch erwiesen. Dieser Wahnglaube, die Ausschaltung des Machtfaktors im Gegensatz zu der Forderung des richtigen Rechts, hat auf die folgenden Jahrtausende eine gewaltige Wirkung ausgeübt: er tritt in der Sittengesetzgebung eines Caesar und Augustus nicht minder zutage, wie in den Theorien des 18. Jahrhunderts und den Versuchen der Französischen Revolution, sie zu verwirklichen, und ist auch in den Verfassungsentwürfen des 19. Jahrhunderts und unserer Gegenwart überall erkennbar.

Aristoteles hat das Werk Platos in umfassendster Weise wieder aufzunehmen gesucht. Aber bei ihm vollzieht sich die Selbstzersetzung der politischen Theorie. Der Versuch, nach dem Muster seines Lehrers einen Idealstaat zu entwerfen, ist über den ersten Ansatz, die Behandlung des Erziehungsproblems, nicht hinausgekommen. Übermächtig drängte sich die Empirie dazwischen, für die er in seiner umfassenden historischen und systematischen Bearbeitung der griechischen und ausländischen Verfassungen (die Theophrast durch eine analoge Bearbeitung der Rechtsordnungen ergänzte) sich die Grundlage geschaffen hatte. Auch hier ist ihm und seiner Schule eine zutreffende Rekonstruktion der geschichtlichen Entwicklung des Staates nur teilweise gelungen: sein berühmter Satz, daß der Mensch von Natur ein staatenbildendes Wesen ist, steht in innerem Widerspruch mit der Ableitung des Staates aus der patriarchalischen Familie. Um so wertvoller ist die Analyse der einzelnen Staatsformen und ihrer Lebensbedingungen, die überall durch geschichtliche Beispiele erläutert werden. Auf ihnen beruht die Bedeutung des Werkes und die große Wirkung, die es zwar nicht im Altertum, wohl aber von der Renaissancezeit an ausgeübt hat.

Die großen Schriftsteller der peripatetischen Schule, vor allem Dikaearch und Theophrast, haben das Werk ihres Meisters wieder aufgenommen und in mannigfachen Einzelschriften behandelt, namentlich auch mit Untersuchungen über die Theorie der praktischen Politik und die von den gegebenen Verhältnissen bedingte Tätigkeit des handelnden Staatsmannes. Daneben aber findet der Kosmopolitismus und die Zurückziehung der Gebildeten wie der ihren Geschäften nachgehenden Massen vom staatlichen Leben immer weitere Verbreitung, mächtig gefördert durch die Welteroberung Alexanders und den Eintritt der Kulturvölker zunächst des Orients, dann auch des Westens in die zur universellen gewordene hellenistische Kultur und durch die Aufrichtung der großen absoluten Monarchien. Die Nationalität tritt in den Hintergrund, die Menschheitsidee findet volle Anerkennung; der richtige Staat, der mit ihm verbundenen Idee der einheitlichen Welt-

kultur entsprechend, ist die Herrschaft der Gebildeten, des oder der „Weisen". Auch der Idealstaat Zenos ist von diesen Anschauungen beherrscht. Für ihn und die Stoa ist es die Pflicht des Weisen, wenn das Schicksal ihm diese Rolle zuweist, sich der politischen Tätigkeit zu widmen, freilich mit der indifferenten, negativ wirkenden Haltung, die für die Stoa immer charakteristisch geblieben ist, daß er sein Herz nicht daran hängen, seine Persönlichkeit der Aufgabe nicht opfern, sondern sich eine kühle Zurückhaltung bewahren soll. Als dann seit Panaetios die Stoa ihren Bund mit der römischen Aristokratie schloß und in ihr das Ideal verwirklicht sah, hat sie ihre ursprünglichen Anschauungen durch Aufnahme platonischer und peripatetischer Gedanken modifiziert. Ein Niederschlag dieser späteren Entwicklung liegt unter anderen bei Polybios vor, sowohl in der Anschauung, daß die ideale Staatsgestaltung, wie sie ehemals in Sparta bestand und jetzt in Rom besteht, gemäß einer schon zu Anfang des 4. Jahrhunderts aufgekommenen Theorie, eine Mischung und ein Gleichgewicht der drei normalen Staatsformen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie sei, wie in der Theorie von dem als Naturgesetz über den Staaten schwebenden Kreislauf der Verfassungen, wo auf jede der drei Formen in ihrer Idealgestalt ihre Entartung folgen muß, bis schließlich aus der Pöbelherrschaft die Tyrannis und die Rückkehr zur Urgestalt hervorgeht, die auch Rom unabwendbar bevorsteht. Daran knüpft dann wieder Cicero an, der in sein Idealbild des gemischten Staates die Notwendigkeit eines überlegenen Regenten und politischen Leiters, des wahren Staatsmannes und Weisen, einfügt, eine geschichtlich hochbedeutsame Vorwegnahme der Staatsgestaltung, die dann Augustus in der Verfassung des Prinzipats geschaffen hat.

Die weitere Entwicklung der politischen Gestaltung können wir nur ganz kurz berühren. Von neuen Elementen hat sie in das Staatsleben noch ein Moment von höchster Bedeutung eingefügt durch die Welteroberung, die Alexander geplant und zur Hälfte ausgeführt hat. Damit wurden die Grundlagen seiner bisherigen Stellung unhaltbar, sowohl das makedonische Volks-

königtum wie die durch die Paragraphen des Vertrages gebundene Führerschaft eines Bundes griechischer Republiken; der Weltbeherrscher bedurfte einer breiteren Basis, wie sie nur die absolute Monarchie gewähren konnte, in der der Wille des Herrschers Gesetz ist. Die Form, in der diese neue Staatsgestaltung auftritt, ist die des Gottkönigtums, der Erhebung des Königs zum Gott gerade in den Freistaaten, die dadurch seinem Reich dauernd angegliedert werden. Dadurch wird dem König die gesetzgebende Gewalt verliehen, denn das Gottesgebot bindet das Volk, das von ihm die Weisungen einholt. Die Weihe zu der neuen Stellung holt sich Alexander durch den Zug nach dem in der Griechenwelt eben damals im höchsten Ansehen stehenden Amonsorakel in der Wüste; die Idee ist gleichfalls von der griechischen Theorie vorgebildet, sowohl bei Plato, wo der wahre Weise über dem Gesetz steht und dies erst schafft, wie bei Aristoteles in der Staatsform des „Allkönigtums", der absoluten Monarchie, deren Herrscher allmächtig wie ein Gott über den Menschen steht. Wie sehr diese Staatsgestaltung einer inneren Notwendigkeit entspricht, geht daraus hervor, daß trotz der anfänglichen makedonischen Reaktion die Folgezeit immer wieder zu ihr zurückgekehrt ist, sowohl die Diadochen von Antigonos und Demetrios an in ihrem Verhältnis zu den griechischen Republiken, wie die hellenistischen Herrscher, und dann im Römerreich sowohl Caesar wie die Monarchie Diokletians und Constantins, im Gegensatz zum Prinzipat des Augustus, schließlich, in durch das Christentum wenig geänderter Gestalt, die moderne absolute Monarchie mit dem Königtum von Gottesgnaden, dessen Wille Gesetz, gegen das eine Empörung zugleich eine Auflehnung gegen die Gottheit ist. Das Gottkönigtum ist seiner Idee nach nicht eine Aufhebung des Rechtsstaates, sondern seine Vollendung: die Gemeinde behält ihre Autonomie und Selbstverwaltung, aber sie wird der Aufsicht der im Gesamtstaat verkörperten Intelligenz untergeordnet, die, im Gegensatz gegen die Launen der Massen, das richtige Recht schirmt und durchführt.

Zugleich wird so der engbegrenzte Stadtstaat innerlich über-

wunden, und, indem seine Vorzüge, die freie Selbstverwaltung der Bürgerschaft, gewahrt bleiben, dem größeren, nach außen weit aktionskräftigeren Ganzen des Territorialstaates eingefügt. Durch die Städtegründungen der makedonischen Herrscher wird diese Entwicklung immer weiter ausgedehnt und durch das Römerreich unter Pompejus und dem Prinzipat in den meisten Provinzen des Reiches voll durchgeführt. Die Landgebiete, der Bereich der „Völkerschaften" (ἔθνη), wurden immer mehr an die Städte angegliedert und aufgeteilt, und so besteht der Hauptteil des römischen Kaiserreiches aus einem Bündel von sich selbstverwaltenden Stadtbezirken, die in mannigfaltiger Abstufung der Kontrolle der Reichsregierung und ihrer Beamten unterstellt sind.

Auch Rom, auf das wir schließlich noch einen Blick werfen, ist ursprünglich ein reiner Stadtstaat gewesen, wie die griechischen und etruskischen und die sonstigen Städte der alten Kulturgebiete Italiens. Aber schon früh ist es tatsächlich darüber hinausgewachsen durch die fortschreitende Inkorporation besiegter oder freiwillig sich anschließender Gemeinden in das Bürgerrecht und durch die im Kriege erzwungene Abtretung weiter Landstrecken, die wenigstens zum guten Teil zur Schaffung neuer Bauernhöfe verwendet wurden. So ist die Volkszahl und die Wehrkraft der Gemeinden ständig gewachsen. Seit den Samniterkriegen ist es tatsächlich zu einem ausgedehnten Territorialstaat geworden, mit zahlreichen Landstädten (Munizipien), denen eine delegierte Selbstverwaltung gewährt ist. Eben darum war hier eine radikale Demokratie nach griechischem Muster unmöglich. Der nominelle Träger der Souveränität ist nicht das Stadtvolk, das vielmehr in seinen Rechten sehr beschränkt ist, sondern die Bauernschaft der Landbezirke, aus der sich das Heer rekrutiert und deren Interessen daher auf alle Weise gefördert werden; tatsächlich aber liegt die Regierung in den Händen einer erblichen, lebenslänglich im Rat sitzenden Aristokratie, die sich, ähnlich der englischen, immer wieder durch Aufnahme neu aufsteigender Elemente ergänzt, und der aus ihr hervorgehenden und von

ihr kontrollierten Beamtenschaft. Um diesen Kern gruppiert sich in festen Ordnungen das übrige Italien, dessen Kräfte dem führenden Staat zur Verfügung stehen und die es durch seine mit latinischem Recht ausgestatteten Kolonien, die über die ganze Halbinsel verstreuten Zwingburgen, in Abhängigkeit hält.

Wie dieser Staatsbau in den punischen Kriegen die Feuerprobe bestanden hat und wie daraus, in unvermeidlicher Konsequenz, Roms Herrschaft über die gesamte Mittelmeerwelt hervorgegangen ist, kann hier nicht geschildert werden, ebensowenig aber, wie diese Weltherrschaft in kürzester Zeit zersetzend zurückwirkt auf den herrschenden Staat. Das Entscheidende ist der Untergang der italischen Bauernschaft, der sich hier ebenso rasch und unaufhaltsam vollzieht, wie in den letzten Jahrhunderten in Großbritannien und gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Amerika. Wesentlich mitgewirkt haben dazu die fortwährenden Kriege, welche der Bauernschaft die tüchtigsten Elemente entziehen, die Einfuhr billigen überseeischen Getreides, das den Ackerbau unrentabel macht und zur Umwandlung der Felder teils in Gemüse- und Weinland, vor allem aber in Viehtriften führt, und in noch stärkerem Maße die stets anschwellende Einführung billiger ausländischer Arbeitskräfte als Sklaven, die den Bauer von der Scholle verdrängen. Noch viel entscheidender aber ist die innere Umwandlung der Struktur der Gesellschaft, der jähe Übergang vom Agrarstaat zwar nicht zum Industriestaat, wie in England und im modernen Europa — ein Industriestaat hat sich in Italien, anders als in Phoenikien und Griechenland, nur in beschränktem Maße entwickelt —, wohl aber zum Handels- und Geldstaat und zum Kapitalismus. Damit ist die Individualisierung des gesellschaftlichen Lebens und die Zersetzung der festen Normen des Staatsbaues und der rechtlichen und sittlichen Anschauungen unabänderlich verbunden. Zugleich übt die Stadt ihre verhängnisvolle Anziehungskraft; sie absorbiert die Landbevölkerung, der die gesicherten Grundlagen ihres Erwerbslebens untergraben sind, und verzehrt den gesunden, lebenskräftigen Nachwuchs. Die Axt ist an die Wurzeln der Volkskraft gelegt.

Daraus sind die furchtbaren Krisen der römischen Revolutionszeit hervorgegangen. Sie sind noch gesteigert dadurch, daß der Kampf um die innere Gestaltung des Staates zugleich die Geburtswehen des werdenden einheitlichen Weltreichs bildet, das wirklich zu regieren dem Stadtstaat bei seiner auf ganz andere Verhältnisse zugeschnittenen Organisation die Mittel fehlten, während er nicht die innere Kraft besaß, sich den neuen Verhältnissen entsprechend von Grund aus umzugestalten. So vollzieht sich, was die geschichtliche Notwendigkeit erfordert, ohne und wider den Willen der Handelnden. Caesar hat dann versucht, das Endergebnis, die Aufrichtung der Weltmonarchie nach dem Vorbild Alexanders, vorweg zu nehmen; aber daran, daß er sich rücksichtslos über die großen historischen Traditionen hinwegsetzte, ist er gescheitert und den Dolchen der überzeugten Republikaner erlegen.

Als dann, nach einem Jahrhundert immer verheerender tobender Kämpfe, der Vulkan schließlich ausgebrannt war, hat Augustus in dem feinen Staatsbau des Prinzipats, einem der bewunderungswürdigsten Meisterwerke der Staatskunst, einen Kompromiß zwischen dem Alten und dem Neuen geschaffen, der Dauer verhieß und der dann auch ein Vierteljahrtausend lang bestanden hat. Er hat dem Römertum noch einmal Raum geschafft und die Möglichkeit voller Entfaltung und ruhigen Auslebens gewährt. Aber neues, sprossendes Leben vermochte er nicht mehr zu schaffen: in allen Kreisen empfand man und hat es ausgesprochen, daß man in die Epoche des Greisenalters, der abgeschlossenen und ausgelebten Kultur eingetreten war und dem Absterben entgegen ging. Der Staat ist aufgebaut auf den schrankenlosen Kapitalismus; nur die Reichen nehmen an seinem Leben und der Verwaltung teil, und tief unter ihnen, auch rechtlich, vor allem im Strafrecht, durch eine weite Kluft getrennt, stehen die Massen und die Elemente, aus denen die Armee sich rekrutiert.

Damit gelangt die absorbierende, die Volkskraft zerstörende Wirkung der Stadt zu vollem Gewicht. Die Stadt verzehrt die

Menschen, aber sie vermag nicht, sie zu ersetzen. Die Verödung, der Griechenland, Italien, Sizilien anheimgefallen sind, ergreift jetzt eine Provinz nach der anderen. Seit der Mitte des 2. Jahrhunderts, nach einer Epoche vollständiger Ruhe und eines gesegneten Friedensregiments, tritt unter Kaiser Marcus der Niedergang voll zutage: die verheerenden Wirkungen einer damals ausbrechenden Epidemie werden nie wieder ausgeglichen, die äußeren Feinde vermag man nur mit der äußersten Anstrengung notdürftig abzuwehren.

So bietet die Geschichte des Prinzipats zugleich das einzigartige Schauspiel einer Kultur, die sich eben dadurch, daß sie ihren Höhepunkt erreicht und überschritten hat, von innen aus zersetzt und zu den Anfangsformen menschlichen Lebens zurückwendet. Die Stadt, der Träger der fortschreitenden Entwicklung und eines höheren politischen Lebens, wird jetzt ihr Totengräber, das Element, das ihre Kräfte aufzehrt. Im Wirtschaftsleben wachsen die mittelalterlichen Zustände wieder hervor, die Gebundenheit der Menschen an den Stand und Beruf, in den sie geboren sind. Die Sklaverei schwindet als wirtschaftlicher Faktor mehr und mehr; statt dessen wird der freie Bauer, der Kolone, als Höriger an die Scholle gebunden. Die höheren Stände der Senatoren und der Ritter sind längst erblich; jetzt werden es auch die Stadträte der Einzelgemeinden und die Zünfte, und die Gesetze wachen darüber, daß jedermann in seinem Stande bleibt. Zugleich wird die Selbstverwaltung immer mehr durch das technisch weit vollkommenere Berufsbeamtentum ersetzt, aber damit schwindet auch der letzte Rest selbständigen politischen Lebens; die Abwendung vom Staat, die Flucht aus dem Leben, die Sehnsucht nach einer besseren Welt ergreift immer weitere Kreise. Die höhere Kultur wird inhaltlos, die Tagesliteratur zu leerer Spielerei, die Kunst entartet nach den mannigfachsten Tastversuchen zu erstarrenden Formen. Den Gebildeten entsinkt die Führung, da sie nicht mehr leistungsfähig sind und die Bedürfnisse der Massen nicht befriedigen können; an die Stelle der herrschenden Aufklärung, der Philosophie, tritt

die Religion. Im 3. Jahrhundert wird wie das neuerstandene persische Reich so auch das römische der Vorkämpfer einer Staatskirche; die Bekenntnisse schwanken wiederholt, bis schließlich in dem Konkurrenzkampf der Religionen das Christentum, und zwar schließlich in seiner orthodoxen Gestalt, den Sieg und die Alleinherrschaft erringt.

Dieser inneren Zersetzung entspricht die äußere Auflösung, die Erhebung der Heere gegen den Staat und die wüste Soldatenherrschaft. Den ersten entscheidenden Schlag führt der Afrikaner Severus an der Spitze der illyrischen Truppen, der Rächer Hannibals, der Rom haßt und verachtet. Seit der Mitte des 3. Jahrhunderts setzt dann die volle Agonie des Prinzipats ein; je roher die Elemente sind, um so eher können sie hoffen, das Regiment zu gewinnen. Der vollen Zersetzung entspricht es, daß auch die Geldwirtschaft nicht mehr haltbar ist, sondern in weitem Umfang der Naturalwirtschaft Platz macht.

Als es dann, nach furchtbar verwüstenden Kämpfen, einer Reihe tüchtiger, zum Kaiserpurpur erhobener Herrscher illyrischen Ursprungs gelingt, wieder einigermaßen Ordnung zu schaffen, werden die trübseligen Reste des Prinzipats und der Herrscherstellung Roms beiseite geschoben. Aber der Neubau, den Diokletian und Constantin aufführen, ist doch nur ein Notbau, der ohne die Hilfskräfte ausländischer geworbener Truppen nicht mehr bestehen konnte und so schließlich die Germanen zu Herren wenigstens der Westhälfte des Reiches gemacht hat. Die Geschichte des Altertums ist mit der Aufrichtung der absoluten Monarchie und der Absetzung Roms als Hauptstadt zu Ende; die Übergangszeit zu einer langsamen Neugestaltung der Welt beginnt. Aber dieser Notbau hat wenigstens die Reste der alten Kultur in diese Neugestaltung auf christlich-germanischer Grundlage hinübergerettet und ihr Keime mitgegeben, die sich durch alle Wirrsale der Zeiten hindurch befruchtend erhalten konnten und der neu erstehenden Kulturentwicklung ein Erbe gaben, das ihre Gestaltung im Gegensatz zu der ihr parallel gehenden des Altertums ganz wesentlich beeinflußt hat.

Staat und Wirtschaft der Staaten des Altertums sind natürlich in allen Geschichtswerken, die sich mit ihnen beschäftigen, eingehend behandelt, außerdem in den Werken über die sogenannten Altertümer systematisch dargestellt. Von letzteren sei hier nur die schöne Darstellung des griechischen Staatswesens in Schoemanns griech. Altertümern (neu bearbeitet von Lipsius) und das bahnbrechende römische Staatsrecht Mommsens nebst der römischen Staatsverwaltung von Marquardt erwähnt. Von dem wirtschaftlichen Leben eines antiken Staats hat zuerst Boeck in einem Staatshaushalt der Athener eine aus dem vollen geschöpfte Darstellung gegeben. Ebenso beruht Niebuhrs römische Geschichte auf dem Versuch, zu einer lebendigen Anschauung aller Seiten des öffentlichen Lebens der älteren Epochen und der für ihre geschichtliche Entwicklung gegebenen Bedingungen zu gelangen. Von den Neueren hat vor allem Beloch in seiner Griech. Geschichte und sonst die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Vordergrund gestellt; ihm verdanken wir auch ein grundlegendes Werk über die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt (1886), das, eine vortreffliche Arbeit D. Humes (1769) in großem Stil wiederaufnehmend, den phantastischen Anschauungen über die Bevölkerungszahl und speziell über den Umfang der Sklaverei ein Ende gemacht hat, wenn er auch gelegentlich in der Reaktion etwas zu weit gegangen ist. Neben ihm sind besonders die Arbeiten Poehlmanns zu erwähnen. Das reiche Material, was die Papyri Ägyptens für die Wirtschaftsgeschichte wie für Recht und Kultur erschlossen haben, ist in den grundlegenden Werken Wilckens (Griech. Ostraka aus Ägypten, 1899; Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde, 1912) zusammen mit Mitteis, und in vortrefflicher Darstellung von Schubart (Einführung in die Papyruskunde, 1918) zusammengefaßt. Auf allen Gebieten der Altertumskunde in großartiger Weise befruchtend und vertiefend sind die zahlreichen Werke von U. v. Wilamowitz, unter denen hier Staat und Gesellschaft der Griechen (in der „Kultur der Gegenwart", Bd. IV, 1910) besonders zu erwähnen ist. Ich selbst habe, abgesehen von den betreffenden Abschnitten meiner Geschichte des Altertums (bis 355 v. Chr.), namentlich in den Aufsätzen „Die wirtsch. Entwicklung des Altertums", 1895 und „Die Sklaverei im Altertum", 1898, wieder abgedruckt in meinen Kleinen Schriften, 1910, sowie „Der Staat, sein Wesen und seine Organisation" in Weltgeschichte und Weltkrieg, 1916, die hier besprochenen Fragen zusammenfassend behandelt.

Die Nachwirkung des antiken Staatslebens und der antiken Staatstheorie in der Neuzeit.

Man müßte die ganze Geschichte der Wissenschaft der Politik schreiben, wollte man den Einfluß des antiken Denkens vom Staat auf das neuzeitliche schildern. Nirgends ist der Zusammenhang unserer Ideen bis tief in das 19. Jahrhundert hinein, d. h. solange wir noch Ideen hatten, mit denen des Altertums so unlöslich, wie auf diesem Gebiete. Im folgenden können nur wenige Andeutungen gegeben werden.

Indessen — es handelt sich, wie im Titel zum Ausdruck gekommen ist, nicht einmal allein um die Nachwirkung antiker Ideen. Auch die Betrachtung des Staatslebens der Alten ist von mächtiger Bedeutung gewesen — vornehmlich seit der Renaissance. Gerade den größten Politikern der Neuzeit strömen die Vergleiche mit dem, freilich bis vor wenigen Jahrzehnten regelmäßig idealisierten und vielfach falsch gesehenen Altertum nur so zu. An seiner Betrachtung haben sie sich geschult. Machiavelli, der Bahnbrecher neuzeitlicher Politik, hat nicht umsonst seine discorsi über die erste Dekade des Livius geschrieben. Aus der Betrachtung der römischen Geschichte schöpft er wichtigste Lehrsätze der Politik. Bodin lebte als Politiker auch seinerseits vorwiegend in Vorstellungen, die er der Betrachtung der alten Geschichte entnahm. Im 17. Jahrhundert, bei Hobbes, Bossuet, Locke, wird freilich das Beispiel der Antike durch die Betrachtung der Schrift zurückgedrängt; im 18. Jahrhundert aber gewinnt es wieder überragende Bedeutung. Der vielseitigste, gedankenreichste und in seiner Nachwirkung gewaltige politische Autor dieses Jahrhunderts, Montesquieu, hat seinem Lebenswerk vom Geist der Gesetze (1749) bekanntlich fünfzehn Jahre vorher umfangreiche „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer“ vorausgeschickt. Hier findet sich schon eine Fülle von Ideen, die in seinem größten Werk wiederkehren. Gewiß hatte Montesquieu inzwischen seine Studien auf die Geschichte vieler anderer, auch der entlegen-

sten Völker ausgedehnt und besonders in die seines eigenen Volkes sich vertieft. Aber man geht doch keinen Schritt zu weit, wenn man ihn in erster Linie einen Schüler des Altertums nennt. Auch seinem Antipoden in Methode und Resultaten, Rousseau, bedeutet das Beispiel des Altertums viel.

Aber nicht nur die führenden politischen Geister vom 16. bis zum 19. Jahrhundert schauten zurück auf Hellas und Rom: auch die Masse der handelnden Persönlichkeiten wurde vielfach durch das Vorbild der Alten hingerissen. Die Begeisterung für die Republiken des Altertums spielte eine nicht unbedeutende, wenn auch gewiß nicht die entscheidende Rolle in der ersten englischen Revolution. Wesentlich größer war die Bedeutung des Vorbilds antiker, wirklicher oder vermeintlicher Freiheitskämpfer in der Französischen Revolution. Sogar die Gesten suchte man ihnen zu entlehnen; das ermüdende Gerede von der vertu beruhte auf einem Mißverständnis von virtus; und es ist kein Zufall und keine rein kunstgeschichtliche Entwicklung, wenn damals das Rococo zugunsten des Klassizismus mit seiner antiken Pose im Stich gelassen wird. Die Hinneigung zur Republik und zur Demokratie hat hier wohl ihre stärkste Wurzel — gleichgültig, daß man dabei ganz naiv rein aristokratische Staatswesen, wie das alte Rom, für demokratisch hielt, und daß man vergaß, daß die antike Demokratie schon deswegen von der modernen weltenweit verschieden war, weil dort die Institution der Sklaverei bestand. Die glühende Vaterlands- und Freiheitsliebe des Neuhumanismus entzündete sich vielfach an dem Beispiel der Republiken von Hellas und Rom. Und noch zwei andere Bilder aus dem Revolutionszeitalter! Als Napoleon seiner neu errichteten Militärdespotie einen Rechtsgrund geben wollte, griff er zu einem altrömischen Institut, oder, genauer genommen, zu einem altrömischen Namen: er veranstaltete ein „Plebiszit". Damit führte er eine Neuerung ein, die, zwar sehr fragwürdig an Wert, doch eine bedeutende Lebenskraft bewiesen und zweifellos noch eine Zukunft hat. Und Babeuf, das Haupt der einzigen kommunisti-

schen Verschwörung in der Französischen Revolution, lebte in dem Grad in Vorstellungen, die er der alten Geschichte entnahm, daß er seinen Vornamen Camille aufgab und sich statt dessen Gracchus nannte, damit symbolisch die Richtung seiner (ursprünglichen) Pläne andeutend. — Daß bei allen diesen Dingen das Altertum vielfach mißverstanden, idealisiert, gesteigert wurde, ändert natürlich nichts an der Tatsache der gewaltigen Bedeutung, die ihm als Vorbild zukam.

Weit stärker aber noch, als durch die Betrachtung der antiken Staaten mit ihrer von der der neueren so verschiedenen Struktur, wurde die neuzeitliche Politik durch die Ideen der Alten beeinflußt. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß alle die wichtigsten Lehren, auf denen das neuzeitliche Gebäude der Politik ruht und um die so viele Ströme von Blut geflossen sind, aus dem Altertum stammen. Dabei ist die Lage ganz eigentümlich: auf dem Gebiet der Lehre vom Staat bedeutet die Renaissance gar nicht den tiefen Einschnitt, den man auf anderen Gebieten so gern in ihr sieht: vielmehr unterscheidet sich das „neuzeitliche" politische Denken prinzipiell und methodisch nur in einigen Ausnahmepersönlichkeiten von dem des Mittelalters. Ein Rousseau z. B. ist in seinem politischen Denken typisch „mittelalterlich". Wir haben auf unserem Gebiet eine großartige Kontinuität des Denkens vom Altertum über das Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert und, wenn man will, bis zur heutigen Stunde. Diese Erscheinung ist nun nur für den oberflächlichen Betrachter erstaunlich, in Wirklichkeit aber leicht erklärlich; denn gerade diejenigen Autoren lebten weiter, die für die Politik von entscheidendster Bedeutung waren: Aristoteles und Cicero (letzterer als Vermittler), von dem so viel Gedankengut in den Kirchenvätern, besonders Augustin, steckt. Dazu treten, vom 12. Jahrhundert an wieder mächtig wirksam, die römischen Juristen, mit ihren zumeist den Absolutismus begünstigenden Lehren — in der Umgebung Friedrich Barbarossas wurden sie eifrig gelesen —, dazu gelegentlich der Einfluß Platos, den man mehr von ferne kennt.

Die Lehre vom Naturrecht, die bis tief in das 19. Jahrhundert hinein die Staatslehre beherrscht, entstammt in ihrem Kern dem Altertum. Die Frage nach der Souveränität und ihrem Träger, deren Beantwortung Bodin mit seinem klaren Denken so bedeutend gefördert hat — nicht er, sondern Aristoteles hatte sie gestellt: τί τὸ κύριον. Die Idee der Volkssouveränität, seit dem großen Streit zwischen Kaiser und Papst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts (Manegold von Lautenbach) das ganze Mittelalter hindurch schon lebendig, die Quelle unzähliger Revolutionen und Kriege, im letzten Teil des 18. und im 19. Jahrhundert besonders heiß umstritten, und in unserer augenblicklichen Reichsverfassung vom 11. August 1919 (Artikel 1) wieder einmal zur Herrschaft gelangt — das Altertum hat sie in der Lehre der römischen Juristen (Institutionen und Digesten) von der Übertragung des imperium und der potestas des Volkes auf den princeps geliefert. Eng verknüpft sind häufig mit ihr die Ideen vom Staatsvertrag, oder genauer den beiden Staatsverträgen (pactum associationis und pactum subjectionis), die mit verschiedenen Wendungen und Anwendungen auch ihrerseits den verschiedensten politischen Systemen und praktischen Zwecken gedient haben und so mittelbar von gewaltiger Bedeutung für die Geschicke der abendländischen Menschheit geworden sind. Vor allem konnte mit dieser Lehre je nach den politischen Zwecken zweierlei bewiesen werden — denn der Phantasie sind ja keine Schranken gesetzt: entweder, daß der eine der kontrahierenden Teile den Herrschaftsvertrag wieder auflösen könne oder aber, daß der Vertrag auf alle Zeiten unauflöslich sei. Letztere Ansicht hat vornehmlich Hobbes vertreten, indem er den Gesellschaftsvertrag und den Herrschaftsvertrag zu einem Vorgang zusammenschweißte. Durch eine ganz ähnliche Künstelei gewann Rousseau den Gedanken der inalienablen Volkssouveränität. Derartige Ausdeutungen des Grundgedankens fanden sich im Altertum noch nicht. Im Mittelalter und in der Neuzeit hatte auch deswegen dieser Gedanke eine so weite Verbreitung gefunden, weil man ihn durch Vor=

gänge des staatlichen Lebens vielfältig bestätigt zu sehen glaubte: durch jene zahlreichen Verträge zwischen den Fürsten und ihren Ständen. Aber, und das bleibt die Hauptsache, der Grundgedanke ist durchaus antik, und zwar im Altertum weit verbreitet, daß nämlich einem staatlosen Zustand durch ein Rechtsgeschäft das Ende bereitet, daß durch einen Vertrag der Staat selbst und die Herrschaft im Staat gegründet worden sei. Wir finden ihn bei Plato, in der Politeia (II, 358/9) sowohl wie in den Nomoi (III, 684); er beherrscht die politische Lehre der Epikureer, die auch ihrerseits den Staat durch eine συνθήκη entstehen lassen; Cicero schließlich hat ihn in de republica (III, 13) ausgesprochen; er dürfte der wichtigste Übermittler des Gedankens an das Mittelalter sein.

Die Lehre von der Entstehung des Staates durch einen Vertrag wird heutzutage mit Recht allgemein abgelehnt. Der Staat wird allenthalben als ein natürliches Gebilde aufgefaßt. Es ist bekannt, daß auch diese Lehre dem Altertum entstammt und daß insbesondere Aristoteles, gemäß einem tausendmal zitierten Wort, den Staat aus der geselligen Natur des Menschen entstehen läßt.

Und noch ein weiterer der wenigen Gedanken, welche die politische Lehre und damit das staatliche Leben der Neuzeit wirklich tief und nachhaltig beeinflußt haben, ist antiken Ursprungs: die fruchtbare Lehre von der Gewaltenteilung, auf der, wenn man näher zusieht, alle gemäßigten Verfassungen des 19. Jahrhunderts beruhen, die Lehre also, daß es im Staate drei Gewalten gebe — wir würden sagen, daß die Tätigkeit des Staates sich in drei Hauptrichtungen vollziehe — und daß es heilsam sei, wenn, bei doch nicht radikaler Trennung, diese drei Gewalten sich in den Händen verschiedener Machtfaktoren befinden: die ausübende Gewalt in der Hand eines Monarchen, die gesetzgebende in der von Volksvertretern, deren Tätigkeit aber ergänzt werden müsse durch eine Versammlung des Adels, die richterliche in der Hand eines selbständigen, unabsetzbaren Richterstandes oder von Volksrichtern. Auch diese Lehre hat we-

nigstens zum Teil schon im Mittelalter ihre Bedeutung gehabt, wo gelegentlich von der legislativa und der executiva pars civitatis die Rede ist. Den beherrschenden Einfluß hat sie durch Locke und vor allem durch Montesquieu erhalten. Nun denn: diese Lehre ist im Grundstock aristotelisch! Der Philosoph kennt auch seinerseits drei Gewalten (*τρία μόρια τῶν πολιτειῶν*): *τὸ βουλευόμενον περὶ τῶν κοινῶν*, *τὸ περὶ τὰς ἀρχάς* und *τό δικάζον*. Es ergibt sich ohne weiteres, daß seine an erster Stelle genannte „Gewalt“ nur (allerdings wesentlich) eingeschränkt zu werden brauchte, um zur „gesetzgebenden“ zu werden, während die zweite und dritte denen eines Montesquieu von vornherein entsprachen. Die weitere Ausführung der Lehre, wonach die Verteilung der drei Gewalten auf drei verschiedene Machtfaktoren die Freiheit verbürge und zur besten Verfassung führe, ist meines Wissens im Altertum nicht bezeugt. Aristoteles bespricht nur ausführlich die verschiedenen Möglichkeiten der Verteilung. Montesquieu hatte dafür ja sein Vorbild an der, übrigens völlig falsch gesehenen englischen Verfassung. Und doch mag ihm eine Lehre des Altertums mit vorgeschwebt haben: die Lehre von der gemischten Verfassung als der besten.

Damit sind wir bei dem praktisch wichtigsten Teile der Staatslehre, der Verfassungslehre, angelangt. Gerade über sie kann man sagen, daß die antiken Ideen heutzutage einfach noch Geltung haben, und daß man über sie überhaupt nur in dem einen oder anderen Punkte hinausgekommen ist. Zunächst: die Einteilung der Verfassungen, wie sie noch heute üblich ist, ist antik, vor allem von Plato seiner Verfassungslehre zugrunde gelegt, die Dreiteilung nämlich in Monarchie, Aristokratie und Demokratie (der Versuch Montesquieus, eine andere Dreiteilung — Monarchie, Despotie, Republik — einzuführen, drang nicht durch). Auch der Gedanke, daß alle drei Verfassungstypen zu entarten geneigt sind, die Monarchie zur Despotie, die Aristokratie zur Oligarchie, die Demokratie zur Ochlokratie, kehrt bis zur heutigen Stunde in der Verfassungslehre vielfältig wieder. Plato hatte keiner der drei unverdorbenen Verfassungs-

formen unbedingt den Vorzug vor den anderen gegeben, wenn er auch deutlich die Demokratie unter die Monarchie und die Aristokratie stellt. Aristoteles kennt dagegen eine beste, nämlich eine aus Demokratie und Aristokratie (er sagt dafür Oligarchie) gemischte Verfassung. Die Stoiker wieder an den Höfen der hellenistischen Könige geben angesichts der vielfach so gewaltigen Leistungen der Herrscher dieser riesigen Reiche, der Monarchie, als der mindestens für große Staaten schlechthin besten Verfassung, den Vorzug. Diese Bevorzugung spielt wiederum im Mittelalter und in der Neuzeit eine ungeheuere Rolle. Dort ist ihr eindrucksvollster Verkündiger Dante; hier, weit verbreitet bis in unsere Tage, unterwirft sie sich sogar einem Rousseau, der, wenn auch widerwillig genug, die Monarchie als die für große Staaten zweifellos beste Regierungsform (im Staate der Volkssouveränität) anerkennt.

Polybius hat dann aus der Betrachtung des römischen (übrigens von ihm nicht wahrhaft durchschauten) Staates heraus die zukunftreiche Lehre von der gemischten Verfassung verkündet: die beste Verfassung ist nach ihm die, welche Elemente aller drei reinen Verfassungstypen, also der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie vereinigt. Nur sie bietet Gewähr für Dauer und innere Ruhe. Diese Forderung aber sieht er, irrtümlicherweise, in der römischen Verfassung seiner Tage — in Wirklichkeit einer schwach verhüllten Aristokratie — verwirklicht: hier vertreten die Konsuln das monarchische, der Senat das aristokratische, die Volkstribunen das demokratische Prinzip. Diese polybianische Lehre hat dann Cicero übernommen und dem Mittelalter übermittelt. Zu Beginn der sog. Neuzeit hat ihr Machiavelli die weiteste Verbreitung gegeben. Damit haben wir einen weiteren Gedanken von starker Nachwirkung bis in die Gegenwart hinein. Die Verwandtschaft dieses Gedankens mit denen Montesquieus ist, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, einleuchtend, ebenso, daß z. B. die deutschen Verfassungen des 19. Jahrhunderts ihn in weitgehender Weise verwirklicht haben.

Aber auch noch feinere und allgemeiner gültige Sätze der modernen Verfassungslehre, die freilich für die Masse der Politiker schon allzu fein sind und gegen die deswegen immer wieder verstoßen wird, entstammen dem Altertum. Sätze, die sich in die Worte zusammenfassen lassen: „eines schickt sich nicht für alle“, oder anders ausgedrückt: die Verfassungen sind nicht nur je nach der Lage und dem Klima der Länder und der historischen Vergangenheit der Völker verschieden, sondern sie sollen es auch sein. Der Versuch, eine für alle Völker gute oder beste Verfassung zu finden und sie allenthalben einzuführen, muß notwendig verhängnisvoll wirken. Es ist der größte Ruhmestitel Montesquieus, diese Idee, zum Teil nach dem Vorgange Vicos, zum leitenden Gedanken seines esprit des lois gemacht zu haben. Sie also ist im Altertum mehrfach vorgebildet. Insbesondere hat wieder Aristoteles ausführlich dargelegt, daß die in der Theorie beste Verfassung (s. oben) keineswegs etwa in allen Staaten eingeführt werden dürfe, daß vielmehr überall die konkreten historischen Verhältnisse zu berücksichtigen seien.

Ebensowenig originell, wie die politischen Lehren der Neuzeit sind — im Grundstock wenigstens — die sogenannten sozialen, insbesondere die sozialistischen und kommunistischen. Sogar der Kommunismus der Wiedertäufer in Münster beruhte, wie kürzlich schlagend nachgewiesen wurde, mit auf mißverstandenem Plato. Thomas Morus war Humanist und seine Utopie steht offensichtlich allenthalben unter dem Einfluß des Altertums, besonders Platos. Ähnliches gilt von den übrigens ja ziemlich spärlichen kommunistischen Ideen der beiden folgenden Jahrhunderte. Zum „Internationalismus des Proletariats“ und zu seiner „Diktatur“ hat sich freilich Hellas nicht aufgeschwungen.

Aber nicht nur weitaus die meisten konkreten Lehren der neuzeitlichen Politik entstammen dem Altertum, sondern wir haben dort auch die beiden völlig verschiedenen Methoden der Wissenschaft vom Staate vorgebildet, die noch heute in unversöhnlichem Kampfe gegeneinander stehen: die eine konstruiert den besten Staat von bestimmten, deduktiv gewonnenen Forde-

rungen aus — wie z. B. dem Satz: „die Philosophen müssen Könige sein,“ oder „nur derjenige Staat ist legitim, in dem die Volkssouveränität anerkannt ist“ (Plato, Rousseau). Mit dieser Methode verbindet sich dann regelmäßig der Glaube, daß mit dem richtig eingerichteten Staat, mit „guten Gesetzen“ alles zu erreichen sei, vor allem die moralische Gesundung des Menschen. Die andere Methode geht induktiv vor, auf Grund einer auf möglichst viele Völker und Zeiten sich erstreckenden Kenntnis der Staaten und sucht so ein Urteil über Wert oder Unwert der Verfassungen zu gewinnen (Aristoteles, Montesquieu). Auf diese Weise kommt der Betrachter dann bald zu der Erkenntnis, daß Gesetz und Verfassung weit mehr Produkte des hier so, dort so gearteten „Volkes“ sind, als umgekehrt, und daß der historischen Eigenart der Völker gegenüber mit deduktiv als „gut“ erkannten Gesetzen und Einrichtungen wenig oder nichts ausgerichtet werden kann: Gesetz und Verfassung sind der jeweiligen geographischen, politischen, historischen, religiösen, sittlichen und geistigen Lage der Staaten und Völker anzupassen. Zu einem prachtvollen Ausdruck kommt der Gegensatz der Auffassungen über das, was mit dem Gesetz erreicht werden könne und den Wert des Gesetzes an sich, in einem Wort des späteren Girondisten Condorcet, das seinen Platz hier finden mag, zumal es einen Beleg dafür bietet, daß auch diesem bedeutenden Kopf das Altertum eine lebendige Kraft war, mit der er sich fortwährend auseinandersetzte. Horaz hatte (Carm. 3, 24 V. 35/6) den schönen Satz ausgesprochen: „quid leges sine moribus vanae proficiunt?“ Nun denn, der Marquis de Condorcet findet (in seiner Vie de Turgot) diesen Satz verhängnisvoll und völlig „unphilosophisch“; er meint — es klingt, wie ein grotesker Witz —, es müsse umgekehrt heißen: quid vani sine legibus mores proficiunt?“

Wer sich klar gemacht hat, bis zu welchem Grade unser politisches Denken — soweit es diesen Namen verdient — bis zur Stunde von dem des Altertums abhängig ist, wird nur schwer einem Gefühl der Bedrückung entgehen. Aristoteles, der

politische Lehrer des Mittelalters, ist auch der des 19. Jahrhunderts geblieben! Wohin wir da blicken: Aristoteles! Der Artikel über „Staatsverfassung" im Rotteck-Welcker — mehrere Jahrzehnte lang die „Bibel des Liberalismus" — beginnt mit Aristoteles. Aristoteles bei Dahlmann! Und Treitschke schreibt in einem seiner kürzlich erschienenen Briefe (27. 7. 74 an Schmoller): „Mein eigentlicher Lehrer in der Politik war Aristoteles." Von wahrhaft bedeutenden Gedanken in der Verfassungslehre z. B. dürfte uns nur ein einziger zum Ausbau bleiben, der meines Wissens im Altertum noch nicht auftritt: der Gedanke von der „verkappten Verfassung", wie ich sie nennen möchte, also von einer Verfassungsform, die sich hinter einer anderen verbirgt. (Rom der Blütezeit: in Wahrheit nicht gemischte Verfassung, sondern Aristokratie; England in der Blütezeit der parlamentarischen Monarchie: Aristokratie; jetzt: hinter der Demokratie verkappte Diktatur des jeweiligen Ministerpräsidenten; Frankreich und Vereinigte Staaten: hinter der Demokratie verkappte Plutokratie usw.)

Liegt also die Gefahr vor, von den politischen Gedanken des Altertums überhaupt nicht loszukommen, so dürfte dagegen die Nachahmung der alten Staaten endgültig dahin sein. Zu diesem Ergebnis hat vor allem Jacob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte entscheidend beigetragen. Wir können in den Stadtstaaten von Hellas im wesentlichen nur noch abschreckende Beispiele sehen — als solche freilich behalten sie, wie auch das spätere Rom, ihre Bedeutung für unsere Politik: die herrlichen Erkenntnisse der griechischen Denker über den Staat sind zum guten Teil aus tiefem Schmerz geboren.

Literatur (außer den im Text erwähnten Werken): R. W. Carlyle und A. J. Carlyle, A History of Mediaeval Political Theory in the West, 2 Bde., Blackwood, London, 1903, 1909. — Otto Gierke, Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien. 2. Aufl. Marcus, Breslau 1902. — Hermann Rehm, Geschichte der Staatsrechtswissenschaft. Mohr-Siebeck, Tübingen (Freiburg i. B.) 1896. (Marquardsens Handbuch des öffentlichen Rechts. Einleitungsband, I. Abteilung.) — Derselbe, Allgemeine Staats-

lehre, ebd. 1899. (Dies. Sammlung, Einteilungsband, II. Abteilung.) — Robert Poelmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus, 2 Bde., Bergck, München 1893, 1901. — Derselbe, Aus Altertum und Gegenwart, 2 Bde., I², II, ebd. 1911.

Recht.

Römisches Recht.

Es scheint auf den ersten Blick eine unlösbare Aufgabe, auf wenigen Seiten die Zusammenhänge darzustellen, die zwischen unserem modernen Rechtsleben und der Antike durch die Rezeption des römischen Rechts geschaffen worden sind. Und sicher ist, daß eine rechnungsmäßige exakte Bilanz dessen, was wir dem römischen Recht verdanken und was wir auch ohne die Rezeption besitzen würden, nicht möglich ist, schon deswegen, weil es sich hier überwiegend um Imponderabilien handelt. Sicher auch ist und selbstverständlich sollte es sein, daß über solche Fragen niemand schreiben sollte, der nicht eine sehr intime Kenntnis des römischen Rechts sein eigen nennen kann. Wenn dieses überhaupt eines Beweises bedürfte, so wäre er etwa durch den Hinweis auf die Ausführungen zu erbringen, welche H. Chamberlain im zweiten Band seiner „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" in dem Kapitel „Römisches Recht" über Roms kulturelle Bedeutung gegeben hat und welcher denkende Leser nur den Eindruck von der Inkompetenz des Verfassers entnehmen werden.

Dennoch halte ich die Aufgabe keineswegs für unerfüllbar, ja sie ist sogar nicht allzu schwierig, wenn ich mich von der Aufzählung einzelner historischer Tatsachen dispensieren, das Tatsächliche als bekannt voraussetzen und die Verhältnisse aus der Vogelperspektive betrachten darf.

„Bewundert viel und viel gescholten", so stand das römische Recht vom ausgehenden Mittelalter ab bis zum Ende des 19. Jahrhunderts auf dem deutschen Boden in einer fast autokratischen Stellung da, im vollen Glanz des offiziellen kaiser-

lichen und höfisch-bureaukratischen Rechts, das dem deutschen Volk angestammte indigene Recht nur in der bescheidenen Rolle eines Aschenbrödels, in einem engen untergeordneten Gebiet als Aushilfskraft neben sich duldend. Heute ist es von dieser dominierenden Position abgedrängt infolge der am 1. Januar 1900 geschehenen Aktivierung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs; die Magd hat die Schlüssel des Hauses ergriffen, die einstige Herrin hat sie abgeben müssen. Es fragt sich, was dieser übrig bleibt; denn, so viel ist sicher, ihr Reich ist nicht mehr von dieser Welt. Die Frage ist unendlich oft aufgeworfen und fast immer unbefriedigend beantwortet worden.

Ich sehe zunächst ab von der großen Schar der Banausen, denen die lateinische Sprache der römischen Rechtsquellen und die freilich oft lebensfremde Orthodoxie der Pandektenlehrbücher ein Greuel war, die sich wie Schuljungen nicht laut genug freuen konnten über die Absetzung des Magisters mit der strengen Zuchtrute; diese Leute, die ebenso unbelehrbar sind wie unausrottbar, werden in alle Ewigkeit glauben, das römische Recht am 1. Januar 1900 mit dem Knüppel totgeschlagen zu haben. Aber ebenso haben auch diejenigen den Kern der Sache nicht getroffen, welche unserem neuen deutschen Recht von Anfang an mißmutig gegenüberstanden und in weitgehender Pietät für das altgewohnte Pandektenrecht dessen Abschaffung als eine Art von Sakrilegium und Zusammenbruch der bisherigen juristischen Geisteskultur empfanden. Solche Auffassung und Befürchtung zeugte ja gewiß von einer löblichen Pietät und von einem schätzbaren Idealismus; aber sie verriet doch zu sehr die Pedanterie älterer Gelehrter, die sich in den Umschwung der Zeiten nicht hineinfinden konnten, und vor allem zeigte diese Hoffnungslosigkeit, daß die guten Leute gar nicht wußten, was und wieviel vom römischen Recht unsterblich ist, und daß man wohl den Leib töten kann, nicht aber die Seele. Was ist aber diese Seele? Nun freilich, von einer Seele ein plastisches Bild herstellen zu wollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Man muß schon zufrieden sein, wenn es gelingt, wenigstens anzudeuten, um was es sich hierbei

handelt. Ich kann es leider nicht vermeiden, hier ein vielgebrauchtes abgegriffenes Schlagwort neuerlich zu verwenden. Es ist das juristische Denken, in dem die Größe des römischen Rechts gelegen ist.

Denn wie das Weltbild, das wir uns schaffen, nicht objektiv gegeben ist, sondern Raum und Zeit nur die subjektiven Anschauungsformen sind, in denen unser Geist die uns objektiv gar nicht bekannten „Dinge an sich" entgegennimmt, so kann auch in der Rechtswelt ein objektiv vorhandener Stoff in verschiedener Weise angeschaut werden. Da ist es denn das unvergängliche geschichtliche Verdienst der Römer, wenigstens für das Privatrecht und den Privatprozeß, diese unentbehrlichen Fundamente jedes Rechtssystems, die Anschauungs- und Denkformen herausgefunden und bleibend vorgezeichnet zu haben, welche den hier maßgebenden Beziehungen freier gleichberechtigter Männer, den Beziehungen, welche sich von Mensch zu Mensch ergeben können, am homogensten sind. Das juristische Denken ist hier aus den Dingen selbst herausgewachsen. Gewiß, seiner stofflichen Beschaffenheit nach ist das Recht, welches sich das römische Volk geschaffen hat, weder als kosmopolitisch noch auch nur als human zu bezeichnen, so sehr, daß es vielmehr geradezu die Inkarnation eines inhumanen Nationalismus und Klassenegoismus genannt werden kann. Aber innerhalb des beschränkten Kreises für den es gilt, bedeutet es doch eine Rechtskultur allerersten Ranges und bringt die Idee der freien, rein menschlichen Willensbetätigung und einer richtigen Bilanzierung der berechtigten Interessen nach ihrem inneren Wert in unerreichter Weise zur Durchführung. Wie wir bei der griechischen Kunst über der herrlichen Form so leicht die erschreckende Härte und Grausamkeit vergessen, welche sich in den verführerischen Erzeugnissen dieser Phantasie offenbart, so ist auch im römischen Recht die Form, in welche sich der kaltherzige Egoismus und die von ihm begünstigte Immoral einkleidet, immer so bewunderungswürdig, daß man über dem herrlichen Gefäß den traurigen Inhalt vergißt. Der Wert dieser Form, die vollendete Reife und Abklärung des

rechtlichen Denkens, die den Erzeugnissen der römischen Rechtsliteratur eigentümlich ist, wird noch lange nicht überall genügend gewürdigt, und oft genug bemerkt man gerade bei solchen, die die „ratio scripta“ im römischen Recht nicht genug preisen können, daß sie die volle Tiefe seiner Aussprüche gar nicht ermessen haben.[1])

Von solchen dicta memorabilia aber sind die Schriften der römischen Juristen übervoll. Es genüge ein Hinweis auf die Zusammenstellung von römischen Rechtsregeln, wie sie sich z. B. in Dernburgs Pandektenlehrbuch findet, um selbst dem Unkundigen eine Ahnung des hier Gebotenen zu geben. Dabei ist ein guter Teil dieser Regeln nicht einmal auf die Anwendung des spezifisch römischen Rechts zu beschränken, sondern hat allgemeine Gültigkeit, gehört also der jetzt sogenannten allgemeinen Rechtslehre an und herrscht wie im römisch-gemeinen so auch im französischen, holländischen, englischen, italienischen Recht, und nicht bloß im Privat-, sondern auch im Staats- und Strafrecht: so die (zweifellos schon dem klassisch römischen Recht angehörigen) Prinzipien des intertemporalen Privatrechts, das Prinzip der Nichtigkeit des Agere in fraudem legis, die Grundgedanken der Lehre von den Rechtsquellen und ihrer Interpretation, die Begriffe des Rechts- und des Tatsachenirrtums, die Grundideen des Prozeßrechts usf. Das alles, aus dem römischen Recht hervorgehend, ist seit einem Jahrtausend in ganz Europa gemeingültiges, zum großen Teil ungeschriebenes, durch die bloße wissenschaftliche Tradition und seine innere Wahrheit fortlebendes Juristenrecht geworden.

Juristenrecht! Das ist nun freilich ein Wort, bei dem ich den Zwischenruf der Opposition zu hören vermeine: was ist das für

1) Wie denn beispielsweise in dem prachtvollen Satz über die Wirkungen der Novation, D. 46, 2. 29, viele, die ihn anwenden, die zwei maßgebenden Worte „post divortium“ ganz übersehen, durch die er erst seinen vollen Inhalt und seine notwendige Begrenzung erhält; wie ist da das Ergebnis sorgfältiger und tiefer Erwägung schlicht und prunklos hingestellt!

ein rückständiger Doktrinär, der heute noch an den Bestand eines traditionellen, sogar ungeschriebenen Juristenrechts glaubt, der da mit einem Schlag gleich zwei Dinge übersieht: erstens, daß die moderne Freirechtsschule die stockigen Schulregeln der Juristen schon seit zwanzig Jahren über Bord geworfen und den Juristen selbst als einen lächerlichen Pedanten aus der schlechten alten Zeit in die Rumpelkammer des Mittelalters gesteckt hat, aus der er nie wieder hervortauchen wird. Der da zweitens übersieht, daß die im Gange befindliche soziale Revolution das bisherige Recht mit seinen Wurzeln ausrotten und an Stelle des alten privatgewillkürten Privatrechts eine neue höhere Regelung der Menschheit vom kollektivistischen Gesichtspunkte aus einsetzen wird, bei der unser menschliches Leben nicht mehr aus dem engen Gesichtskreise heraus, der sich zwischen Mensch und Mensch auf der niederen Sphäre des Individualinteresses ergibt, sondern von der höheren Warte eines das Volksganze überschauenden Geistes providentiell geordnet werden wird? Ich höre die Botschaft, allein mir fehlt der Glaube. Ich weiß zwar sehr genau, daß die Not der letzten Jahre auch auf dem Gebiet der Rechtspflege eine gewaltige Lehrmeisterin gewesen ist und uns dazu veranlaßt hat, den rechtsprechenden Behörden (bzw. einigem, was ihnen gleichkommt) statt oder neben der bisherigen bloß feststellenden oder rechtsverwirklichenden Tätigkeit auch rechtsschaffende, gestaltende Funktionen zuzuweisen, von denen sich bisher niemand hätte etwas träumen lassen. Und es soll nicht behauptet werden, daß sich diese Idee in Zukunft mit ihrer Veranlassung wieder gänzlich verlieren wird. Manches davon mag stehenbleiben, vieles wird im sozialen Staat noch hinzutreten und so im ganzen eine starke Abwanderung aus dem Privatrecht ins öffentliche Recht hinüber eintreten. Aber daß an Stelle der gesetzlichen Rechtsweisung aus den durch den Privatwillen geschaffenen Prämissen des Einzelfalles und den für sie aufgestellten festen Gesetzen des Privatrechts in Hinkunft die freie Ermessensordnung durch die Behörde nach den in der Zukunft liegenden Po-

len des „sozialen Ideals“ eintreten wird, daran vermag ich nicht zu glauben. Dazu halte ich das Prinzip des Individualismus oder sagen wir Egoismus, das nun einmal in der menschlichen Natur gelegen ist, für viel zu lebenskräftig. Es müßte schon eine sehr schwächliche Generation sein, wo sich der einzelne sein Recht nicht selbst vindiziert, nach dem was er errechnet hat bei seinem Wollen und Tun, sondern bereit ist, es sich zumessen zu lassen nach dem Gutdünken anderer, das von ganz anderen Strebungen und Erwägungen geleitet ist. Ich glaube nicht, daß wir das Auftreten einer solchen degenerierten Rasse der Menschheit jemals zu befürchten haben. Dem Kampf ums Dasein entspricht vielmehr der Kampf ums Recht, und der wird und muß auf ewige Zeiten mit den scharfen Waffen eben des Rechts ausgefochten werden.

Für diese Waffen aber wird die römische Rechtslehre — so wollen wir sagen, um nicht die Einwendungen aus den geschichtlichen Bedingtheiten des römischen Rechts wachzurufen — immer die beste Rüstkammer bilden. Wie brauchbar der Inhalt dieses Arsenals ist, zeigt uns doch eine mehr als tausendjährige Erfahrung, die immer wieder bestätigt, daß aller seither neu erstandene Rechtsstoff sich fast restlos in die Kategorien hat einreihen lassen, die kurz nach Christi Zeit am Tiberstrand ihre letzte Fassung erhalten haben, und daß er innerhalb dieser Ordnung klaglos funktioniert. Und dabei wird es bleiben, solange unsere heutige Gesellschaftsordnung nicht vollständig auf den Kopf gestellt wird. Den Gesetzen der Logik kann man nur entgehen, wenn man das Denken selbst aufgibt. Sowenig die heutige Gesellschaft geneigt ist, deshalb weil nicht alle der Segnungen einer höheren Kultur in gleichem Maße teilhaftig werden können, zur gemeinsamen Unkultur und Barbarei zurückzukehren, so wenig kann das unschätzbare Besitztum der absoluten Rechtslogik dem Umstand geopfert werden, daß es ausnahmsweise Situationen gibt, in denen der Opportunismus und das billige Kompromiß der Interessen der Durchsetzung eines bestimmten Standpunktes vorzuziehen sind.

Und nun noch eine letzte Frage: Muß unser Verhältnis zur antiken Rechtskultur ein unmittelbares, direktes bleiben, oder genügt es, die Früchte dieser Kultur, wie sie uns nun einmal überkommen sind, zu genießen, den Baum aber, auf dem sie gewachsen sind, zu vergessen? Man könnte aus dem, was ich früher gesagt habe, wohl das letztere folgern wollen: Wenn die geistige Arbeit der antiken Rechtswelt ein wirklicher Besitz der modernen geworden ist, dann scheint es überflüssig, immer wieder nach der Herkunft dieses Besitzes zu fragen. Die heutige Generation hat doch, um zu leben, nicht nötig, die Gräber ihrer Vorfahren zu umtrauern, von denen sie die Lebenskraft empfangen hat, und der Gesunde lebt in die Zukunft hinein, nicht in die Vergangenheit.

Der Gedanke ist ja verführerisch, um so mehr, als er dem Prinzip der geistigen Ökonomie zu entsprechen scheint, wonach man nicht überflüssige Kraft verschwenden soll, um ein zweites Mal zu erarbeiten, was man schon besitzt. Und weil er auch teilweise wahr ist. Aber eben nur teilweise, und darin liegt seine große Gefahr.

Man darf nämlich den großen Unterschied nicht übersehen, der zwischen den Gesetzen des geistigen Lebens und denen der Natur besteht. Die letzteren besitzen absolute Gültigkeit, weil der Stoff, für den sie gelten, unabänderlich ist. Sie gelten also losgelöst von Zeit und Raum und können, einmal entdeckt, unabhängig von den Verhältnissen, unter denen die Entdeckung geschah, überall angewendet werden. Nicht das gleiche gilt von den Gesetzen des geistigen Lebens, weil die Objekte, für welche sie aufgestellt worden sind, nie in völliger Identität wiederkehren, sondern nur in zeitlicher und räumlicher Differenzierung. Duo si faciunt idem, non est idem — ein und dieselbe Rechtsregel, bei einer späteren Generation oder einem anderen Volk gehandhabt, würde vielleicht total verschiedene Wirkungen hervorbringen, Vernunft würde Unsinn, Wohltat Plage werden. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß wir die überkommenen Rechtsprinzipien der Vorzeit nicht gedankenlos akzeptieren dürfen, sondern die Fortdauer

ihres Wertes zu erwägen haben durch sorgfältige Prüfung ihrer geschichtlichen und gegenwärtigen Bedingungen. Bezüglich des römischen Rechts ergibt sich daraus die Nutzanwendung: wir können zwar zweifellos nicht die große Masse des hier gegebenen Rechtsstoffes über Bord werfen und haben das auch bei der Neugestaltung unseres Privatrechts wohlerwogenerweise nicht getan, auch nicht tun können, einfach deswegen, weil seit mehreren Jahrhunderten das privatrechtliche Denken der mitteleuropäischen Kulturwelt auf das römische Recht eingestellt gewesen war und wir nichts an dessen Stelle zu setzen gehabt hätten, also einfach vor dem rechtsleeren Raum gestanden hätten. Aber andererseits können wir zur richtigen Bewertung der römischen und damit unserer eigenen Rechtsregeln nicht umhin, die Verbindung mit der Antike insoweit aufrecht zu erhalten, als es notwendig ist, um festzustellen, in welchem Maße diesen Regeln auch heute noch volle Berechtigung innewohnt. Gerade die modernste Richtung der romanistischen Rechtswissenschaft befaßt sich in erhöhtem Maße mit dieser Feststellung. Es sei mir gestattet, hier auf eine spezielle fachwissenschaftliche Tatsache hinzuweisen, nämlich auf die sogenannte Interpolationenforschung in den römischen Rechtsquellen. Sie erblickt wie bekannt ihre Aufgabe vorwiegend darin, zu ermitteln, ob der Inhalt der im eigentlichen Hauptmassiv der römischen Gesetze, den Pandekten, überlieferten Rechtsprinzipien schon der eigentlich römischen Rechtsentwicklung angehört oder ein spätes Anhängsel aus der Zeit des byzantinischen Kaisers Justinian, des Schöpfers des Corpus juris civilis, darstellt. Wo das letztere der Fall ist, muß die Kritik der lex lata nach den Anforderungen der lex ferenda mit vermehrter Schärfe einsetzen, weil hier immer der Verdacht besteht, daß die Handlanger des byzantinischen Gesetzgebers in unbedachter Weise dem überkommenen Rechtsstoff eine Gestalt gegeben haben, in welcher er zu seinem Objekt nicht mehr so richtig paßt, wie es nach der durch jahrhundertelange Erfahrung und Erprobung geläuterten Gestaltung der „klassischen" Juristen der Fall gewesen ist. Damit ist aber nur ein

Anwendungsfall des oben angedeuteten Prinzips der historischen Goldprobe gegeben. Auch wo das Corpus juris genuines klassisches Recht wiedergibt, kann sie dazu führen, daß dieses heute antiquiert ist, weil es auf Voraussetzungen beruht, die dahingeschwunden sind. Die Fälle, in denen die beiden hier bezeichneten Methoden zu weittragenden Resultaten sowohl für die Ausgestaltung als für die Kritik und die Handhabung unseres modernen Rechts geführt haben, sind bereits sehr zahlreich und werden bei weiterer Forschung noch vermehrt werden.

Immer aber gelangen wir zu dem Resultat und müssen daran festhalten: wollen wir eine wohlgepflegte und auf der Höhe des Erreichbaren stehende Rechtspflege und Rechtswissenschaft besitzen, so muß der geistige Zusammenhang unseres Rechts mit dem Quellgebiet, dem es entstammt, festgehalten werden. Die Abkehr von diesem Zusammenhang, die überhebliche Selbstgefälligkeit, welche diesen unendlich feinen Mechanismus vermeint mit kecker Hand umstellen und nach Willkür laufen lassen zu können, würde die totale Revolution der Rechtsordnung bedeuten und müßte in kurzer Zeit den vollständigen Zusammenbruch und die helle juristische Anarchie hervorrufen. Es wird zu einer solchen nicht kommen, weil glücklicherweise die Phalanx der besonnenen und disziplinierten Juristen viel zu viel Festigkeit und Pflichtgefühl besitzt, um die von ihr verteidigten Güter nicht gegen das Geschrei gedankenloser und aufdringlicher Neuerer festhalten zu können. Aber angesichts des alten semper aliquid haeret mögen auch diese Besonnenen hiermit daran erinnert sein, sich gegenüber jenem Getöse mit der nötigen Harthörigkeit und Geringschätzung auszustatten.

Literatur. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. 1—7, 2. Ausgabe. 1834—1851. — Savigny, System des heutigen römischen Rechts. Bd. 1—8. 1841—1849. — Windscheid, Lehrbuch des Pandektenrechts. 9. Aufl. Hrsg. von Kipp. Bd. 1—3. 1906. — Dernburg, Pandekten; Sohm, Institutionen; Geschichte und System des römischen Privatrechts. 16. Aufl. 1918. — Kürzere enzyklopädische Darstellungen bieten Bruns-Pernice-Lenel, Geschichte und Quellen des römischen Rechts (in Holtzendorff-Kohlers Enzyklopädie der Rechtswissenschaft,

7. Aufl., 1913). — Leopold Wenger, Recht der Griechen und Römer (1. Hälfte der „allgemeinen Rechtsgeschichte" in Hinnebergs Kultur der Gegenwart, 1914). — E. Rabel, Grundzüge des römischen Privatrechts in Holtzendorff-Kohlers Rechtsenzyklopädie.[7] 1. 1915.

Der griechische Gedanke in der Rechtswissenschaft.

Graeca non leguntur — das Banausenwort der mittelalterlichen Juristen gilt heute nur noch für die Mindestanforderungen an die Vorbildung der Studenten der Rechtswissenschaft. Für die wissenschaftliche Forschung am geschichtlichen Zivilrecht ist seit Rabelais' Tagen auch der Jurist auf eine griechische Gedankenwelt hingewiesen, weil die Kultur, welcher Justinian das ältere römische Recht anpaßte, eine späthellenistische gewesen ist. Erst im 19. Jahrhundert fanden die französischen Humanisten, die auch das attische Recht erkundet hatten, ihre Nachfolger in deutschen und französischen Juristen. Unter den Anregungen von Theodor Mommsens Forschung rief dann Ludwig Mitteis das Interesse an dem Rechtsleben des Hellenismus und der Ostprovinzen des römischen Kaiserreiches wach. Heute arbeitet eine junge Forschung daran, die privatrechtlichen Grundlagen der griechischen Rechte aus den attischen Quellen des 4. Jahrhunderts, aus den Trümmern der Inschriften und aus den Papyri des hellenistischen Ägyptens zu erkunden. Neben der römischen und der germanischen Rechtsentwicklung soll uns das griechische Recht vergleichungsfähig werden. Platos „Gesetze" gelten dieser Betrachtung nicht nur als das Buch des Philosophen, der seiner Vaterstadt in der politischen Niederlage das Bild des Idealstaates vorhält, sondern zugleich als die älteste erhaltene wissenschaftliche Leistung einer theoretischen Rechtswissenschaft, welche die Rechte der griechischen Staaten verglich und geistig verarbeitete. Der Entwicklung des germanischen Grundstücksgeschäftes, die vom Marktkauf der alten Volksrechte bis zu den Anfängen des modernen Grundbuchrechtes geht, vergleichen wir heute den Weg, den der Gedanke des Vertrauensschutzes bei den Griechen nahm.

Dem modernen Juristen ist der griechische Gedanke vor allem durch die Einwirkung auf die römische Rechtsordnung wichtig, die in unserem modernen Rechte ihre Spuren zurückließ. Allerdings in der ältesten Ordnung des römischen Volksrechtes, im Zwölftafelrechte, wird man nicht bewußte Anklänge an griechische Gesetzgebungen suchen dürfen. Rom stand im 5. Jahrhundert den griechischen Gesetzgebungen Unteritaliens nicht ähnlich gegenüber wie die böhmischen und polnischen Städte den deutschen Stadtrechten des sächsischen Rechtes. Nicht mehr als ein Einfluß der Kulturmoden und ein Einströmen griechischer Moralgedanken ist durch die Luxusgesetze über den Begräbnisaufwand und durch den gesetzlichen Bußvertrag, der sogar das Wort poena übernahm, erwiesen. Aber in der dunklen Zeit vom 4. bis 2. Jahrhundert, lange ehe die Wirkung griechischer Wissenschaft und Literatur auf die römische Aristokratie einsetzte, hat die römische Rechtsordnung aus griechischen Gesetzen und aus dem hellenistischen Rechtsverkehr tiefe Anregungen empfangen. Damals wurde das Ädilenedikt den griechischen Marktordnungen der Agoranomen nachgeschrieben. Der Satz, daß der Käufer eine Offenbarungspflicht über die Mängel der verkauften Sache hat, wurde neben der Wandlungsklage aus griechischen Rechten übernommen. Alles was wir von den Amtsprogrammen des Zensors wissen, zeigt stark die Einwirkung des griechischen Rechtes. Wer für diese Zeit, ohne das griechische Material zu verwerten, die römische Rechtsentwicklung zu erklären versucht, der steht bei jedem Schritte vor Rätseln. Oft genug wird eine plötzlich in Rom vorhandene neue Bildung verständlich, wenn wir feststellen können, wie das hellenistische Rechtsleben aussah, inmitten dessen Rom zwischen dem 4. und dem 2. Jahrhundert groß geworden ist. Wir dürfen durchaus nicht immer Anlehnungen suchen wollen, Vorschriften, welche aus griechischen Gesetzen in die römische Rechtsordnung hinüber genommen sind. Allerdings kann es auch an solchen Entlehnungen nicht gefehlt haben, und wir können Punkte geltend machen, an denen es schwer fällt, die Übernahme zu bestreiten. So die Rezeption des grie-

chischen Persönlichkeitsschutzes in die prätorische actio iniuriarum. Aber es bedarf gar nicht stets solcher formaler Anlehnung an ältere Rechtsordnungen, damit wir von einem hellenistischen Einflusse sprechen können. Kultivierte Völker werden von anderen schon dadurch angeregt und in ihrer Rechtsbildung gefördert, daß im Nachbargebiet ein Bedürfnis des Lebens anerkannt und durch Gewährung von Rechtsschutz befriedigt wird. Im römischen Schuldrecht der Republik sind die sogenannten Konsensualkontrakte, der Kauf, die Miete, der Dienst- und der Werkvertrag mit ihrer eigenartigen ursprünglichen Haftung wegen Nichterfüllung (des Verkäufers auf den Kaufpreis, des Vermieters auf den Mietzins, des Unternehmers auf den Betrag des Werklohnes) in direkter Anlehnung an griechische Haftungsgrundsätze bei denselben Rechtsgeschäften entstanden. Die Entwicklung des römischen Besitzschutzes im Verhältnis zum Eigentumsprozesse ist auch den griechischen Rechten parallel gelaufen, indem man zunächst vor dem Streit um das Herrenrecht den gewaltsamen Entsitzer zur Herausgabe an den letzten ruhigen Besitzer zwang. Die Stellung des Prätors gegenüber dem zivilen Nachlasse entspricht auffällig der Fürsorgetätigkeit, welche der griechische Gemeindebeamte an den Nachlässen der Bürger wahrnimmt. Und der römische Prozeß wird uns allmählich in einem größeren Zusammenhange erscheinen, wenn wir den alten Prozeß der griechischen Stadtrechte kennen lernen werden und auch dort Privatladung, den Rechtsstreit, der nur mangels eines Anerkenntnisses des Beklagten stattfindet, die positive Defensionserklärung des Beklagten und seine Einigung auf das Prozeßthema, das System der Klagen und die Personalhaftung aus dem Urteil, das stets nur auf Geld geht, kennen lernen werden. Im Strafprozesse ist die Gerichtsverfassung und der Prozeß der Quästionengerichte als eine unmittelbare Rezeption aus dem griechischen Rechte zu betrachten.

Die große geistige Bewegung der römischen Jurisprudenz des zweiten und ersten Jahrhunderts vor Christus steht diesem Zusammenhang mit griechischem Gesetzesrecht allerdings fern.

Die römischen Aristokraten, welche die Rechtswissenschaft als eine Standesbildung der Senatorier pflegten, fanden in den hellenistischen Sachwaltern und in ihrer Hilfsarbeit für den Rhetor keinen standesgleichen Beruf. Sie schätzten als Vertreter der griechischen Bildung nur die Philosophen und die Künstler der Staats- und Gerichtsrede. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. beginnt dieser Einfluß der griechischen Bildung. Die philosophischen Grundbegriffe wie die Darstellungsformen der römischen Rechtsliteratur treten unter den Einfluß griechischer wissenschaftlicher Methode. Die römischen Juristen kannten damals die Rechtssprechung nach jus civile und jus aequum gerade wie ihre griechischen Lehrer die Rechtssprechung nach dem *δίκαιον* und dem *ἐπιεικές*. Die Römer lernten durch Posidonios das jus proprium civium Romanorum, das nationale römische Recht, von dem jus gentium unterscheiden, den Rechtssätzen, die auch die anderen Kulturen anerkennen, und die Stoa gab den römischen Juristen ihre Lehre vom Naturrecht wie ihre Physik mit den Vorstellungen von den Sachen und die Anregung zu den Definitionen nach dem Wortklange. In der heutigen Lehre vom Eigentumserwerb durch Verarbeitung und Verbindung, vom Geschäftsirrtum über wesentliche Eigenschaften der Sache wirken die Problemstellungen der Stoa durch das römische Recht hindurch noch bis ins Bürgerliche Gesetzbuch hinein. Nach den Vorbildern der griechischen Rhetorik entwarfen römische Redner eine Prozeßtheorie, die zum ersten Male den materiellen Anspruch des Klägers und die Verteidigungsmittel des Beklagten nach griechischen Denkformen durchdachte. Es war dieselbe Zeit, in der Panaitios der römischen Aristokratie die Gedanken vortrug, aus denen heraus Augustus seine Monarchie des besten Mannes im Staate gestaltete.

Die große geistige Leistung der römischen Rechtswissenschaft geriet darum nicht in eine Abhängigkeit vom griechischen Gedanken. Sie lag in der wissenschaftlichen Kasuistik und in der Durchdenkung des zivilen und des prätorischen Rechtes für die Praxis. Deshalb glaubt auch heute die moderne Erforschung

des klassischen römischen Rechtes, die auf der Quellenkritik an dem von Justinian überarbeiteten Texte fußt, von den Griechen wenig lernen zu sollen. Wenn diese philologisch-juristische Interpolationenforschung aus lauteren klassischen oder nur von späteren römischen Rechtslehrern bearbeiteten Quellen schöpfte, hätte sie damit recht. Denn für eine Rechtsordnung, wie sie die großen klassischen Juristen Roms auslegten, gilt dasselbe, was wir heute an uns erfahren können: je eifriger die wissenschaftliche Theorie eines Rechtes auf den verfeinerten Ausbau einer Rechtsordnung bedacht ist, desto leichter kann die Rechtsprechung die Anlehnung an fremde Muster entbehren.

Aber die Arbeit der großen Juristen Roms ist eben im Aufbau der Rechtsordnung, welche durch Mittelalter und Neuzeit hin ins moderne Privatrecht übernommen wurde, nicht der einzige geistige Faktor geblieben. Schon um die kleine stadtrömische Schule der großen Juristen Roms herum webte in den Provinzen der ersten Kaiserzeit ein Wirtschaftsleben, das hellenistisch war. Griechisches Urkundenwesen gestaltete die römischen Rechtsgeschäfte für die Bedürfnisse der römischen Bürger, soweit sie dem hellenistischen Kulturkreise angehörten. In den Provinzen mußte der Beamte vielfach mit griechischen Gesetzen arbeiten, und ein römischer Präfekt richtete in Ägypten ein Grundbuch ein, das offenbar auf Vorbildern griechischer Rechte beruhte. In die römische Rechtsordnung führen schon die Kaiser des zweiten Jahrhunderts die zahlreichen Soldatenprivilegien ein, welche auf die griechische Vermögensfähigkeit des Hauskindes und auf das griechische Testamentsrecht Rücksicht nehmen mußten. In den Jahren, da die schöpferische Kraft der römischen Rechtswissenschaft abstirbt, schon vor der Mitte des dritten Jahrhunderts, beginnt vollends der griechische Gedanke in die römische Rechtsanwendung mit einer Kraft einzuströmen, die wir erst seit Ludwig Mitteis verstehen lernten. Nach der Theorie sollte seit Caracallas Gesetz über die Verleihung des Bürgerrechtes an die städtischen Provinzialen das Reichsrecht jede unrömische Rechtsordnung aus der Geltung im Reiche verdrängen. In

Wahrheit hat sich ein ähnlicher Vorgang abgespielt wie in Deutschland, als zahlreiche Bildungen deutschen Privatrechtes trotz der radikalen Aufnahme des fremden Rechtes in Geltung blieben. Schon am Ausgang des Altertums errang das römische Privatrecht die Weltherrschaft nur auf Kosten seiner Reinheit in der Rechtsanwendung. Die Reskripte Kaiser Diocletians liefern der modernen Forschung häufig die Beweise für das Drängen griechischer Rechtsgedanken, wenn die unrömische Fragestellung vom Kaiser abgelehnt wird. Erst unter Konstantin dem Großen gab das Reichsrecht vielfach nach. Noch in den Jahren, in denen der Kaiser im lateinischen Westen stand, ergehen die Gesetze, in denen er vor zahlreichen Gedanken des hellenistischen Rechtes kapituliert.

Das 4. und 5. Jahrhundert erscheint dem Juristen als eine Zeit der grenzenlosen Verwilderung. Nicht nur in der Zerfahrenheit der kaiserlichen Gesetzgebung, in der Unfähigkeit der Rechtssprechung, die ungefüge Menge der als Rechtsquellen geltenden klassischen Juristenschriften zu bewältigen, sondern auch im Durcheinander der Rechtsgedanken des Reichsrechtes und der sich behauptenden Sätze des Volksrechtes. Bisher hat nur die politische Geschichtschreibung und die Kirchengeschichte in diese dunklen Jahrhunderte hineingeleuchtet. Die Juristen bahnen sich erst allmählich den Weg in die urkundliche Überlieferung und in die Literatur der späteren Zeit, und nur wer die griechische Literatur vom 4. bis 6. Jahrhundert kennt, dringt heute mit exakter Forschung in die Kulturwelt ein, welche die justinianische Gesetzgebung hervorbrachte. Als Nachblüte griechischer Kultur ist die Rechtswissenschaft des 5. Jahrhunderts entstanden. Die Studenten von Berytos (Beirut), damals der berühmtesten Rechtsschule für Orient und Okzident, hatten ihre humanistische Bildung an der griechischen Grammatik und Rhetorik erhalten. Die Rechtslehrer waren aus einer griechischen Rechtssprechung hervorgegangen, welche das römische Recht auf ein späthellenistisches Wirtschaftsleben anwandte. Mit Überraschung sahen wir in dem letzten Jahrzehnt,

daß die Notariatsformulare dieser späten Praktiker des römischen Rechtes zahlreiche Begriffe und Worte des alten griechischen Rechtes wieder hervorsuchten und nun im ganzen Reiche einbürgerten. Das Jahrhundert Justinians ist eine Zeit des usus modernus gegenüber der alten römischen Rechtsordnung, und wie der usus modernus Pandectarum des 17. und 18. Jahrhunderts unbewußt den alten deutschen Rechtsgedanken emportrug, hat das 5. Jahrhundert kräftig alte griechische Gedanken in der Rechtsordnung zur Geltung gebracht. Was heute im Allgemeinen Teil und im Schuldrecht des bürgerlichen Rechtes an antikem Kulturgute noch gilt, hat seine geschichtlichen Wurzeln zum Teil in der Geisteswelt der großen klassischen Juristen Roms, aber zum Teil auch im Hellenismus dieser spätrömischen Rechtswissenschaft. Eine Lehre, welche heute in den Worten des Gesetzes verankert ist, geht dahin, daß bei jedem Rechtsgeschäft die Parteien ihren Willen auf einen bestimmten Rechtserfolg richten. Diese moderne, heute mit Recht stark bekämpfte Lehre von der Willenserklärung erwuchs in jener spätrömischen Zeit, in welcher die byzantinischen Notare bei jedem unbedeutenden Rechtsgeschäfte den Parteien die rechtlich erheblichen Erklärungen in den Mund legten und die Juristen die natura contractus bei jedem Rechtsgeschäfte definierten, indem sie annahmen, daß der Parteiwille sich auf die wesentlichen Elemente des Geschäftes bewußt richte. Die Unterscheidung der Grade des Verschuldens nach heutigem bürgerlichen Rechte, die Lehre vom einseitigen und zweiseitigen Schuldvertrage, die Lehre vom gegenseitigen Vertrage entstammen derselben Welt, in der feste Dogmen, die ins Bürgerliche Gesetzbuch übernommen wurden, wie die Lehre von der Unmöglichkeit der Leistung und die überscharfe Scheidung von Dienst- und Werkvertrag zuerst geprägt wurden. Wer als moderner Richter täglich mit praktischer Vernunft an den Grundgedanken des modernen Privatrechtes zu arbeiten hat, kann in der historischen Kritik am übernommenen Kulturgute wertvolle Hilfe finden. Mit der Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland wurde die Herr-

schaft der Scholastik in der Rechtswissenschaft bis ins 19. Jahrhundert hinein fest begründet. Das moderne Gesetzbuch hat diese Herrschaft äußerlich gebrochen, aber durch die Aufnahme zahlreicher Grundgedanken des römischen Systemes befestigt. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, dem modernen Richter bei der praktischen Handhabung und bei der Kritik der übernommenen Rechtsbegriffe zu helfen. Sie wird diese Aufgabe nur dann wissenschaftlich lösen, wenn sie imstande ist, den übernommenen Rechtssatz geschichtlich zu verstehen und die scholastische Überspannung der Rechtsregel zu bekämpfen. Dazu braucht eine modern betriebene Privatrechtswissenschaft die Forschung am griechischen Gedanken. Selbst für die enggesteckten Ziele der Interpolationenforschung an den Rechtssätzen des justinianischen Gesetzbuches ist es unentbehrlich, die griechischen Rechtsgedanken klarzustellen, die sich in der Kodifikation gegenüber der klassischen römischen Rechtsordnung durchsetzten. Denn nur so kann die Frage beantwortet werden, warum am klassischen Texte geändert ist.

So besteht die Notwendigkeit, das griechische Kulturgut in der Rechtsordnung zu kennen, vor allem auf demjenigen Gebiete der Rechtsordnung, auf dem die Antike heute noch lebendig ist. Für die moderne Strafrechtsforschung, für die Rechtsphilosophie, für die allgemeine Staatslehre ist die geistige Fühlung mit der griechischen Philosophie und mit dem Staatsleben der klassischen Zeit von jeher selbstverständlich gewesen. Auch die moderne Demokratie wird von ihren ältesten Vorgängern in der Geschichte, die vor allem in der griechischen Kultur liegen, lernen müssen. In dem Jahrhundert des Völkerbundes wandern die Gedanken des deutschen Juristen notwendig in das Jahrhundert zurück, in dem die griechischen Staaten eine völkerbundartige Schiedsgerichtsbarkeit und ein internationales Exekutivorgan — bei dem römischen Senate fanden. Auf dem dunklen Wege, den wir heute in die Zukunft unseres Volkes hineinwandern, brauchen die Juristen die geschichtliche Bildung und die Kenntnis der alten Gedankenwelt, aus welcher der deutsche Idealismus am Anfang des 19. Jahrhunderts seine besten Kräfte zog.

Literatur. Die Bedeutung des griechischen Gedankens in der Rechtswissenschaft ist noch nicht ausreichend gewürdigt. Dareste, Sciende du droit en Grèce (1893), gab nur eine heute veraltete Darstellung eines Ausschnittes aus der altgriechischen Rechtswissenschaft.

Für die Wirkung des griechischen Rechtes auf das römische überblickt Mitteis, Römisches Privatrecht 1, 10 ff., das vorlängst bekannte Material. (Zur Rezeption des römischen Injurienrechtes vgl. Arch. f. Papyrusforschung, 6, 54 ff.) Noch nicht erkannt ist die Verwandtschaft des römischen Formularprozesses mit dem stadtgriechischen Zivilprozesse des 3. Jahrhunderts v. Chr. Für den Strafprozeß dagegen ist zu vergleichen die gute Studie von Hitzig, Über die Herkunft des Schwurgerichtes im römischen Strafprozesse, Zürich 1909. Zu den Bemerkungen über das ius gentium der römischen Juristen kann auf O. Lenel in der Enzyklopädie der Rechtswissenschaft von Holtzendorff-K.hler, I, S. 331, verwiesen werden. Die Rezeption des römischen Rechtes im griechischen Osten und die Widerstände, welche sie fand, schildert auch für das heutige Wissen noch maßgeblich Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht, Leipzig 1892. Die griechischen Einflüsse auf die spätrömische Rechtswissenschaft werden jetzt durch Studien wie die von Pringsheim, Der Kauf mit fremdem Gelde im griechischen und römischen Rechte, Leipzig 1918, klargestellt. Den Grund für diese Untersuchungen legt die Forschung, welche die einzelnen Institute des griechischen Rechtes durch die Geschichte des Hellenismus hin verfolgt, vom griechischen Altertum bis zum Corpus juris.

Pädagogik.

Das Erbe der Antike ist auf dem Gebiete der Pädagogik so unermeßlich groß, daß — bei Beschränkung auf das Wesentliche — die Aufzählung des später Hinzugekommenen sehr viel leichter ist als die Beschreibung des von dem Altertum übernommenen Bestandes. Schon ein flüchtiger Überblick über die noch jetzt allgemeingeltenden Fachausdrücke zeigt ja deutlich, wie sehr sowohl die Theorie wie auch die Praxis unseres heutigen Erziehungswesens durch das Vorgehen des Altertums bestimmt ist, und wer von den Worten aus den Weg zur Sache selber sucht, der braucht nur Niemeyer-Menges freilich unzulängliche „Originalstellen griechischer und römischer Klassiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts“ (Halle 1898) durchzusehen,

um sofort zu erkennen, welch unermeßlich reichen Schatz von Erziehungsweisheit — oft in unübertrefflich klarer Fassung — uns die Alten hinterlassen haben, oder er mag zu Erich Ziebarths Bildern „Aus dem griechischen Schulwesen“ (Leipzig 1914) und verwandten Veröffentlichungen greifen, um den Einblick in eine praktische Entwicklung des Erziehungswesens zu gewinnen, die der Neuzeit gar vieles, was lange als modernste Errungenschaft betrachtet wurde, in manchmal geradezu überraschender Weise vorweggenommen hat. Wir besitzen noch keine den Gegenstand auch nur einigermaßen erschöpfende Darstellung der antiken Pädagogik, aber schon auf Grund des Stückwerks, mit dem wir uns zurzeit begnügen müssen, geht mit unwiderleglicher Sicherheit hervor, daß noch niemals so sehr wie im Altertum das Erziehungswesen eine herrschende Stellung in der Gesamtkultur der Zeit eingenommen hat. Perioden zeitweiligen Niederganges haben gewiß auch in der Entwicklung dieser antiken Pädagogik nicht gefehlt, und die von der Wissenschaft ja jetzt durchaus überwundene irrige Auffassung der Antike als einer als Ideal schlechthin zu betrachtenden Einheit trifft natürlich auch auf das Erziehungswesen der Griechen und Römer in keiner Weise zu, aber alles in allem darf man doch in Anwendung des bekannten für das 18. Jahrhundert geprägten Ausdrucks gegenüber dem Altertum fast von einem „pädagogischen Jahrtausend“ reden, wie es die Welt sonst nie erlebt hat, und es ist schwer begreiflich, daß ein Mann von einem so weiten Blicke wie Theobald Ziegler in seiner vielverbreiteten, sonst so wertvollen „Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen“ (München 1917) die Kenntnis des mittelalterlichen Unterrichtswesens zwar für unentbehrlich hält, die Erziehungslehre und Erziehungspraxis der Griechen und Römer aber als „etwas Vergängliches und Vergangenes“ bezeichnet, das „von einer Geschichte und Pädagogik auszuschließen“ sei. Es wäre vielleicht ganz lohnend, einmal näher darzulegen, wie dieser Standpunkt von Zieglers eigenem Buche zum Teil aufs entschiedenste widerlegt wird, zum Teil auch sich

schwer an ihm gerächt hat, aber die Kürze des hier zur Verfügung stehenden Raumes verbietet ein solches Vorgehen: suchen wir lieber mit wenigen Worten zu zeigen, daß so ziemlich das gerade Gegenteil von Zieglers Auffassung der wahren Sachlage entspricht und daß, wenn irgendwo, so auf dem Gebiete der Pädagogik die Antike lebendig bleiben muß, nicht nur, um das Werden der Dinge zu verstehen, sondern in mindestens gleichem Maße, um das zurzeit Vorhandene nach klaren und zielsicheren Richtlinien weiterzuentwickeln.

Die Pädagogik hat als Wissenschaft wie als praktische Tätigkeit die Aufgabe, die Kulturgüter der Nationen durch eine zweckmäßige Art der Übermittlung an deren Nachwuchs für die Zukunft zu sichern; in der nötigen Weite und Tiefe verstanden, steht sie daher wie kaum eine andere Wissenschaft und Betätigung im engsten und unlösbarsten Zusammenhang mit dem Schicksal und der Lage der jeweiligen Gesamtkultur, kann Bedeutsames nur dann leisten, wenn sie sich dieses Zusammenhanges mit voller Klarheit bewußt ist und für dieses Bewußtsein auch die verständnisvolle Teilnahme der Zeitgenossen im Volke findet. Nur wo die Erziehung als große Angelegenheit einer Nation empfunden wird, kann sie Tage der Blüte erleben und ihrer Wirkung sicher sein — wir hören diese Erkenntnis ja jetzt eben, in schicksalsschweren Tagen unseres Volkes, wieder von allen Seiten aussprechen: von keiner Seite her wird sie überzeugungskräftiger ertönen können als von der, die auf der Pädagogik des Altertums zu fußen weiß.

Denn klar und sicher ist im Altertum die Pflege eines hohen Bildungsideals als nationale Angelegenheit empfunden worden: von den Griechen jene Ausbildung zur *καλοκἀγαθία*, die zum Losungsworte ausgeprägt zu haben ein bester Ruhmestitel des hellenischen Volkes ist; von den Römern aber die Einfügung der Jugend in die disciplina populi Romani, dies in der Geschichte wohl einzigartige System einer nationalen Erziehung, auf dessen Wert die großen Tage Roms zur Zeit der Blüte des Freistaates beruht haben und dessen kraftvoller Geschlossenheit

nachzueifern bei allem Wandel der Einzelfragen auch heute noch für die Erziehungsbestrebungen eines jeden Volkes empfohlen werden kann. Eine harmonische Verbindung der beiden genannten Bildungsideale ist die noch ungelöste Aufgabe, die auch uns bei unseren künftigen Erziehungsbestrebungen gestellt ist; je schärfer wir — nicht im Sinne bloßer Nachahmung natürlich, wohl aber in weiterentwickelnder Anknüpfung — in dieser Hinsicht die Pädagogik der Alten im Auge haben, desto besser werden wir die Aufgabe lösen können.

Und lebendigen Gegenwartswert wie die beiden Losungsworte καλοκἀγαθία und disciplina populi Romani haben nicht minder die Wege, die die Griechen und Römer für die Verwirklichung ihrer Bildungsideale eingeschlagen haben. Deutlich und zielbewußt tritt uns im lykurgischen Staate der Gedanke der unerläßlichen Verantwortlichkeit aller Staatsbürger für das Gedeihen des Nachwuchses der Nation entgegen, und das berechtigte Nebeneinander von Individual- und Staatspädagogik ist wohl nie zweckmäßiger gestaltet gewesen als in der Zeit, die, griechische Ansätze zu dieser Entwicklung weiterführend, auf dem Boden des römischen Weltreiches das Erziehungswesen bei aller Betonung des Wertes der Familie und des persönlichen Elementes im Unterrichte doch zu einer vor allem staatlich zu regelnden Sache werden sah: wir müßten ein brauchbares, wissenschaftlich bearbeitetes Quellenbuch zur Geschichte der antiken Pädagogik besitzen, um in vollem Maße übersehen zu können, mit wie weitem Blicke damals das Gebiet der Erziehung durch gesetzgeberische Maßregeln, Stiftungsbestimmungen und Verwaltungsanordnungen zugunsten einer fruchtbaren Jugenderziehung gepflegt worden ist.

Allenthalben tritt da die hohe Wertschätzung zutage, die wie bei den Griechen so auch bei den Römern ein freies, aus dem Boden der Kultur in immer neuen Formen emporwachsendes Bildungswesen gefunden hat, und kaum ein anderes Blatt der Kulturgeschichte bietet so wehmütige Eindrücke des Absterbens einer großen und menschenbeglückenden Entwicklung wie das, auf

dem der Verfall des antiken Erziehungswesens am Ausgange des Altertums verzeichnet steht; das aber, worüber wir dabei trauern, ist, so traurig es natürlich an sich auch sein mag, nicht in erster Linie das rein Stoffliche, die niederdrückende Ausscheidung und Verwässerung so zahlreicher für ein höheres Menschentum unentbehrlicher Bestandteile des gewaltigen Lehrgutes der antiken Kultur, sondern mehr noch trauern wir über das Vergehen des Geistes, der diese ganze Entwicklung bestimmt hat; jenes Geistes, unter dessen Einfluß Platon und nach ihm Aristoteles mit mustergültiger Klarheit und Entschiedenheit die Lehre vom Bildungswesen in das System der Lehre vom Staate einzuordnen unternommen haben, ein Vorgehen, das in unseren Tagen, zumal in Deutschland, trotz der Bemühungen Lorenz von Steins, durchaus noch nicht ausreichende Nachfolge und Ausgestaltung gefunden hat, und jenes Geistes, der — wir können dafür jetzt auf die eben erschienene Platon-Biographie eines Meisters der Altertumswissenschaft verweisen (U. v. Wilamowitz, Platon. Bd. 1: Leben und Werke, Berlin 1919) — in einem geistigen Ringen sondergleichen der wachsenden Fülle des Bildungsstoffes unter dem Zeichen der damals zuerst geschaffenen wahren Wissenschaft eine in den Kern der Dinge eindringende, zur geistigen Kraft erziehende Lehrweise zur Seite gestellt hat. Gewiß ist die Höhe des Standpunktes, zu der sich der Stifter der Akademie dank einer wunderbaren Verbindung von Intuition und Beobachtungsgabe erhoben hat, von der Folgezeit nicht ganz festgehalten worden, und dem platonischen Streben nach der Harmonie zwischen Wissen und Können hat die alexandrinische Epoche Erscheinungen eines didaktischen Materialismus folgen lassen, den niemand verteidigen wird. Aber selbst diese Epoche der von minder hohem Geistesfluge getragenen Gelehrsamkeit ist dem Kern der Sache nach doch von einem guten Geiste beseelt gewesen, als sie mit heißem Bemühen und in bester Absicht das Wissensgut, über das sie verfügte, enzyklopädisch zusammenfaßte und damit der gesamten Folgezeit die Wege wies, auf denen dem Einzelwissen der Überblick über das Ge-

samtgebiet des Wissens übergeordnet zur Seite treten kann. Und auch in dieser Epoche bleibt die Freude am Besitz der Bildung das oberste Kennzeichen für die Wertung des einzelnen wie der Kulturgemeinschaft — ein Standpunkt, den das römische Weltreich sich auch seinerseits angeeignet und in einem überraschend gleichartigen Maße fast durch alle seine Provinzen hindurch zur Durchführung gebracht hat: eine kartographische Darstellung des Bildungswesens jener Tage würde jeden Beschauer in Erstaunen setzen durch die weite und offenbar planmäßige Verbreitung der Erziehungseinrichtungen, deren Bestehen uns entweder durch schriftliche Zeugnisse und archäologisch-epigraphische Funde unmittelbar bezeugt oder aber durch Analogieschlüsse mit Bestimmtheit zu erschließen ist, und es ist klar, daß nur ein auf die Bildung als ein wertvolles Menschheitsgut bedachter Gesamtwille den reichen Bestand aller dieser Einrichtungen hat ins Leben rufen können.

Ein „Vergangenes“ — um an Zieglers Ausdrücke hier nochmals zu erinnern — ist die antike Pädagogik allerdings geworden, als die Stürme der Völkerwanderung über das römische Weltreich dahinbrausten und — vielleicht übrigens doch nicht ganz in dem Maße, wie zumeist angenommen wird — die Rhetoren- und Philosophenschulen der Vernichtung preisgaben, aber die Wiedergewinnung dieses Vergangenen beherrscht die gesamte Entwicklung der Erziehungsbestrebungen späterer Zeiten so sehr, daß das Wort „vergangen“ doch nur in sehr beschränktem Maße zu Recht besteht, die Geschichte der Pädagogik vielfach sogar eher Anlaß hat, von einem Neuaufleben in der Form allzu äußerlicher, dem Wandel der Kulturverhältnisse nicht ausreichend Rechnung tragender Übernahme antiken Gutes zu sprechen: einer solchen verkehrten Verwendung dieses Erbes gegenüber konnten das Vetustas cessit Ratkes und Rousseaus im Grunde doch recht oberflächliches Universalmittel, das den Gipfel der erzieherischen Weisheit in der uneingeschränkten Ablehnung des Hergebrachten finden wollte, gar leicht zu vorschnell angenommenen Losungsworten werden, konnte auch der philanthropi-

sche Vergleich zwischen dem Kulturwert Homers und dem der Braunschweiger Mumme in einem unbesonnenen Augenblicke mit einem Urteil zugunsten der letzteren in die Welt hinaustreten. Hüben und drüben ist in den Zeiten solcher Gegensätze versäumt worden, mit ruhiger Sachkenntnis die vor allem wichtige Frage zu prüfen, was an der antiken Pädagogik nur an die eigene Zeit gebunden und was auf der anderen Seite an ihr im besten Sinne des Wortes nicht „vergänglich" ist. Als vergänglich und als der Ablehnung für unsere Tage durchaus bedürfend erweist sich bei einer solchen Prüfung gar manches, was die Alten über Erziehung gedacht und an erzieherischen Maßnahmen im einzelnen für richtig gehalten haben, ebenso wie ja auch die zum Teil durch das Christentum ausgefüllten Lücken der antiken Pädagogik mit Händen zu greifen sind: aber wieviel des Unvergänglichen bleibt neben alledem doch anzusprechen, in wie vielem kann gerade unsere Zeit mit ihrer auf ein freies Bildungswesen gerichteten Sehnsucht von den Alten lernen! Die Einstellung der Erziehung auf den Staatsgedanken, die harmonische Verbindung der körperlichen mit der geistigen Bildung, die klare Einsicht, daß Wissen ohne Können kein wahrer Gewinn ist, das Hinausstreben über bloße Buchstabenweisheit in der Schule, die so wohl durchdachte Regelung der Erziehung in der Zeit der Jünglingsjahre, wie sie das attische Institut der Ephebie in den Tagen seiner Blüte dargestellt hat — dies alles und dazu gar manches andere bezeichnet Werte der antiken Pädagogik, die für unser heutiges pädagogisches Sinnen und Trachten noch vollauf lebendig und daher für uns heute Lebende auch noch unvergänglich sind. „Zurück zu Platon und zur Antike!" wird angesichts dieser Werte kein Verständiger zur Losung der Gegenwart zu machen suchen, aber „weiter im Sinne Platons und der Antike!" darf und soll die Losung aller derer sein, die in der schweren Bedrängnis dieser Gegenwart das Erziehungswesen zu einem der wichtigsten Gebiete unserer Kulturpolitik zu erheben wünschen.

Was aber in einem auf solche Ziele gerichteten Erziehungs-

wesen die Aufgabe des humanistischen Gymnasiums als der mit der Pflege antiker Bildungsstoffe in erster Linie betrauten Schulart ist, das läßt sich auf Grund eines Rückblickes auf die bisherige Entwicklung dieser Schulart mit wenigen Worten wohl so ausdrücken: Das Trachten des humanistischen Unterrichts im 16. Jahrhundert ist auf die sapiens atque eloquens pietas gegangen, wie sie z. B. dem wackeren Straßburger Schulorganisator Johannes Sturm als Ideal vor Augen schwebte — dies Ideal war zu eng gefaßt und mußte auf die Dauer zu einem Formalismus des Lehrens führen, dem schon Melanchthon mit seinem schönen Worte über die unkluge Ökonomie einer nur auf Äußerlichkeiten bedachten Homer-Lektüre entgegentrat und der die Lateinschulen jener Tage und ihrer nächsten Folgezeit in der Tat zu nicht viel Besserem als christlichen „Rhetorenschulen im Sinne Quintilians“ hat werden lassen. Von den noch immer nicht ganz ausgeschiedenen Nachwirkungen dieser Tradition des 16. und 17. Jahrhunderts gilt es das Gymnasium unserer Tage völlig frei zu machen, dabei aber das festzuhalten, was damals für die Schaffung einer zu sicherem sprachlichen Können führenden Lehrweise geleistet worden ist. Auch zu der zweiten, durch den Neuhumanismus bezeichneten Blütezeit des Gymnasiums muß die Gegenwart in doppeltem Sinne Stellung nehmen: freudig sich erhalten und weiter ausbauen muß sie den großen Zug jener Entwicklung, der das Altertum nicht mehr, wie Sturm und seine Genossen, als ein in sich abgeschlossenes Ding für sich um seiner selbst willen pflegt, sondern die zu neuem Leben erweckte Antike als ein Vorbild für die eigene Zeit nach allen Seiten hin wirksam zu machen sucht. Aber auf der anderen Seite muß sie dem Fortschritt Rechnung tragen, den sowohl die geschichtliche Erkenntnis wie auch die Weiterentwicklung unserer Volkskultur im letzten Jahrhundert gezeitigt hat, muß das historisch begriffene, irriger Idealisierung ferngehaltene Altertum so zur Geltung bringen, daß es der Neuzeit nicht — etwa im Sinne Thorwaldsenscher Kunst — mit Herrschansprüchen seine Formen aufnötigt, sondern vielmehr an seinen Formen und an seinen Ge-

danken eigene Formen und Gedanken finden lehrt. „Palaestra vitae" hat Paul Cauer mit glücklicher Wahl des Ausdrucks das Buch genannt, in dem er der Gegenwart zu zeigen sucht, in wie mannigfacher Weise das Altertum von der Schule aus zu wirksamstem Leben in dieser Richtung immer wieder aufs neue erweckt werden kann. Das humanistische Gymnasium unserer Tage steht auch mit seinen antiken Bildungsstoffen nicht abseits von den Fragen, die unsere Zeit bewegen, sondern betrachtet diese Fragen mit einer Anteilnahme, die darum nicht weniger lebendig ist, weil sie sich den festen Boden der Betrachtung in dem Gesamtbilde einer von Mängeln gewiß nicht freien, aber doch mit vollstem inneren Rechte zum Ausgangspunkt aller weiteren Entwicklung gewordenen Kultur zu schaffen sucht und die Schüler dies Gesamtbild in nicht leichtem, aber erzieherisch wie dem Endergebnis nach unvergleichlich wertvollem Ringen mit dem allein zum sicheren Endergebnis führenden Urtext der Dokumente dieser Kultur sich selbst erarbeiten läßt. Wo solche Arbeit von dazu befähigten Lehrern und dazu geeigneten Schülern mit klarem Bewußtsein für die Art der Aufgabe und für die Tragweite der Sache geleistet wird, da wird der Erziehung unseres Volkes ein Dienst geleistet, der mit seiner Förderung des auf urkundlicher Grundlage ruhenden geschichtlichen Denkens in dieser Weise und in diesem Grade von keiner anderen Schulart geleistet werden kann. Das Gymnasialmonopol ist — nach meiner Überzeugung mit vollstem Rechte — gefallen, und der Wert anderer höherer Schularten wird nicht angefochten, wenn man den Eigenwert des Gymnasiums hochhält und gegen das mangelnde Verständnis verteidigt, dem gerade sein Eigenwert der Natur der Dinge nach besonders leicht ausgesetzt ist. Die beste Form der Verteidigung des Gymnasiums aber wird allezeit darin bestehen, daß seine Vertreter in freiem Wettbewerbe mit denen anderer Schularten diesen Eigenwert durch Taten erweisen — erweisen als „kluge Ökonomen" im Sinne des oben angeführten Melanchthon-Wortes. Und wir dürfen die Tragweite dieses Wortes wohl dahin erweitern, daß in der Volkswirtschaft

der ideellen Güter unseres Volkes die die Eigenart des Gymnasiums bedingenden Bildungsstoffe Haushalter brauchen, die ihrer Aufgabe durch Vorbildung wie durch ernste Weiterarbeit an sich selber voll gewachsen sind, die andererseits aber auch nicht gehemmt werden dürfen durch — einerlei von welcher Seite her — ein Eingreifen, das die Schulart nach überlebten Erscheinungsformen sowie nach den Erfahrungen für sie nicht geeigneter Schüler beurteilt und sich über den Wert der Antike ohne jene sichere Urkundlichkeit des Wissens und jenes geschichtliche Verständnis ausspricht, zu denen eben dies Gymnasium hoffentlich auch in Zukunft seine Schüler zu erziehen in der Lage bleiben wird.

Literatur. Eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende Darstellung der antiken Pädagogik und ihrer Folgewirkungen ist nicht vorhanden. Mehr oder weniger veraltet sind L. Grasbergers „Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum" (1875—81), sowie L. Ussings „Erziehung und Jugendunterricht bei den Griechen und Römern" (2 1886) und der Abschnitt in K. A. Schmidts „Geschichte der Erziehung von Anfang bis auf unsere Zeit". Schettler, Köthen 1 1884. Den Wert der Antike für unser heutiges Bildungswesen unterschätzt P. Barth in seiner sonst wertvollen und anregenden „Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung". Barth, Leipzig 2 1916. Wichtige Einzelbeiträge zur Geschichte der antiken Pädagogik sind: A. Exarchopulos, Das athenische und spartanische Erziehungswesen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. 1909. — A. Busse, Sokrates. Reuther, Berlin 1914. — U. v. Wilamowitz-Möllendorf, Platon. Weidmann, Berlin 1919. — O. Willmann, Aristoteles als Pädagoge und Didaktiker. Reuther, Berlin 1909. — B. Appel, Das Bildungs- und Erziehungsideal Quintilians. 1914. — K. Prächter, Die griechisch-römische Popularphilosophie und die Erziehung. Bruchsal 1886, Programm. — H. v. Arnim, Leben und Werke des Dio von Prusa. Weidmann, Berlin 1898. — K. Barbagallo, Lo stato e l'istruzione pubblica nell'Impero Romano. Fr. Battiato, Catania 1911. — J. W. H. Walden, The Universities of ancient Greece. Ch. Scribners Sons, Newyork 1909.

Sprachwissenschaft.

Die Techne des Dionysius Thrax gibt eine Zergliederung der griechischen Sprache nach den Gesichtspunkten des Lautbildes, der Wortart und der Wortform. Wir erhalten eine ganz knappe Inventarisierung der Buchstaben (στοιχεῖα), der Redeteile (μέρη τοῦ λόγου) und der Flexionsformen (κλίσεις), wie sie von der Philosophie und Grammatik allmählich erarbeitet war. Die Schmächtigkeit des Umfanges und die Magerkeit des Inhalts stehen auf den ersten Blick für den modernen Leser in einem befremdlichen Kontrast zu der weltgeschichtlichen Rolle, die diesem Büchlein gleichwohl zugefallen ist. Aber die Grundlinien sind mit sicherer Hand gezogen und terminologisch fixiert, so daß eine Übertragung des hier dargebotenen Systems grammatischer Kategorien auf andere Sprachen im ganzen ohne Gewaltsamkeit möglich war oder doch möglich schien. So erklärt sich der ungeheuere Erfolg. Nicht nur Syrer und Armenier haben die Verpflanzung auf den Boden ihrer eigenen Sprache gewagt; die in der Ars des Dionysius geübte und gelehrte Betrachtungsweise hat auch die grammatischen Anschauungen des gesamten Abendlandes geformt und beherrscht fast durch zwei volle Jahrtausende. Prinzipiell überwunden ist ihre rein deskriptive Methode erst am Ausgange des 18. Jahrhunderts durch Philipp Buttmanns Griechische Grammatik und die neue Bekanntschaft, die Westeuropa eben damals mit der alten Kultursprache Indiens und dem System der dort seit unvordenklichen Zeiten gepflegten Grammatik machte. Die Terminologie, deren sich die griechische Techne bedient, lebt aber noch heute in Schule und Wissenschaft, und selbst die moderne Linguistik vermag sich nur schwer aus ihrer Verstrickung zu lösen, auch dort, wo sie die Fessel der Tradition als drückend und hemmend empfindet. Diese Linguistik ruht, trotz ihrer anders orientierten und höher gesteckten Ziele, auch wenn sie sich dieser Zusammenhänge nicht immer bewußt ist, auf einer Synthese griechischer und indischer Geistesarbeit. Rom

kommt nur als Vermittlerin zwischen den Griechen und den jüngeren Kulturvölkern Westeuropas in Betracht.

Die Hellenen sind nicht die Erfinder, aber sie sind recht eigentlich die Vollender der Buchstabenschrift, die sie von den Phönikern übernahmen. Und in der Art, wie sie das fremde Gut alsbald dem Wesen ihrer Sprache umsichtig und konsequent anzupassen verstanden, offenbart sich wie überall die schöpferische Originalität des griechischen Geistes. Indem sie eine Anzahl von Konsonantenzeichen, die im griechischen Lautbestand ohne Entsprechung waren, in Vokalzeichen umdeuteten, befriedigten sie ein in dem Bau ihrer Sprache tiefbegründetes Bedürfnis. Denn für den Indogermanen ist, auf der uns historisch allein gegebenen Entwicklungsstufe seiner Sprache, der Vokal, ganz anders als im Semitischen, ein dem Konsonanten gleichwertiges Lautelement, das schon als Mitträger der Wurzelbedeutung, nicht bloß als Exponent der Wortbildung und Wortbeugung eine wesentliche Funktion ausübt und zusammen mit den Konsonanten auch im Schriftbilde festgehalten zu werden verlangt. So leitete den für uns namen- und zeitlosen Ordner des ältesten griechischen Alphabets, dem unstreitig ein Platz in der Reihe der großen Erfinder gebührt, der Instinkt seines Sprachgefühls weit sicherer und glücklicher, als in vorgeschritteneren Zeiten das bewußte Spähen nach den etymologischen Zusammenhängen der Worte die Philosophen und Grammatiker des Altertums geleitet hat, die kein Bedenken tragen etwa ἡμέρα von ἵμερος abzuleiten oder die Verba dicere ducere docere zu einem disharmonischen Dreiklang zu vereinigen. In der von seinem Ordner geschaffenen Gestalt ist das nunmehr wirklich griechische Alphabet die Grundlage der Schriftgeschichte für den gesamten europäischen Kulturkreis geworden. Neuerungen von prinzipieller Bedeutung sind seit jener entscheidenden Tat nicht mehr zu verzeichnen. Die Unterscheidung der Quantitäten, die hie und da im Griechischen, aber immer nur aus zufälligen Anlässen und niemals konsequent, versucht worden ist, hat sich nirgends als allgemein anerkanntes Prinzip durchzusetzen ver-

macht. Die Erfindung von Akzent- und Quantitätszeichen, von denen die Orthographie einzelner Sprachen einen mehr oder weniger fest geregelten Gebrauch macht, geht bekanntlich ebenfalls auf griechische Muster oder Anregungen zurück, so gut wie die Interpunktion der zusammenhängenden Rede.

Erst mit dem Erwerb gleichwertiger Vokalzeichen war die Zerlegung des Wortes in seine lautlichen Grundelemente vollendet, die an sich bedeutungslos, nur durch ihre Zusammenfügung Mittel des sprachlichen Gedankenausdrucks werden. Das war, so einfach dem Laien heute nach Jahrtausenden die Sache erscheinen mag, der krönende Abschluß einer langen und mühselig genug fortschreitenden Entwicklung, deren frühere Stadien der Zeit vor der Rezeption des semitischen Alphabets durch die Griechen angehören und an der mehr als eine Nation beteiligt gewesen ist. Was so am Einzelworte zuerst glücklich gelungen, haben dann später dieselben Griechen, Philosophen und Sophisten, auch an der aus Einzelworten zusammengefügten Rede, am Satzgebilde, versucht und nach langem Ringen mit den Schwierigkeiten der Aufgabe, für die wir nachgeborenen, schon im frühesten Schulunterricht grammatisch erzogenen Menschen nicht leicht das rechte nachempfindende Verständnis aufzubringen vermögen, im wesentlichen auch erreicht. Mit ihren Funden arbeitet, in ihrer Sprache redet heute auch der elementarste Unterricht, der den Kindern die Anfangsgründe grammatischer Einsicht in den Bau der Muttersprache beizubringen sich bemüht: „Zeitwort“ und „Fürwort“, „Fall“ und „Beugung“, „Tätigkeitsform“ und „Leideform“, wie es jetzt in unseren Volksschulen heißt, sind in ihrer durchsichtigen Verkleidung ja gar keine echtbürtigen deutschen Wörter, sondern letzten Endes — wie das unangetastet gebliebene „Komma“ — rein griechische Termini, die über mancherlei, oft recht ungeeignete und verständnislose Vermittler, nicht immer ohne böse Verballhornung, ihren Weg durch die Jahrhunderte gemacht haben und durch ihre schier unverwüstliche Lebenskraft auch für uns noch die Brauchbarkeit der von den Griechen gefundenen Kategorien bewähren.

Für das grammatisch ungeschulte Bewußtsein eines naiven Menschen ist die eigene Sprache, trotz aller Sicherheit in ihrer Anwendung, eine rudis indigestaque moles: es ist wahrlich etwas Großes, Ordnung in diese zunächst ganz unübersichtliche Masse von Wortarten und Wortformen gebracht und der europäischen Kulturwelt das terminologische Fachwerk geschaffen zu haben, in das sie die Schätze der verschiedenen Einzelsprachen im ganzen sachgemäß einzuordnen vermag. Und wie schwer es war, dieses Große zu vollbringen, beginnt man erst lebendig nachzufühlen, wenn man sich an der Hand der leider dürftigen Überlieferung bemüht, den allmählichen Fortschritt in der Kategorisierung der Redeteile wie in der grammatischen Erkenntnis überhaupt von Stufe zu Stufe zu verfolgen und nach seinen, hemmenden und fördernden, Bedingungen zu begreifen. Oder man lese zu dem gleichen Zwecke, um sich der Schwierigkeiten bewußt zu werden, einmal die Akten des Streites nach über die Natur von δεῖ und χρή und sehe zu, welche Mühe es noch dem Apollonius Synt. 235 ff. bereitet, ihre verbale Funktion zu erweisen gegenüber der von anderen vertretenen wunderlichen Meinung, daß beide Wörtchen zu den Adverbien gehörten.

Der Parallelismus zwischen der Wort- und der Satzergliederung, in der Aussonderung der letzten Grundelemente auf beiden Seiten, der στοιχεῖα τοῦ ὀνόματος und τοῦ λόγου (Sprachlaute und Redeteile), ist auch den Griechen selbst bewußt gewesen. In der Lösung beider Aufgaben hat aber ihre Erkenntnis eine Schranke nicht endgültig zu durchbrechen vermocht, deren Überwindung erst die Schöpfung einer wirklichen Wissenschaft von der menschlichen Sprache möglich gemacht haben würde. Wie ihnen im Worte zwar die reinliche Sonderung der für sich nichts bedeutenden Laute und Silben restlos gelang, aber nicht die Scheidung von Stamm und Endung als den Trägern ganz bestimmter Funktionen, so haftet auch ihre syntaktische Betrachtung zu sehr an dem aus seinem natürlichen Zusammenhange herausgehobenen Einzelwort und vernachlässigt

oder übersieht dabei die Funktion, die ihm im Gefüge des Satzes, in seinen Beziehungen zu anderen Satzteilen zufällt. Man kann etwa sagen, daß über dem Gedanken an die Wortarten die Satzteile nicht zu ihrem Rechte gekommen sind, so wenig wie am Einzelwort die es genetisch konstituirenden Elemente des Stammes und der Endung, die mit den rein lautlichen *στοιχεῖα* keineswegs zusammenfallen. Die Zergliederung bleibt in beiden Fällen allzu mechanisch und zu sehr im Materiellen stecken, es gelingt nicht, den Begriff der grammatischen Funktion für die Analyse des Satzes und des Wortes zu lebendiger Wirksamkeit zu bringen. Wie schwerfällig und doch unzulänglich muß manchesmal Apollonius Dyscolus argumentieren, weil seiner Syntax erstaunlicherweise die grammatischen Kategorien des Prädikats und des Subjekts ganz und gar abgehen! Und dabei waren die Griechen selbst die Schöpfer der Logik. In der aristotelischen Logik lagen die Termini *ὑποκείμενον* und *κατηγορούμενον* verwendungsbereit zur Hand und forderten die Nutzbarmachung für die Zwecke der grammatischen Satzanalyse geradezu heraus. Die zünftige Grammatik aber der alexandrinischen Zeit hat sich als unfähig erwiesen, diesen letzten Schritt zu tun, obwohl ihr doch die stoische Lehre von den *κατηγορήματα*, den verschiedenen im Prädikat verwendeten Arten des Verbums, den Weg unmittelbar vorzeichnete. Man darf eben nicht übersehen, daß die eigentliche Grammatik, der die Ausgestaltung und Systematisierung der von der Philosophie gewonnenen, nicht sowohl durch grammatische als dialektische Interessen bestimmten Erkenntnisse als Aufgabe zufiel, erst einer Epoche angehört, in der die Schöpferkraft des griechischen Genius bereits zu erlahmen beginnt, und man wird auch des weiteren bedenken müssen, daß die grammatische Betrachtung bei den Griechen sich eigentlich nie als eine Disziplin eigenen Rechtes fühlen gelernt hat, sondern immer im Gefolge und Dienste anderer Wissenschaften, erst der Philosophie, dann der Schriftstellererklärung, also der Philologie, einherzuschreiten gewöhnt war. So hat die klare und bewußte Herausarbeitung

rein grammatischer Gesichtspunkte aus den von anderwärts zufließenden Anregungen Schaden gelitten, und mancher lebensfähige Keim ist verweht oder verdorrt, ehe er Blüte und Frucht anzusetzen die Zeit gefunden. Die Scheidung von φωνή und φθόγγος oder ψόφος, die in den Anfängen phonetischer Beobachtungen und Überlegungen als verheißungsvolle Ankündigung fortschreitender Erkenntnis überrascht, die syntaktischen Entdeckungen der Stoa, die den (in der Tat aller Kasuszeichen entbehrenden) Vokativ als Satzform, προσαγορευτικὸν πρᾶγμα (also nicht als Kasus) auffassen lehrte oder mit bewunderungswürdig sicherem Griffe die Klassifizierung der Tempora aus den Unterschieden der Zeit und der actio (infecta oder perfecta) zugleich ableitete, sind Anregungen geblieben, die die Grammatiker nicht mehr mit lebendigem Verständnis zu ergreifen und für den Ausbau der Sprachwissenschaft zu nutzen vermochten. Zum Teil hat erst die moderne Forschung solche Anregungen aufgenommen und weitergeführt.

Was die Griechen in ihren Bemühungen um die Sprache oder um die Schriftstellererklärung an positiver Forschungsarbeit geleistet haben, benutzen wir noch heute mit schuldiger Dankbarkeit, die durch jeden Fortschritt unserer eigenen sprachgeschichtlichen Erkenntnis nur gesteigert werden kann. Man muß sich einmal vergegenwärtigen, wie weittragende Ergebnisse im verflossenen Jahrhundert den Resultaten der von den alten Musikern und Grammatikern systematisch gepflegten Akzentbeobachtung oder den Sammlungen mundartlicher Wörter, jenen freilich primitiven Vorläufern der modernen Dialektgeographie, abgewonnen werden konnten, und umgekehrt, was alles der Sprachwissenschaft heute und in Zukunft fehlen würde, wenn die antiken Grammatiker diese und ähnliche Erkenntnisquellen niemals für uns erschlossen hätten.

Die Bedeutung des Griechentums für die Sprachwissenschaft erschöpft sich aber nicht in der Summe dessen, was die antike Forschung unmittelbar oder mittelbar für diese Disziplin geleistet, was sie an bleibenden Erkenntniswerten gewonnen, an

entwicklungsfähigen Anregungen der Zukunft hinterlassen oder an wertvollem Material für uns gerettet und bereitgestellt hat: sein kostbarstes Vermächtnis besteht auch hier in der Fülle der Denkmäler, an denen wir die altgriechische Sprache selbst studieren können. Wohl ist den Griechen die Kunst, eine Wortform genetisch zu analysieren, niemals aufgegangen (weshalb ihre Vorstellung von der Bildung der Worte stets verworren und ihre Etymologie unfruchtbare Spielerei geblieben ist), aber das grammatische Genie Philipp Buttmanns hat gezeigt, daß der (durch die Variation der Mundarten obendrein vielfach durchleuchtete) Bau ihrer Sprache hinreichend durchsichtig ist, um aus ihm diese Kunst methodisch zu entwickeln. Ein eigentümlicher Zufall hat es freilich gefügt, daß Buttmanns entscheidende Entdeckung des „Biegungsstammes“ und der „Deklinierendung“ fast in ihrer Geburtsstunde schon überholt war. Denn mit der Kenntnis des Sanskrit übernahm gerade damals die europäische Wissenschaft zugleich auch die von der indischen Grammatik geschaffene Wortbildungs- und -beugungslehre, die prinzipiell auf der Scheidung von Stamm und Endung aufgebaut ist und in entwickelterer Form das leistete, was bei Buttmann begreiflicherweise noch in den Anfängen steckte. „Die indischen Grammatiker fassen die Nomina in ihrem absoluten, von allen Kasusverhältnissen unabhängigen, und von allen Kasuszeichen entblößten Zustande auf, und nehmen daher eine Grund- oder Stammform an, zu welcher der Nominativ und die obliquen Kasus der drei Zahlen sich als abgeleitet verhalten. Diese Grundform kommt häufig in zusammengesetzten Wörtern vor, indem die ersten Glieder eines Kompositums aller Kasusendungen beraubt und somit identisch mit der Grundform sind.“ [1]) Welch ein Abstand von jener primitiven, ja rohen Lehre der antiken Grammatik, die willkürlich den Nominativ als Ausgang wählte und auf ihn ganz mechanisch nicht nur die übrigen Kasus, sondern auch Komposita wie ἑωσφόρος und κερασφόρος bezog! Es ist

1) Franz Bopp, Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache (1827), 83.

Franz Bopps unvergängliches Verdienst, die Betrachtungsweise der indischen Nationalgrammatiker bis in ihre Konsequenzen vervollkommnet und verfeinert, auf die Gesamtheit der indogermanischen Sprachen angewendet und zugleich mit geschichtlichem Geiste erfüllt zu haben. Aber darüber soll man nicht vergessen, daß Buttmann ganz aus Eigenem, und zwar am Griechischen, dieselbe Entdeckung gemacht und für eine tiefere Kenntnis des griechischen Formenbaus zu verwerten bereits begonnen hatte. Schon er verstand eine Optativform wie φέρ-ο-ι-τε durch seine selbstgefundene „genetische" Methode im Grunde geradeso sicher in ihre Bestandteile (Wurzel, Endung des Präsensstammes, Moduscharakter, Personalsuffix) aufzulösen wie Bopp das genau entsprechende altindische bharēta (aus *bhar-a-ī-ta).[2] Bei Buttmann hat sich so das Griechische zum erstenmal als Erwecker geschichtlicher Einsicht in die Genesis der Wortformen und in die Entwicklung der Sprache bewährt, und diese Kraft wird ihm, nachdem einmal die Bahn gebrochen, auch in alle Zukunft verbleiben. Ich wüßte keine europäische Sprache zu nennen, die durch ihren Bau und die Abfolge ihrer nach Zeit und Mundart mannigfach differenzierten Denkmäler so unmittelbar geschichtlichen Sinn für das Leben der Sprache zu wecken geeignet wäre wie das Griechisch Homers und Herodots, der attischen Dichter und Redner. Ohne die Anwendung des Begriffes der grammatischen Funktion auf die Teile des Einzelwortes, dessen festgeschlossener Bau der Analyse spröderen Widerstand entgegensetzt als das lockerer gefügte Satzgebilde, ist keine wahre Sprachwissenschaft denkbar; diese Anwendung aber läßt sich an den Formen des Griechischen unschwer selbst dem Lernenden demonstrieren, kaum so an einer anderen für die Schule geeigneten Sprache. Und sollte es wirklich ohne erzieherischen Wert sein, schon dem jugendlichen Denken an der Sprache der Hellenen, die zugleich wie in edler Schale den Ewigkeitsgehalt einer unerschöpflich reichen Literatur dem empfänglichen Sinne darbietet, wenigstens eine Ahnung davon aufgehen zu lassen,

2) Bopp, a. a. O. 165.

daß auch in dem Organismus und den Wandlungen der Sprache die „Notwendigkeit der Geschichte“ herrscht, die zuerst Jacob Grimms Deutsche Grammatik in allen Lebensäußerungen der germanischen Dialekte aufzuweisen unternahm? Für den Romanen mag sich der den sprachwissenschaftlichen Forschertrieb weckende Funke am Latein, der gemeinsamen Muttersprache, entzünden: die deutsche Schule, die doch für alle Zweige menschlicher Geistestätigkeit den Nachwuchs fähiger und ihres Berufs nicht zu spät sich bewußt werdender Köpfe liefern soll, wird auf das Griechische nicht ohne schwere Schädigung der nationalen Wissenschaft verzichten können. Die Entdeckung der Sprache für die Wissenschaft gehört zu den Ruhmestaten deutschen Geistes, die auch die Zukunft verpflichten. Die Geschichte menschlicher Erkenntnis wird die Namen des Franzosen Raynouard und des Dänen Rask nicht im Dunkel der Vergessenheit verschwinden lassen, aber den Kranz, der dem Eroberer neuer Provinzen im Reiche des Geistes gebührt, wird sie den deutschen Sprachforschern Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm und Franz Bopp darreichen: die Knechtung der Wahrheit, die jetzt der Welt durch das assoziierte Angelsachsentum droht, kann ja nicht ewig währen. Das geschichtliche Verständnis der Muttersprache, dessen kein Lehrer des Deutschen an unseren höheren Schulen entraten kann, wird ohne Kenntnis des Griechischen niemals zu lebendigem Besitze erworben werden, der doch allein wieder Leben zu erzeugen vermag. Es ist nun einmal nicht anders: das älteste Denkmal germanischen Schrifttums, zugleich die reinste und vollkommenste Ausprägung des germanischen Formenbaus, ist eine Übertragung aus dem Griechischen, deren wissenschaftliche Einordnung in die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache die Kenntnis des Originals zu selbstverständlicher Voraussetzung hat. Und die Sprache dieses Originals leistet dem Lernenden zugleich den willkommenen Dienst, die entscheidenden Tatsachen aus der Vorgeschichte des germanischen Sprachzweiges aufzuhellen, deren verständnisvolle Erfassung erst Licht und Ordnung in das zunächst undurchsichtige Geflecht der Wortformen zu brin-

gen vermag. So wirkt schon der Name des Ulfilas, der, selbst ein Griechenschüler, achtunggebietend an der Schwelle unserer literarischen Überlieferung steht, wie ein Symbol und wie eine Mahnung, die von der Geschichte zwischen Griechentum und deutscher Kultur mannigfach geknüpften Fäden nicht aus plattem Utilitarismus oder falschem Nationalismus zu zerreißen.

Literatur. Über den „Ursprung des Alphabets" handelt K. Sethe in den Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Geschäftl. Mitteilungen 1916, Heft 2 (dazu Nachrichten der phil.-hist. Kl. 1917, 437). Über die Einrichtung und Geschichte des griechischen Alphabets unterrichtet W. Larfeld, Griech. Epigraphik[3] 204 (dazu Ed. Hermann in den genannten Nachrichten 1917, 476). — Neben den zusammenfassenden Darstellungen von H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern[2] und J. E. Sandys, A History of Classical Scholarship[2], behaupten J. Classen, De grammaticae graecae primordiis, Bonn 1829, und Rud. Schmidt, Stoicorum grammatica, Halle 1839, noch immer ihren Wert. Die „Anfänge der Philologie bei den Griechen" schildert in großem Zusammenhange H. Diels in den Neuen Jahrbüchern, XXV, 1910, 1 ff. Die weitere Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Erkenntnis und der grammatischen Terminologie bei den Griechen scheint mir auch nach Steinthals Bemühungen einer neuen Darstellung dringend bedürftig.

Geschichtswissenschaft.

Das Verhältnis des antiken Menschen zur Geschichte hat unleugbar etwas Problematisches. Eilfertige Plakatierungssucht hat unlängst das Schlagwort geprägt: „der antike Mensch ahistorisch"[1]), — freilich ohne daß diese Etikette auch nur den Anspruch erheben darf, originell zu sein! Dergleichen gibt sich gern als modisch aufgemachter Goethe — und ist ja in der Tat auch nur eine Wiederhervorholung und Vergröberung seiner an der antiken Kunst gebildeten, klassischen, allzu klassischen Ansicht von der reinen 'Gegenwart' alles antiken Lebens. Was man aber nicht sagt, vielleicht auch nicht weiß, ist, daß das Problem auch von fachhistorischer Seite schon wiederholt mit allem Freimut erörtert worden ist. So hat z. B. schon vor vielen Jahrzehnten ein Meister antiker Geschichtsforschung, Ernst Curtius[2]),

den geschichtlichen Sinn der Griechen in Frage gezogen —, freilich ohne ihn einfach zu verneinen.

Wohl mußte die vorwiegend philosophische und künstlerische Veranlagung der Hellenen der Ausbildung kritisch-analytischer Fähigkeiten, wie die historische Arbeit sie verlangt, ungünstig sein; und in der Tat hat ihre natürliche Abneigung gegen alles Regellose, Zufällige und Massenhafte, ihr Bedürfnis nach Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Gestaltung, wozu sich noch der religiöse Trieb gesellte, der in der Geschichte die Spuren der göttlichen Vorsehung finden wollte, sie nicht selten zu willkürlicher Behandlung des geschichtlichen Stoffes verführt. Dann sollten etwa Synchronismen — wie neuestens wieder in der Geschichtsphilosophie Strindbergs! — das Planmäßige des Geschichtsverlaufs besonders augenscheinlich machen, weshalb man z. B. die Schlachten bei Himera und Salamis, bei Plataiai und Mykale auf denselben Tag fallen ließ; nach Timaios sollten die beiden großen Rivalen, Rom und Karthago, in demselben Jahr gegründet sein; gewisse Erzählungen wurden eigens dafür gemacht, um die Geschichte als den Ausdruck bestimmter Ideen erscheinen zu lassen. Und da das Planmäßige immer nur anthropomorph und individuell zu denken ist, so neigte man dazu, wie das Naturgeschehen, so auch alle Geschichte nicht auf namenlose Kräfte, sondern auf das freie Handeln vernünftiger Einzelwesen zurückzuführen: so entsprach es dem poetischen Bedürfnis synthetischen Sehens. Andererseits aber ließ der *philosophische* Sinn die Griechen auch bereits gesetzmäßige Entwicklungen *über*individuellen Charakters im geschichtlichen Leben erkennen: so in der Aufeinanderfolge der politischen Verfassungsformen. Und darf man wirklich einen Thukydides, weil „der schöne Schein" so gar keine Gewalt über ihn hatte, fast aus der Reihe der Hellenen streichen?[3]) Daß es seinem kritischen Verstande keineswegs nur auf die „innere Wahrheit", sondern durchaus auf die richtige Erfassung der „historischen Wirklichkeit" ankam, beweist doch nur, daß er, als einer der Großen, sich über die Schwächen des durchschnittlichen griechischen Volks-

charakters[4]) zu erheben vermochte. Gewiß besaßen die Griechen — auch darauf hat schon Curtius hingewiesen — im Vergleich mit dem alten Orient nur eine höchst ungenaue Art der Zeitbestimmung; aber nicht der astronomische Sinn (wie Spengler will), sondern der philosophische Sinn macht den Geschichtschreiber, wenn anders dieser Name mehr bedeutet als der eines bloßen Chronisten (Bened. Croce). „Primo annales fuere, post historiae factae sunt“, so wußte schon der antike Grammatiker Marius Victorinus zu unterscheiden. Mögen immerhin die Reiche des Morgenlandes im Besitz einer vollkommeneren Chronologie gewesen sein, so hat sich doch ihre Geschichtschreibung eben auch nie über die Stufe der einfachsten Chronik erhoben, die stets von Gegenwart zu Gegenwart vorrückt, nie aber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als ein ursächlich zusammenhängendes Ganzes sieht. Zu einer solchen („philosophischen“) Geschichtsdarstellung — ebenso wie zu einer von künstlerischen Zwecken beeinflußten — gibt es selbst bei den Babyloniern, die darin den Ägyptern noch weit voraus waren, kaum Anläufe. Die Ägypter gelangten nicht über Genealogie und Annalistik hinaus; nur in diesem Sinne konnte Herodot (II 77) von ihnen sagen, daß sie „sich um das Gedächtnis der Vergangenheit vorzüglich Mühe gaben“. Listenführung — und daneben etwas Novellistik — ist eben noch keine Geschichtschreibung.[5]) Erst den Juden gelang eine große weltgeschichtliche Konzeption, indem sie alles geschichtliche Geschehen auf eine einheitliche, göttliche Verursachung zurückführten; aber vor dem allmächtigen Willen des Schöpfers trat die selbständige Wirksamkeit seiner Kreaturen gar zu sehr in den Hintergrund; der Sinn für die endlichen Ursachen, für den irdischen Kausalnexus kam nicht zur Entwicklung, so daß die geschichtliche Wahrheit leiden mußte. So kann denn von einer Geschichtschreibung und Geschichtswissenschaft ernstlich zuerst bei den Hellenen die Rede sein. Bei ihnen ist früher als irgendwo der Sinn für wahrhaft geschichtliche Betrachtung wach geworden: bei ihnen zuerst vereinigt sich das Streben nach Beharr=

schung der Stoffmassen, das — eine Forderung zugleich des philosophischen Bedürfnisses nach Einheit wie des künstlerischen Triebes zur Gestaltung und Formung — der Geschichtschreibung erst ihren Rang und ihre Würde verleiht, mit dem Forschen nach den natürlichen Ursachen der Ereignisse. Erst die Hellenen waren fähig, mit philosophischem Geist ein großes Weltgemälde zu entwerfen und zugleich mit historischer Gelehrsamkeit das Einzelne zu durchdringen. Es ist eine vorgefaßte Meinung, daß wissenschaftliche und künstlerische Veranlagung, geschichtliches und philosophisches Denken sich ausschlössen: ohne poetischen und philosophischen Sinn ist es, wie Wilh. v. Humboldt sagt, um einen Geschichtschreiber übel bestellt, — muß er doch für alle im Leben wirksamen Kräfte Verständnis haben, um jenes in seiner Totalität auffassen zu können.[6]) So ist der philosophische und künstlerische Geist der Hellenen, weit entfernt ihren historischen Sinn zu ersticken, ihrer Geschichtschreibung vielmehr zugute gekommen: gerade in dieser komplementären Ergänzung verschiedener geistiger Tendenzen in der antiken Geschichtschreibung liegt deren Größe. Von Anfang an suchen die griechischen Historiker die einzelnen Dinge in größerem Zusammenhange anzuschauen, und ihre Feinfühligkeit für das im Individuellen liegende Allgemeine befähigte sie, die Stellung und Bedeutung schon der gleichzeitigen Ereignisse innerhalb des allgemeinen geschichtlichen Prozesses zu erfassen. So stellt Herodot alles unter den Gesichtspunkt des welthistorischen Gegensatzes zwischen Asien und Europa und sieht den Kampf zwischen Griechen und Persern, den er beschreibt, sich mit Notwendigkeit als Glied einer Kette einfügen, in die schon die Kriege der Lyder gegen die kleinasiatischen Jonier gehören. Thukydides erkennt den gesetzmäßigen Verlauf der griechischen Geschichte in dem gleichzeitigen Aufkommen der Tyrannis an den verschiedensten Orten, und den großen Krieg erfaßt er als eine innere Krisis des Volkscharakters und der ganzen griechischen Geschichte. Theopomp erkennt in dem Auftreten Philipps, Polybios in Roms Weltherrschaft den Be-

ginn eines neuen Zeitalters. Das Verständnis für die stufenweise Entwicklung der Volksgeschichte bahnt sich bereits an. Und zugleich fehlte es nicht an dem klaren Bewußtsein von der Notwendigkeit der kritischen Analyse des Stoffes im einzelnen (Thukydides) und an der bewußten Einsicht, daß es vor allem darauf ankomme, die Dinge in ihrem inneren Zusammenhang zu verstehen, die geschichtlichen Tatsachen nach ihren Voraussetzungen und Wirkungen zu erklären und damit aus ihrer Vereinzelung herauszuheben (Polybios). Es war also, sowohl was Begabung wie was methodische Einsicht betrifft, die allgemeine Grundlage vorhanden, von der aus die Geschichtskunde, die bloße Geschichtserzählung, auf die Höhe einer Wissenschaft gehoben werden konnte.

Freilich ist dabei nicht an irgendein nur zeitlich bedingtes und in seiner Wirkung zeitlich beschränktes geistiges Durchschnittsniveau, an „allgemeinen" Geschmack und „populäres" Urteil gedacht, sondern an die Gipfelpunkte der antiken Historiographie: an die „Größen", die das Urteil der kompakten Majorität vielleicht bekämpfen mußten, dafür aber als Vorbilder und Muster weiter wirkten noch auf späte Zeiten. Denn welthistorisch betrachtet — d. h. für die Gesamtentwicklung der Menschheit — ist ein Fortschritt des Geistes errungen, eine höhere Stufe erreicht, sobald überhaupt ein neuer Schritt getan ist, — wenn auch „nur" von Einzelnen und vielleicht Vereinzelten: die Masse kann nie der Träger eines geistigen Höhersteigens sein. Von diesem Standpunkt „individualistischer" Betrachtung der Geistesgeschichte ist die nachfolgende Skizze geschrieben.

* * *

Schon im mythologischen Stadium der griechischen Geschichtschreibung, im homerischen Zeitalter, sind die ersten wissenschaftlichen Regungen zu spüren: schon in der epischen Dichtung tauchen Fragen auf nach der Entstehung der einzelnen Städte und Völker (Gründungen, *κτίσεις*), nach der Herkunft ihrer Sitten und Kulturerrungenschaften (Erfindungen, *εὑρήματα*);

die Probleme der Übertragung dieser „Erfindungen“ von einem Volke auf das andere mußten sich da unmittelbar anschließen. Hier, wo man nach dem Woher der Dinge fragt, mehr als wo man Königsstammbäume aufzeichnet (der Aigimios) — mochten diese für die Chronologie immerhin wichtig sein — liegen die Anfänge geschichtlichen Denkens. An die Methode der Sage und des Epos anknüpfend, aber schon von dem Geist einer neuen Zeit, dem reflektierenden Geist der Sophistik, berührt, schuf der „Logograph“ Hekataios von Milet das erste wirkliche Geschichtswerk in griechischer Sprache. Er wirkte bahnbrechend durch die folgerichtige Durchführung des Prinzips, alles Bestehende zu begreifen, indem man seinen Ursprüngen nachgeht. Mehr noch als bei ihm drängt sich bei Herodot, trotz all seiner wundervollen Naivität, ein gut Teil Reflexion ein: in den *ἀντιλογίαι* oder *ἀγῶνες* erörtert er allerhand ethische, soziale und politische Probleme. Dabei ist sein Glaube an die ausgleichende Gerechtigkeit (*νέμεσις*) eines höheren Wesens (*θεῖον*) unerschüttert; und eben die Durchdringung des geschichtlichen Stoffes mit der formenden Kraft einer Idee, mit dem beseelenden Prinzip einer Weltanschauung, erhebt das Werk Herodots so hoch über das seiner Vorgänger, die nur die äußerliche genealogische und landschaftliche Verknüpfung kannten und daher Dinge nebeneinanderstellten, die gar keinen inneren Zusammenhang hatten. Demgegenüber weist Herodot den Weg zu einer einheitlichen Geschichtsauffassung (im Gegensatz auch zu jener in den späteren Zeiten des Altertums so verbreiteten rein skeptischen und negativen Auffassung, die in der Geschichte nichts als ein *ἀμέθοδον παράπηγμα*, eine *ὕλη ἀμέθοδος* [Sext. Empir.] sah). Aber diese Zurückführung des menschlichen Geschehens auf ein höheres Walten setzt keineswegs den forschenden Verstand außer Tätigkeit: die Erfahrung zu Rate ziehend, entwickelt Herodot in sorgfältiger Weise die Ursachen, aus denen wichtige Begebenheiten hervorgegangen waren oder, wenn bestimmte Daten fehlten, doch hervorgegangen sein konnten. Die Fragestellung *δι' ἣν αἰτίην* setzte er an die Spitze seines

Werkes, als ein Programm; und wenn er sich auch noch mit der Darlegung der äußeren Veranlassungen begnügte, so war doch der Ansatzpunkt zu allem Weiteren gegeben. Thukydides unterscheidet bereits zwischen den äußeren Veranlassungen und den wahren Ursachen. Und wenn er dabei wesentlich an die sozialen Verhältnisse der Staaten, die Charaktere und Leidenschaften der Menschen und Völker denkt, so weist er doch gelegentlich (I, 2) auch schon auf die sozialen und politischen Folgewirkungen der physischen Beschaffenheit eines Landes hin. Und wie hier die äußeren Schicksale der Völker aus der Natur hergeleitet werden, so hatte schon Hekataios — wohl veranlaßt durch den Vergleich des Hellenischen mit dem von ihm völlig abweichenden Ägyptischen — Geographie und Geschichte (genauer: Klimatologie und Ethnologie) in enge Verbindung gesetzt, hatte dann Herodot den Blick auf den Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Völker und dem Schauplatz ihrer Tätigkeit gerichtet und die Wechselbeziehungen zwischen Landesnatur und Volkscharakter erörtert, indem ihn der auf uralte Gegensätze zurückgehende Weltkampf zwischen Orient und Occident zu vergleichendem Volksstudium führte. Es ist dies dieselbe glänzende Verknüpfung von Geschichte, Länder- und Völkerkunde, welcher wir in dem zeitgenössischen, im hippokratischen Schriftenkorpus überlieferten klimatologischen Buch *περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων* begegnen, dessen unbekannter Verfasser bereits die Grundlagen für eine methodische Analyse des Kausalzusammenhangs zwischen den physisch-geographischen Verhältnissen und der ethnographisch-geschichtlichen Entwicklung gelegt hatte, nur natürliche Ursachen anerkennend und bestrebt, die einzelnen Erscheinungen des geschichtlichen Lebens in ihrer Bedingtheit und Notwendigkeit zu verstehen. Auch in Platons „Gesetzen“ und in der „Politik“ und den „Problemen“ des Aristoteles wird der natürliche Einfluß des Landes auf Sitte, Sittlichkeit und Intelligenz des Volkes und damit auf das staatliche Leben erkannt; Xenophon macht feinsinnige Bemerkungen über die geographischen Grundlagen der materiellen Blüte Athens, mit

Ausblicken auf die Weltstellung Attikas (περὶ προσόδων, c. 1); Ephoros versteht als Erster den natürlichen Bau Griechenlands mit seiner einzigartigen Verbindung von Land und Meer in seiner Bedeutung für die materielle und geistige Entwicklung und damit für den Gang der Geschichte überhaupt zu würdigen, — so insbesondere die natürliche Befähigung Boiotiens (Thebens) zu einer hegemonischen Machtstellung. Die bedeutende Erweiterung des Horizonts durch die Alexanderzüge war für die vergleichende Beobachtung besonders fruchtbar. Dann ist es vor allen Polybios, der den mächtigen Einfluß betont, den Boden, Klima und Lage der Länder auf den geistigen Zustand, die Sitten und die Lebensart der Nationen ausüben (IV, 20f.). Ebenso stellte Poseidonios, bei dem das Streben nach Ergründung des ursächlichen Zusammenhangs der Erscheinungen besonders ausgeprägt ist, seine ethnographischen Interessen, seine mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung in den Dienst der Universalhistorie.[7]) Strabon endlich läßt die gewaltigste Erscheinung der alten Geschichte, Roms Weltherrschaft, aus den (von ihm glänzend charakterisierten) geographischen Bedingungen Italiens erstehen; mit diesen beginnt er seine Entwicklung „der hervorragendsten Ursachen, durch welche die Römer zu solcher Höhe erhoben wurden" (l. VI, c. 4, § 1). Auch bei den Römern blieb die Verbindung geographischer und historischer Schilderung beliebt (Plinius, Livius, Tacitus usw.). Stets aber ließ man neben den physischen die geschichtlichen Faktoren als bestimmende Momente des Volkscharakters gelten: neben der Naturgewalt den Staat als selbständig auf den Menschen wirkende Macht. So hat nach Hippokrates die Verschiedenheit staatlicher Organisation — der Despotismus dort, die freie Verfassung hier — die asiatischen Völker entnervt, die europäischen zur Kriegstüchtigkeit gebildet; Plato und Aristoteles betonen mit Entschiedenheit die Bedeutung der sozialen und kulturellen Faktoren — wie Erziehung und Gewöhnung, geistige Kultur und öffentliches Leben; vor allem die erziehende Macht des Staates; für Polybios vermag der Geist, wie er wirkt in

Gesetzen und Verfassungen, Kunst und Wissenschaft, letzthin mehr als die rohe Naturgewalt (II 38, IV 81); und Strabon hebt — in engstem Anschluß an Poseidonios — neben den geographischen Einflüssen aufs entschiedenste die selbständige Bedeutung der das Völkerleben bestimmenden ideellen Faktoren und die Freiheit des Menschen gegenüber der Natur hervor. Die freie Tätigkeit und schöpferische Kraft des Volksgeistes (*θέσις καὶ ἄσκησις*) stellt er als selbständigen, gleichwertigen Faktor neben den Einfluß der *φύσις*, — ja, seiner teleologischen Auffassungsweise (die sich der Karl Ritter's vergleichen läßt) ist die *φύσις* ihrerseits ein Erzeugnis der planmäßigen Vernunft, der *πρόνοια*. Griechen und Römer sind ihm ein sprechendes Beispiel für das, was menschliche Tätigkeit in der Überwindung der Natur, in der Beseitigung oder doch Milderung ungünstiger Verhältnisse — durch geordnete Staatsverwaltung und Volkswirtschaft, durch Gewerbfleiß und Verkehr, durch Künste und Wissenschaften — zu leisten vermag. In der „Tüchtigkeit" des Römervolkes (Dionys von Halikarnaß, Appian, Sallust, Livius) oder in der Vortrefflichkeit der römischen Verfassung (Polybios) suchte man den historischen Grund und zugleich die moralische Rechtfertigung der Größe Roms.*)

Solch weiter, umfassender, dem Verschiedenartigen gerechtwerdender und zugleich die Einheit in der Geschichte suchender Sinn, wie er die Alten auszeichnete, mußte zu universalgeschichtlicher Betrachtungsweise führen. Aufzeichnungen, welche alle der Zeit bekannten historischen Tatsachen enthielten, gab es schon vor Herodot; weltgeschichtlichen Sinn aber zeigt erst dieser Schilderer eines weltgeschichtlichen Kampfes, dem ausgedehnte Reisen den Blick geweitet und die Freiheit des Geistes gegeben hatten, die ihn mit offenem Sinn jedes Landes Art und jedes Volkes Sitten in ihren Eigentümlichkeiten begreifen läßt und ihn auch der „Barbaren" „große und bewunderungswürdige Ta-

*) Mit wirklich tiefem geschichtlichen Verständnis erblickt Polybios in der römischen Verfassung den Grund, daß der Staat selbst die Niederlage von Cannae überdauerte und nach ihr stärker wurde als zuvor.

ten" vor Vergessenheit bewahren heißt (I, 1). Mit dem „milden Sinn der Menschheit" (Herder) malt er ein großes Weltbild, ohne seine Darstellung der Perserkriege durch einen Ton von nationalem Chauvinismus zu trüben: Nur ein Wahnsinniger könne fremde Sitten und Gebräuche zum Gespött machen (III 38). Wie ihm das persische Weltreich den Mittelpunkt für seine Weltübersicht darbot, so Späteren das makedonische Weltreich, dann das der Römer. Hatte schon vom griechischen Standpunkt aus Timaios die Geschichte der westlichen Mittelmeerländer als eine zusammenhängende Gesamtheit mit weitem Blick umspannt, so gab Aemilius Sura, der nach 190 schrieb, der Überzeugung Ausdruck, daß, wie einst Assyrer, Meder, Perser, Makedonier sich „aller Völker bemächtigt" hätten, so nun die Universalherrschaft an das römische Volk gelangt sei. Man stritt, ob es diese seiner „Tugend", d. h. der eigenen Kraft und Tüchtigkeit, oder nur dem blinden „Glück", dem Zufall zu verdanken habe, und unter den Griechen war (nach dem Zeugnis des Dionys von Halikarnaß — I, 4 —) die letztere Meinung beliebt; aber unter dem Einfluß der Stoa (Panaitios) erblickten auch griechische Historiker wie Polybios[3]) und Strabon[3]) in dem Werden des Römerreiches eine durch Geist und Tüchtigkeit verdiente gewaltige Schicksalsfügung. Griechen und Römer lernen sich gegenseitig als ebenbürtig achten: die einen als Inhaber der kulturellen, die andern als die der staatlichen Weltherrschaft. Polybios sieht erst im Römischen Reich — nicht in den früheren Herrschaften der Perser, Griechen und Makedonier — eine wirkliche Herrschaft über „fast die ganze bewohnte Erde"; nun habe wirklich „das Geschick fast alle Begebenheiten der bewohnten Erde zu einem Stücke gefügt" (Vorrede I 3). Und so entwarf er — den einzigen Ephoros von Kyme als Vorläufer anerkennend — den Plan seiner καθολικὴ καὶ κοινὴ ἱστορία. Was der stoische Kosmopolitismus, was der Humanitätsgedanke (der in Senecas „homo res sacra homini" seinen höchsten Ausdruck fand) in der Idee forderte — die Einheit des Menschengeschlechts, die eine

allgemeine Menschheitskultur —, das schien nun Wirklichkeit geworden: alle Menschen waren „zu einem δῆμος vereint", einer einheitlichen Führung unterworfen und zu einem einheitlichen Leben verbunden (Ps.-Plut., de Alex. M. fort. I 6. 8; II 11); und damit hat für Polybios die Weltgeschichte ihr ideelles Ziel erreicht: ihm ist das römische Weltimperium ein ebenso notwendiges wie vernünftiges Ergebnis der Geschichtsentwicklung. In seiner Darstellung treten denn auch die Einzelgeschichten nicht bloß äußerlich nebeneinander, sondern erscheinen in ihrem — durch die immer engere Verflechtung der internationalen Verhältnisse gegebenen — inneren Zusammenhang. Der Stoiker Poseidonios unternimmt — ausgehend von der Idee des transzendenten Weltstaates, von dem alle wirklichen Staaten nur partikulare und unvollkommene Erscheinungen sind —, frühere Versuche der Schule weit überholend, eine in ihrer Art grandiose geschichtsphilosophische Konstruktion der Kulturgeschichte. Ebenfalls im Sinne der Stoa sind für Diodor[10]) alle Menschen als Weltbürger miteinander verwandt und die Universalhistoriker gleichsam Diener der göttlichen Vorsehung: wie diese die Welt als ein organisiertes Ganzes leite, so seien jene bestrebt, die Geschichte der einzelnen Völker ὥσπερ τινὸς μιᾶς πόλεως darzustellen (praef. I 3). Dementsprechend finden wir bei allen diesen Universalhistorikern, wie schon zuvor bei Herodot, übrigens auch bei Thukydides — der, den hellenischen Dünkel zurückweisend, auf die unwiderstehliche kriegerische Überlegenheit der nordischen Völker aufmerksam macht —, eine respektvolle Behandlung der barbarischen Kulturen, so besonders bei Ephoros; Poseidonios stellt die frische, lebensvolle, rohe, aber nicht unmoralische Naturhaftigkeit der Parther, Iberer, Gallier, Ligurer in Gegensatz zu der Dekadenz der hellenistischen Überkultur. Trogus, gallischer Abkunft, ist stolz auf die Vergangenheit seines Volkes und läßt weder die Überlegenheit der Griechen über die Perser noch die der Römer über die Parther gelten, denen „jetzt, wie durch eine Teilung des Erdkreises mit den Römern, die Herrschaft des Orients" zugefallen sei, — auch die Makedonier

habe nur das römische „Glück“ besiegt (30, 4, 16); Tacitus schildert nicht ohne Sympathie den Freiheitskampf der Caledonier und erwärmt sich für die Germanen. Cassiodor endlich behauptet der Goten und der Römer Ebenbürtigkeit; auf seinen Schultern steht dann der Gote Jordanes. Mag man nun über die Ausführung denken, wie man will — wenigstens die Idee, die Intention einer Universalgeschichte hatten die Alten unstreitig schon konzipiert. (Hier konnte die christliche Geschichtschreibung — zumal nach dem Christlichwerden des römischen Weltreiches, an dessen kontinuierliche Fortdauer man glaubte, und nach dem Durchdringen der Überzeugung von der göttlichen Einsetzung des Kaisertums zur allgemeinen Oberherrschaft — unmittelbar anknüpfen.) Indem man den römischen Staat als ein Gemeinwesen erfaßte, das sich durch Jahrhunderte hindurch in organischer Entwicklung entfaltet hatte, wurde zugleich einer genetischen Geschichtsauffassung der Boden bereitet. Die ersten Ansätze, die gesamte Entwicklung eines Volksganzen in ihren notwendigen Grundbedingungen und ihrem inneren Zusammenhang zu erfassen und nachzuweisen, finden wir freilich schon bei Thukydides (I 1—20, 89—118), volle Frucht aber trug dieser Same doch erst bei den Römern (s. Ranke über Tac.' Annalen). Auch die Anfänge einer Geschichte der verschiedenen Kulturzweige finden wir, so daß fast die ganze Fülle der Gegenstände moderner geschichtlicher Forschung von den Alten wenigstens schon geahnt erscheint. Genial ist der von Aristoteles zum erstenmal gewagte Versuch einer Verfassungsgeschichte: seine Sammlung der Politieen griechischer und ausländischer Stämme und Völker weitete den Blick und schärfte ihn durch die Möglichkeit des Vergleichens. Des Aristoteles Schüler Dikaiarchos schrieb eine griechische Kulturgeschichte. In der Art, wie Poseidonios den ein liebevolles Eingehen und offenes Verständnis für Land und Leute auszeichnet, die Kelten behandelt, deren Lebensformen er mit den aus Homer bekannten primitiven Sitten der Griechen vergleicht, sieht Wilamowitz das unübertroffene Muster der Erfassung einer fremden Volksindividualität. Dieser „letzte universale Geist der

Hellenen" (Wilamowitz), der „letzte wahrhaft große Vertreter der griechischen Weltkultur" (Fr. Leo), dessen echt philosophische Geschichtsschreibung, die das Wesen der Dinge und die tieferen Ursachen der Ereignisse klarzulegen sucht, nur äußerlich das Werk des Polybios fortsetzte, scheint in seiner Weltgeschichte dem Ideal einer allgemeinen Kulturgeschichte schon sehr nahe gekommen zu sein. Und unter den Römern finden wir schon bei Cato ein ausgebreitetes historisches Interesse, das sich insbesondere auf Recht und Wirtschaft erstreckt. Nach dem Vorbild des Polybios und Poseidonios wandte sich dann die römische Geschichtschreibung mit besonderer Vorliebe der Sittenschilderung zu: die starke Betonung des sittlichen Moments in der Geschichte entsprach dem Voluntarismus des Römertums, wie die Bewertung geschichtlicher Erkenntnis vornehmlich nach ihrem Nutzen für den Staatsmann und Feldherrn — und insbesondere für die Vorausberechnung der Zukunft — dem griechischen Intellektualismus entsprungen war; die Stoa baute dann auch hier eine Brücke vom Hellenentum hinüber zum Römertum. Livius und Sallust wollten durch die Schilderung römischer Größe zu nationaler und patriotischer Sittlichkeit anspornen; und Tacitus, den beginnenden Verfall vor Augen, erkannte, daß Leben und Schicksale der Völker in maßgeblicher Weise von dem Zustand der Sitten, der Sinnes- und Lebensart beeinflußt werden, mochte er nun auch wieder allzu einseitig in der Idee der Sittlichkeit „das" leitende Prinzip der Geschichte erblicken. Die Aufmerksamkeit auf das sittliche Moment förderte ihrerseits wieder die Charakterisierungskunst. Bei Thukydides, dessen Blick in erster Linie immer auf die Staaten selbst gerichtet ist, auf die politische, nicht auf die Sittengeschichte — wie denn nach ihm eine moralisierende Beurteilung der Menschen nicht Aufgabe der Geschichtschreibung ist —, fehlt den Bildern der leitenden Persönlichkeiten — neben denen Thukydides übrigens auch die historische Bedeutsamkeit der Massen durchaus würdigt, ohne darum den Übertreibungen „kollektivistischer" Geschichtsauffassung zu verfallen — noch das porträthaft Individuelle; doch entfaltet

schon er, indem er sie indirekt durch Reden und Handlungen charakterisiert und seine persönlichen Ansichten als einen Teil der Erzählung erscheinen läßt, eine nicht unbedeutende Kunst der Menschenzeichnung und eine starke Fähigkeit, sich in entgegengesetzte Anschauungen hineinzudenken. Aber erst bei Xenophon, dessen Anabasis „die ersten historischen Porträts im eigentlichen Sinne" enthält, und dessen „Agesilaos" (die Form des isokrateischen „Euagoras" benutzend) „die erste eingehende Charakteristik einer Menschenseele" gab (Bruns) –, bei Theopomp und vor allem in der hellenistischen Epoche kam eine allseitige Charakteristik der handelnden Personen in Aufnahme; bei Duris, Phylarchos, Nikolaos von Damaskus fehlt es nicht an psychologischer Vertiefung in die Motive der Handelnden, und Polybios rechnet es mit Bewußtsein (X, 21) zu den Aufgaben historischer Darstellung, das Bild der hervorragenden Personen aus ihren Anlagen und Lebensschicksalen, aus ihrer Erziehung und Gesinnung und ihren Anschauungen über die öffentlichen Dinge zu entwerfen. Auch die individuelle Persönlichkeitscharakteristik des Poseidonios verrät nicht nur den Ethiker, sondern auch den Psychologen. Unter den Römern finden wir schon bei Cato knappe, treffende Charakteristiken. Vor allen aber haben Sallust, Livius und besonders Tacitus und Ammianus bleibende Muster glänzender Charakteristik geschaffen, mit einem psychologischen Scharfblick, der dem früheren Altertum noch fremd gewesen war. Dem verdankte auch die Biographie ihre Blüte (Plutarch).

Die großen attischen Historiker der älteren Zeit, voran Thukydides, wurden durch die Anregungen ihrer praktischen Tätigkeit im Staats- und Kriegsdienst zur Geschichtschreibung geführt. Das brachte das Gute mit sich, daß sie mit wirklicher Sachkunde über politische und militärische Dinge zu schreiben vermochten. Polybios betont immer wieder, daß der Historiker nicht nur tüchtige wissenschaftliche Bildung und Erziehung, sondern auch praktische Erfahrung besitzen, selbst im Leben stehen müsse. Er selbst war geschulter Militär und Diplomat; ebenso war Poseidonios politisch tätig und waren dann in der römi-

schen Kaiserzeit viele Historiker (Cassius Dio, Appian, Vellejus, Ammian) Männer der Praxis, Verwaltungsbeamte und Offiziere. Weiter kannte man den unersetzlichen Wert eigener Anschauung und Erkundung. So verwertete schon Hekataios die Ergebnisse weiter Reisen, und die Späteren — Herodot, Timaios, Polybios, Poseidonios, Diodor, Ammian — bereisten ganz planmäßig die Länder, in denen die zu schildernden Ereignisse sich abgespielt hatten: Polybios, des jüngeren Scipio ständiger Feldzugsbegleiter, unternahm sogar, um den Zug des Hannibal richtig beurteilen zu können, eine beschwerliche Reise über die Alpen (III 48, 12).[11] Daneben zog man Nachrichten von Augenzeugen und Sachkundigen ein; Thukydides tut dies in umfangreichstem Maße. Neben der mündlichen Überlieferung sammelte bereits Hekataios urkundliche Nachrichten (Tempelinschriften); seine Nachfolger benutzten dann besonders die Magistratslisten der einzelnen Städte, mit deren Hilfe Charon von Lampsakos ein festes chronologisches Gerüst schuf, wie es ähnlich schon die Assyrer in ihren Eponymenlisten besessen hatten, und wie es dann durch Hippias von Elis, Hellanikos von Mytilene und später durch Timaios und Eratosthenes wissenschaftlich ausgebaut wurde. Thukydides entnahm dem athenischen Staatsarchiv wichtige Materialien und reihte sie zum Teil wörtlich in seine Darstellung ein; Aktenstudien im größten Umfange trieb dann vor allen Polybios: er benutzte amtliche Berichte, Protokolle, Senatsbeschlüsse, Verträge und sonstige Urkunden aus dem römischen, achäischen, rhodischen, makedonischen Archiv, wie er auch alle erreichbare Literatur heranzog. Die Quellenmaterialien wurden aber auch schon frühzeitig kritisch besichtet. Wiederum ist Hekataios an den Anfang zu stellen: er war es, der die Geschichtschreibung in die Bahnen der Kritik leitete und es zum Grundsatz erhob, die Dinge nur so zu erzählen, „wie sie ihm wahr zu sein schienen". So verkündete er selbst es in der programmatischen Einleitung seiner *γενεαλογίαι*, in der er „die Traditionen der Hellenen widerspruchsvoll und lächerlich" nennt. Die Betrachtung der

alten Kulturländer des Orients, vornehmlich seine Erkundungen in Ägypten, hatten in ihm — durch Vergleichung — die Überzeugung geweckt, daß die griechischen, so vielfach mit religiösen Mythen durchsetzten Überlieferungen über die früheren Jahrhunderte als unglaubwürdig zu betrachten seien, und so suchte er nun die Begebenheiten aus jeweils gleichzeitigen Denkmalen zu erfahren und auf diesem Wege eine richtige Zeitfolge zu gewinnen. Dabei werden die mythischen und rein sagenhaften Ereignisse auf rein menschliche Verhältnisse zurückgeführt und die Taten der Götter und Heroen als Äußerungen menschlicher Individualität begriffen. So entsteht als die erste Stufe der historischen Kritik der Rationalismus, der noch nicht der Wahrheit, sondern nur der Wahrscheinlichkeit nachgeht. Auch Herodot ist skeptisch und hält keineswegs alle Berichte für glaubhaft (II 123, VII 152). Bei aller Freude an bunter Fülle wunderbaren Geschehens, bei aller Lust am Fabulieren, die noch an die poetische Denkweise des Epos erinnert, ist doch in ihm der Drang nach Wahrheit, der Drang zu forschen, erwacht; er will unterhalten, ergötzen, aber er ist immer bemüht, den wahren oder doch (bei abweichenden Berichterstattungen) wahrscheinlichen Hergang zu erzählen. Thukydides bemerkt bereits, daß auch Augenzeugen „nicht dasselbe über dieselben Dinge sagten“, und weiß dies richtig auf Parteilichkeit oder Gedächtnisschwäche zurückzuführen; er ist sich damit des Grundgedankens aller Quellenkritik klar bewußt geworden: daß man zu prüfen hat, inwiefern ein Berichterstatter die Wahrheit sagen *wollte* oder *konnte*. Hier ist der Rationalismus durch die Kritik überwunden. Ephoros machte es sich zum Grundsatz, allemal nur den Zeitgenossen der zu schildernden Ereignisse Vertrauen zu schenken. In der römischen Kaiserzeit interessierten Fragen der Echtheitskritik bis zum Kaiser Augustus hinauf (Suet., Caes. 55), der sich selbst an der Lösung kritischer Fragen beteiligte, wobei er den Livius, an dessen Geschichtschreibung er regen Anteil nahm, gelegentlich durch tieferes Eindringen und gründlichere Wissenschaftlichkeit übertraf

(IV 20, 7). Man wußte, daß grundsätzlich das gesamte erreichbare Quellenmaterial heranzuziehen sei, und daß man auf möglichst originäre, den Ereignissen gleichzeitige oder nahestehende Quellen zurückzugehen habe, am besten auf Berichte von Augenzeugen. Nicht selten lassen die Historiker uns absichtlich einen Blick in die Werkstatt ihrer geistigen Arbeit tun und geben uns Proben ihres kritischen Denkens in eingelegten methodischen Erörterungen von Streitfragen (z. B. Liv. 21, 38; Tac., Ann. 4, 10f.; Suet., Calig. 8; Cass. Dio usw.). Ammian übt auch an Aussagen von Augenzeugen sowie an Urkunden (z. B. den lügnerischen Edikten des Constantius) Kritik. Ja, es gab sogar besondere kritische Untersuchungen über unrichtige geschichtliche Tatsachen (Cassius Longinus). Kurz, es lassen sich „fast sämtliche augemeinen Grundsätze der modernen Kritik“ schon aus dem Altertum nachweisen (H. Peter), — mag es sich dabei immerhin nur um „vereinzelte Regungen“, um „Gedankenblitze“ gehandelt haben. Und auch das wußten schon die Alten, daß es mit der Kritik, der durch Übung zu erwerbenden *δύναμις ἑρμηνευτική*, allein nicht getan, daß auch die historische Witterung unentbehrlich sei — ein *ἀδίδακτόν τι τῆς φύσεως δῶρον* (Lukian, *πῶς δεῖ ἱστορίαν γράφειν* 34).

Was die Form der Darstellung anlangt, so haben allerdings die bedeutendsten Geschichtschreiber des Altertums seit Thukydides die annalistische Anordnung festgehalten (was immerhin den Vorteil bot, daß man den Faden der Ereignisse nicht so leicht verwirren konnte); aber man kannte auch bereits die gruppierende Darstellung (*κατὰ γένος* Diod. V, 1; vgl. Cic.: temporum gradus — generum distributiones). Nachdem im 4. Jahrhundert Büchereinteilung üblich geworden war, suchte man seit Timaios jedes einzelne Buch als eine möglichst in sich geschlossene Einheit zu gestalten und in gewissen Abständen Zusammenfassungen mehrerer Bücher zu geben. In der Biographik setzte Sueton mit seinem freilich allzu bequemen, mechanischen Schubkastensystem an die Stelle der Gliederung „per tempora“ bewußt eine solche „per species“. Als selbstverständliches Erforder-

nis eines Geschichtswerkes aber galt, daß es zugleich ein Kunstwerk sei. Mit den Rhapsoden hatte ja die Geschichtschreibung bei den Griechen begonnen. Hekataios war der erste, der nicht, wie die griechischen Sänger, die Taten der Mitlebenden in Versen besang, sondern die Zeitgeschichte in schlichter Prosaform erzählte. Herodot verbindet die wissenschaftliche Richtung der Logographen mit der künstlerischen Form. Erst als die geniale Historiographie der marathonischen und perikleischen Zeit verdrängt wurde von der Schule des Isokrates (Theopomp), kam ein unerfreulich wirkendes rhetorisches Element in die Geschichtsdarstellung. Aber die antike Theorie selbst unterschied den historischen und den rhetorischen Stil voneinander und tadelte ihre Vermischung (Strabon, Lukian, Demetrios); und in der Tat war die antike Geschichtschreibung auf ihren Höhepunkten von aller hohlen Rhetorik weit entfernt, ohne darum eines poetischen Elements zu entbehren (Lukian: ἔχει τι ποιητικόν), das der Darstellung Ernst, Kraft und dichterische Erhebung verlieh, wie Polybios, Dionysios und Plutarch es vom historischen Kunstwerk forderten. Um von Poseidonios zu schweigen, sei hier nur an Livius und besonders an Tacitus erinnert, der alle vornehmen Mittel der darstellenden Kunst vereinigt, dessen historische Psychologie und Charakterentwicklung Dramatik, dessen Situationsschilderung Malerei ist. Aber ihm wie allen ernsten Historikern des Altertums blieb es stets bewußt, daß das erste Erfordernis die Wahrheit sei. Dieser enthaltsame Geist ließ sie — bei allen heteronomen „Zwecken", die man der Geschichtschreibung unterlegte (mochte es der der „Ergötzung" oder der des „Nutzens" sein) — schmückende Fabeln verschmähen (Thukydides), Theaterszenen verabscheuen (Polybios). In diesem Sinne wendet sich Thukydides wie Polybios ausdrücklich gegen die alten Rhapsoden und die neuen Rhetoren, die es nur auf das ἐγκώμιον, nicht auf die ἀλήθεια abfähen.

Wie sich in den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. die römischen Historiker nach den griechischen gebildet hatten

— erst nach dem Durchdringen der hellenischen Bildung wurde ein Werk wie das des Livius möglich —, so bildeten sich im Mittelalter die mönchischen Chronisten nach den klassischen Historikern der Römer. Es vollzog sich derselbe Prozeß des Lernens und Nachahmens wie dort: auch in der römischen Geschichtsliteratur hatte es an der „Nachbildung von Phrasen und Perioden, ja von ganzen Reflexionen und Schilderungen“ nicht gefehlt, mit der Folge, daß „namentlich bei der Ausmalung von individuellen und eigenartigen Vorgängen die Objektivität der Geschichtsdarstellung nicht unerhebliche Einbuße“ litt (W. Soltau). Wer dieses Verhalten der römischen Historiographie gegenüber der griechischen*) kennt, wird auch gegenüber dem Verhalten der mittelalterlichen Geschichtschreiber zu ihren römischen Mustern den richtigen Standpunkt finden: es ist das natürliche Verhalten einer kindlichen Kulturstufe gegenüber ihrer Erzieherin und Lehrerin. Und indem die mittelalterlichen Geschichtschreiber die antiken nachahmten — im Großen wie im Kleinen, in der Anlage und Anordnung wie in Beschreibungen, eingeflochtenen Reden, Exkursen über Länder und Völker und allgemeinen Betrachtungen bis zur Entlehnung ihrer Ausdrucksweise, ihrer Bilder und Gleichnisse, Phrasen und

*) Solange Rom kulturell auf eigenen Füßen stand — vor der griechischen Bildungsepoche —, hatte es nichts als die pontifikalen Kalendertafeln; die ersten profanen Annalisten (von Fabius Pictor an) schrieben sogar in griechischer Sprache, die damals genau so die Weltsprache war wie im Mittelalter das Latein. Und der Einfluß des Hellenismus, insbesondere des Polybios großes Vorbild war es, wodurch zuerst der Sinn für die wahre Aufgabe des Historikers in einem römischen Schriftsteller geweckt wurde, — dem Coelius Antipater, dessen „Bellum Punicum“ originäre kritische Forschung und zugleich auch stilistisch eine Leistung war. Aber auch noch auf die römische Historiographie der ausgehenden Republik haben Polybios und Poseidonios im höchsten Maße befruchtend gewirkt; so ist insbesondere Sallust — in seinen weit ausholenden sittengeschichtlichen Überblicken (vgl. besonders Catil. c. 6—13), den ethnographischen und geographischen Exkursen, den psychologischen Analysen und eindringenden Charakterschilderungen, dem Betonen des ethischen Elements — von Poseidonios stark beeinflußt.

Wendungen, ja bis zur Kopie ganzer Schilderungen und Charakteristiken*) (wobei das vergleichsweise niedrige Niveau der mittelalterlichen Kultur es mit sich brachte, daß man auch von antiken Größen zweiter und dritter Ordnung noch recht viel lernen konnte), — bildeten sie sich an ihnen bis zu einer erst teilweisen, dann allmählich sich steigernden Selbständigkeit. So arbeitete in frühchristlicher Zeit der heilige Hieronymus sein „De viris illustribus", das er selbst mit Ciceros „Brutus" verglich, nach dem Muster Suetons, so bildete sein Zeitgenosse Sulpicius Severus den Stil seiner „Chronik" an Sallust, Tacitus und Vellejus, ohne daß der eine oder der andere sich dadurch die geistige Freiheit einer individuellen Schreibweise hätte rauben lassen. Und so haben sich auch die bedeutendsten Geschichtschreiber des Mittelalters, etwa ein Otto von Freising, obwohl sie ganz mit der Technik der antiken Historiographie arbeiteten, keineswegs sklavisch an sie angeschlossen: die Nachahmung führte durchaus nicht zur Vernichtung der Originalität und Individualität. Vor allem tritt das Studium des Sallust vielfach hervor, so bei Widukind, bei Richer, bei Rahewin; Lambert von Hersfeld sucht die Präzision des sallustianischen Stils mit der Behaglichkeit des Livius, dem er die Kunst der Erzählung in langen, aber nicht überladenen Perioden verdankt, zu vereinen. Aber nicht nur in der Schreibweise, auch für die Ableitung der Ereignisse aus ihren Ursachen nimmt sich Lambert den Sallust zum Muster. So üben die Alten sowohl in stofflicher wie in methodischer und stilistischer Beziehung starke Wirkungen. Was insbesondere die biographische Charakteristik ihnen verdankte, lehrt die vollständigste und plastischste Biographie, die wir aus dem Mittelalter besitzen: Einhards Vita Karoli, die schönste literarische Frucht der karolingi-

*) Dabei verstand man es oft in erstaunlicher Weise, trotz fast wortgetreuer Entlehnungen eine Entstellung der Wahrheit zu vermeiden (vgl. z. B. Rahewins Darstellung Barbarossas, die aus der Theoderichs bei Sidonius Apollinaris und der auf Sueton beruhenden Karls bei Einhard zusammengearbeitet ist).

schen Wiederbelebung des klassischen Altertums. Gerade durch den steten Hinblick auf sein Vorbild — die Vita des Augustus — wurde Einhard veranlaßt, manche scheinbar kleinen und unbedeutenden Züge seines Helden mitzuteilen, die er „sonst wahrscheinlich übersehen haben würde" (Jaffé), durch die aber das Porträt erst seinen intimen Reiz gewinnt. Wir würden über Karl als Mensch, Gesetzgeber und Mäcen der Wissenschaft nicht das reiche Material haben, wenn Einhard nicht für diese Dinge, auf welche seine Zeit noch wenig Wert legte, an dem Römer, dem Erben alter Kultur, das Auge geschärft hätte. Die kunstvoll geschriebene kleine Schrift, die sich auch sonst noch an eine ganze Reihe römischer Historiker (Caesar, Livius, Tacitus, Florus, Justin, Orosius) anlehnt, „kann in Hinsicht auf die Bedeutung des Inhalts und die Schönheit ihrer Form mit der Germania des Tacitus verglichen werden". Nach Rankes treffendem Wort hat Einhard „gleichsam die Maße und Verhältnisse nach dem Muster der Antike eingerichtet, wie in seinen Bauwerken", bei welchen Vitruv sein Lehrer war. Die eingebauten antiken Werkstücke des Wortschatzes und der Phraseologie bedeuten keinen Fortschritt, — jene Nachahmung der „Maße und Verhältnisse" war das fruchtbare Prinzip. Eine andere Ausnahme unter den sonst meist recht dürftigen Charakteristiken des Mittelalters, die verhältnismäßig eingehende Schilderung Ottos I. (und seiner Brüder) bei Widukind (II 36) geht sicherlich auf Einhards, mittelbar also ebenfalls auf Suetons Einfluß zurück. Lambert von Hersfeld hat die Kunst schlagender Charakteristik dem Sallust abgelernt. Es ist kein Zufall, daß wir sonst so wenig individuelle Persönlichkeitsschilderung im Mittelalter finden: der Christ sollte grundsätzlich nur auf die Sache, nicht auf die Person, nur auf das Innere, den Geist, nicht auf den Körper sehen (vgl. Ennodius von Pavia: Corp. script. eccl. VI 334 f.). Es bedurfte des Vorbildes der Antike, um ihm für eine Abweichung von dieser Regel den Gesichtspunkt zu entnehmen. Die Alten hatten ja, besonders gegen Ausgang des Altertums, eine hohe Beobach-

tungsgabe entwickelt (Aristoteles, Poseidonios*), Caesar, Sallust, Strabon, Tacitus, Ammianus, Priskos — der dem Cassiodor-Jordanes als Vorbild diente —); und Einfluß der antiken Tradition ist es immer, wenn im Mittelalter das Augenmerk sich auf die Außenwelt, auf Land und Volk, auf das Äußere (nicht nur auf die Taten) der handelnden Personen richtet (Schmeidler). Auch sonst ist es dem Einfluß antiker Vielseitigkeit zu verdanken, wenn die Engigkeit mittelalterlicher Geschichtsinteressen einmal durchbrochen wird. Wenn Otto von Freising in seinen Gesta Friderici in die Darstellung der staatlichen und kirchlichen Hauptereignisse auch einige andere Materien incidenter einflicht, besonders einige philosophica acumina, so beruft er sich dafür auf den Vorgang Lucans, Vergils und der übrigen römischen Schriftsteller, die auch nicht nur wirkliche Ereignisse, sondern auch erdachte dargestellt hätten. Seitdem nehmen die Notizen über berühmte Männer der Kunst und Wissenschaft und ihre Werke allenthalben zu.

Freilich wirkte (auf dem Wege über die frühchristliche Literatur, besonders Hieronymus) auch die antike Rhetorik auf das Mittelalter**); ihre Tendenzen kamen, auf sonderbare Weise, mit den asketischen und erbaulichen vielfach überein: so will auch die antike rhetorische Theorie, im Interesse der Kunst der großen Linie, von eingehenden Körperschilderungen — als Kleinlichkeiten — nichts wissen (Quintil. III 7, 12) — alles Detail erschien als unwürdig —, so empfehlen Quintilian (III 7, 11) und nach ihm Priscian (De praeexerc. rhet. 7) für die laudatio, wunderbare Vorzeichen und Ereignisse bei Geburt oder Tod des Helden besonders hervorzuheben; dem ent-

*) Er zeichnet z. B. in Spanien und Gallien „mit wahrhaft hippokratischer Diagnostik" den Charakter der fremden Rasse und ihrer Kultur; ihm als Erstem fällt der Unterschied von Kelten und Germanen auf.

**) Charakteristisch ist es, wenn z. B. der Benediktinermönch Gaufredus Malaterra (13. Jahrh.) in der Vorrede seiner Historia Sicula (bei Muratori, Scr. rer. It. V 547) den Sallust „inter historiographos laudabilem rhetorem" nennt: hier wirkt die antike Auffassung von der engen Zusammengehörigkeit von Historiographie und Rhetorik nach.

sprechen die mittelalterlichen Viten und Heiligenlegenden und die fast stereotypen Wundererzählungen, mit denen sie die Geburt ihres Helden ausschmücken. Mit dem rhetorischen verband sich schon in der Antike das moralphilosophische Moment. Im Gegensatz zu der unbefangenen Freude an der Persönlichkeit, welche das 5. Jahrhundert auszeichnet — wo man das Persönliche zurücktreten läßt (Thukydides, Xenophons Hellenika), ist dies nicht mangelnde Fähigkeit zu individualisieren, sondern absichtsvoller Stil, der nur die Schilderung der historisch relevanten Eigenschaften in der Geschichtsdarstellung duldet —, kam im Hellenismus, der die Biographie mit Vorliebe kultivierte, mit dem Überwiegen der moralisierenden Tendenzen die Neigung auf, weniger den Einzelnen auf seine charakteristischen Eigentümlichkeiten anzusehen, als Beispiele typischer Vertreter einer bestimmten Art zu leben darzubieten: des *βίος* der Genußsucht, der Habsucht, des Ehrgeizes, der vita activa oder contemplativa —, wobei man, um den (ethischen oder intellektuellen) Typus zu erhalten, vor zweckdienlichen Umformungen und Ergänzungen der Wirklichkeit, ja vor historischen Tendenzromanen nicht zurückscheute. Das *ἐγκώμιον*, wie es von Isokrates im „Euagoras", dem ersten 'Fürstenspiegel', gestaltet war, die laudatio, wollte nur die Übereinstimmung eines Lebens und Wesens mit dem Ideal kunstmäßig darstellen. Und die mittelalterliche Vita ist oft nichts anderes als eine laudatio: auch sie geht nicht auf individuelle Beobachtung eines menschlichen Charakters aus, sondern auf Darstellung „des" Bischofs, „des" Königs, als eines idealen Typus, eines moralischen Beispiels. Die unbedingte historische Zuverlässigkeit wird dabei oft geringer gewertet als die „schöne Abrundung" (Rud. Teuffel); die in den „Vorreden" der Geschichtswerke, insbesondere der Viten, (wieder nach dem Muster der antiken Rhetorik) endlos variierten Versprechen, sich streng an die Wahrheit halten zu wollen, sind (wie dort) Gemeinplätze, Phrasen; wie in der laudatio, verfährt man nach dem Grundsatz: crimina nostrorum dissimulare debemus, iniquorum vero persequi diligenter. (Halm, Rhet. lat.

min. 588.) Wohl war der Wille zur Wahrheit gewiß vorwiegend vorhanden, aber er wurde gekreuzt von anderen Intentionen: der erbaulichen, der stilistisch-formalen, der praktisch-nützlichen, der parteipolitischen, der freundschaftlichen, — und dem mittelalterlichen Menschen erschien das Mittel ohne weiteres durch den guten Zweck geheiligt.[12]) So war — auch ohne daß die Absicht bewußter Tendenzschriftstellerei vorlag — das Verhältnis zur Wahrheit kein besseres als bei der antiken Rhetorik. Aber man berührte sich doch auch gern mit den guten Mustern des Altertums: Wilhelm von Tyrus beruft sich auf Livius, wenn er, obwohl es für den Patrioten betrübend sei über das Unglück des Vaterlandes zu sprechen, Widerwärtigkeiten mit derselben Sorgfalt aufzeichne wie Erfolge; und es klingt an das berühmte taciteische*) sine ira et studio an, wenn Rudolf von St. Trond (Gesta abbatum Trudonensium) es für die Pflicht des Geschichtschreibers erklärt, nec amore nec odio vom Pfad der Wahrheit abzuweichen; ähnlich sprechen sich viele andere aus. Freilich: was war Wahrheit? Das Mittelalter, das sich stets gegenwärtig hielt, daß vor Gott kein Ding unmöglich sei, faßte die Wahrheit selbst als transzendent auf, als von den weltlichen Tatsachen getrennt und ihnen übergeordnet. Wenn trotzdem schon sehr früh die Augenzeugenschaft vor den sonstigen Geschichtsquellen den Vorzug erhielt (Vita S. Galli, Einhard, usw.), so war das Einfluß antiken Geistes; Otto von Freising beruft sich mit Isidor von Sevilla auf die Antike, wo nur Augenzeugen Geschichte geschrieben hätten. Und jener Grundsatz, nur „würdige" Gegenstände zu behandeln, für den der Verfasser der Vita Theoderici ausdrücklich auf antike Schriftsteller verweist, der Grundsatz, nur dem einen Platz in der Geschichte anzuweisen, was des Ruhmes und der Nacheiferung wert sei (ein Grundsatz, der zuerst in der Karolingerzeit häufiger und nachdrücklicher auftritt — wie später in der Renaissance), war zwar einer realistischen Geschichtsdarstellung unbedingt nachteilig, wirkte aber zugleich als Erzieher zur Form:

*) Vgl. übrigens schon Polyb. I 14, 6; VIII 10, 6; XII 12, 3.

ut digna memoria digno sermone scribantur, stellte Lupus als Ideal auf — im Gegensatz zu jener Partei, die statt des Stils der heidnischen „Redner“ den der „Fischer“ vom See Genezareth auf den Schild erhob. Man berief sich auf Cicero — zumal in der karolingischen Renaissance (Einhard) und ähnlich wieder seit dem 12. Jahrhundert (Wilh. v. Tyrus) —, und man entschuldigte sich, wenn man seinen Stil als unvollkommen empfand. Selbst Verfasser von Heiligenleben (Vita des Columban) huldigten der kunstmäßigen Richtung und schmückten sich mit Livius-zitaten. Mitunter erinnert das antikisierende Gebaren mittelalterlicher Geschichtschreiber bereits völlig an die Humanistenzeit; das gilt nicht nur für die „karolingische Renaissance“, sondern z. B. auch für das Wiederaufleben des gebildeten Lateins in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Ein Heriger von Lobbes strotzt förmlich von klassischer Bildung; und der in der Schule Gerberts gebildete Richer wie der Sachse Widukind geben bereits, unter dem Einfluß der Lektüre des Sallust, Livius und Tacitus, mittelalterlichen Dingen antike Namen.

Das Mittelalter war die Zeit der Schulung der christlichen Völker an der Antike, auch waren schon vereinzelt wertvolle Früchte dieser Schule gereift, — in der Renaissance sollte die erste reiche Ernte eingebracht werden. Die intime Beschäftigung mit dem Altertum „hat den Geist zuerst an objektives geschichtliches Interesse gewöhnt“. Unter dem Impuls der klassischen Studien regt die historische Kritik, wie einst schon in der karolingischen Zeit, ihre Schwingen. Man gelangt jetzt dazu, den Sagenvorstellungen und Fabeleien der mittelalterlichen „Abenteuerliteratur“ zu Leibe zu rücken. Das wurde erst möglich, indem man selbständig zu der echten Überlieferung vordrang, aus den reinen Quellen schöpfen und so mit kritischer Sichtung arbeiten konnte. Die den Weg weisenden Anfänge finden sich bereits bei Petrarca. Sabellicus gibt in den Enneaden die erste Weltgeschichte auf der Grundlage des antiken Quellenmaterials, und Naucleruns schafft unter dem richtunggebenden Einfluß der

Alten das erste kritische Geschichtswerk Deutschlands. Die Germania des Tacitus wird (seit Celtis) die Grundlage für die Erforschung der deutschen Frühzeit. Überhaupt tragen die Altertumsstudien reiche Frucht gerade auch für die deutsche Geschichte. Schon Petrarca nimmt die Angaben der Klassiker nicht ungeprüft hin (Prodigien); Enea Silvio deckt in seiner Europa manche Widersprüche in den Berichten der Alten und manches Fabelhafte in ihnen auf; Valla kritisiert den Livius mit Hilfe des Dionysios von Halikarnaß; Erasmus leistet Bedeutendes in der Textkritik und der Echtheitskritik. Das selbständige Sehen, weit entfernt, durch die Beschäftigung mit der Antike unterdrückt zu werden, wurde durch sie gerade angeregt und ausgelöst. Nichts ist charakteristischer für die Wirkung des Humanismus auf die historischen Studien als das Bestreben, die Geschichte in bezug zur Gegenwart, zur Mitwelt zu setzen, das Selbstbeobachtete mit den Bücherstudien zu kombinieren. Daher jene starke Befruchtung der historischen Geographie (Biondo, Althamer, die „Germania illustrata“, Pirkheimer, Cochläus); eigene geographische Anschauungen, eigene Kenntnisse und Beobachtungen auf Wanderungen dienen zur Kontrolle und Ergänzung der Angaben der Schriftsteller (Vadian, Celtis). Bei den Deutschen bewirkte das ebenfalls an den Berichten der Alten entzündete Nationalgefühl — man denke daran, was Arminius für Hutten bedeutete — das Erwachen einer offenen Rivalität mit den Alten (Wimpfelings „Epitome Germanorum“, Irenicus, Bebel); Celtis weist in seiner Ingolstädter Antrittsrede 1492 darauf hin, wie schändlich es für die Deutschen sei, den Land- und Sittenschilderungen, welche Griechen und Römer von ihnen entworfen hätten, nichts aus eigener Kenntnis an die Seite stellen zu können. Man findet bei den Römern parteiische Voreingenommenheit gegen die Deutschen, weswegen man ihre Berichte über Deutschland nicht auf Treu und Glauben hinnehmen könne, sondern sichten und scheiden müsse. So leitet die Beschäftigung mit den Alten unmittelbar zur Kritik an ihnen. „Die Römer“, meint Pirkheimer, „die beinahe überall

nur auf ihren eigenen Ruhm bedacht waren, haben ihre Taten mit außerordentlichen Lobsprüchen erhoben und dafür die von den Deutschen erlittenen Niederlagen schlau verdeckt.“ (Ähnlich Bebel, Irenicus.) Daneben begründet man seine Zweifel an den Nachrichten der Alten über Deutschland darauf, daß die wenigsten von ihnen die historischen Örtlichkeiten gekannt hätten. (Münster, Tschudi, Pirkheimer.) Bei Griechen und Römern findet man „Fabeleien“, „Erdichtungen“, „leichtfertige Lügen“, und man übt Kritik nicht nur an Claudian, Ammian und den Panegyrikern, sondern auch an Strabo, Caesar, Livius, Tacitus (Irenicus, Beatus Rhenanus, Pirkheimer, Bebel, Aegidius Tschudi, Glareanus). Die antiken Schriftsteller wirkten hier nicht zum wenigsten durch den Widerspruch, den sie herausforderten. Andrerseits fand man das Mittel, die alten Berichte mit dem gegenwärtigen Befund in Einklang zu bringen, indem man (nach dem Vorgang Enea Silvios) auf das Gesetz der Entwicklung aufmerksam wurde. Wo wir bei den Geschichtschreibern der Renaissance Aufmerksamkeit auf die weiteren Zusammenhänge der einzelnen Tatsachen wahrnehmen, ist diese Fähigkeit regelmäßig in der Schule der Alten erworben. So ist Machiavelli, dessen historiographische Hauptleistung es ist, daß er über das Tatsachenmaterial der früheren florentiner Geschichtschreiber sich zum Überblick erhob und große Entwicklungslinien aufzeigte, ohne die Alten nicht zu denken; und wenn Vasari seine Vite nach drei Epochen einer aufsteigenden Entwicklung gliedert, so beruft er selbst sich dafür auf die Alten, welche die gleichen Stufen in der Geschichte der griechischen Plastik unterschieden hätten. Die neue Kenntnis des gesamten antiken Lebens führte der Geschichtschreibung eine unabsehbare Bereicherung zu, so daß völlig neue wissenschaftliche Bestrebungen erwuchsen. Insbesondere für die neuen Arbeiten auf sozial- und verfassungsgeschichtlichem Gebiet haben die Altertumsstudien vorgearbeitet; speziell Strabo bot hier ein Vorbild. In seinen „Res Germanicae“ strebt Rhenanus energisch von der Erzählung fort und zur Zustandsschilderung hin; und

darauf war Tacitus nicht ohne Einfluß gewesen. Überhaupt wird die Auffassung von dem Wissenswerten in der Geschichte eine andere. An der klassischen Literatur entwickelte sich ein Bewußtsein höherer Aufgaben. Es ist kein Zufall, daß der eigentliche Begründer der humanistischen Geschichtschreibung, Bruni, zugleich der Übersetzer der Staatslehre des Aristoteles ist. Und wenn auch die neu erstehende Pragmatik mit ihrer lehrhaften Tendenz eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die geschichtliche Wahrheit (Machiavellis Vita di Castruccio Castracani) mit sich brachte, so war sie doch eben der Weg, der von der bloß chronistischen Aufzeichnung der Ereignisse zu einer zusammenfassenden Betrachtung unter einer „Idee" führte (das sittliche „Prinzip" der Staaten — bei Polybios und Livius — und bei Machiavelli). Die Geschichtschreibung wird dadurch psychologisiert (die Betonung des sittlichen Moments führt zur Persönlichkeitscharakteristik) und gleichzeitig politisiert (in dem Maße, in dem die Moral politisiert wird). Mit diesen Erwägungen politischer und psychologischer Natur, diesem Nachdenken über die natürlichen Gründe der geschichtlichen Entwicklung und die aufbauenden Elemente eines Staatswesens, wie es aus der Beschäftigung mit den Alten hervorging, und wie wir es in klassischer Form in Brunis Schrift *περὶ τῆς τῶν Φλωρεντίνων πολιτείας* und besonders in Machiavellis Discorsi vor uns haben, kam ein so starkes reflektierendes Element in die Geschichtsauffassung, daß der überlieferte geschichtliche Stoff dadurch eine maßgebende Umgestaltung erfuhr — eine Neugruppierung nach politischen Gesichtspunkten, die man eben den Alten entnahm. Wenn nun Machiavelli alle Hauptprinzipien seiner Staatslehre an den Alten (Herodot, Thukydides, Xenophon, Aristoteles, Polybios, Cicero, Sallust, Diodor, Curtius Rufus, Herodian) bildete, so verfuhr er dabei doch mit sehr freier Benutzung seiner Quellen und selbständiger Fortbildung der von ihnen empfangenen Ideen. Machiavelli und Guicciardini „sind keine Humanisten mehr, allein sie sind durch den Humanismus hindurchgegangen und haben vom Geist der

antiken Geschichtschreibung mehr an sich als die meisten jener livianischen Latinisten". (Burckhardt.) „Was von der Antike unterdrückt wurde, gehört zu dem unschöpferischen Menschenmaterial". (Goetz.) Das gilt insbesondere auch auf stilistischem Gebiet. Die großen Florentiner des beginnenden 16. Jahrhunderts üben, wiewohl sie aufs stärkste vom Altertum berührt und ohne dessen Einwirkung gar nicht denkbar sind, gerade durch die Eigentümlichkeit ihres Stils und ihrer Sprache einen ihrer bestrickendsten Reize aus. Aber auch den exakten Liviusimitatoren kommt das Verdienst zu, an der Gewinnung einer wirkungsvollen und würdigen geschichtlichen Darstellungsform mitgearbeitet zu haben. Wo man jetzt noch, die Art des Mittelalters fortsetzend, das anekdotische Element (in der Weise des Valerius Maximus) pflegte, da geschah es, um das Charakterbild historischer Persönlichkeiten zu beleben und zu erweitern, nicht mehr um der Unterhaltung zu dienen.

Der Geist der humanistischen Geschichtschreibung war ein weltlicher Geist. In stillschweigender Reaktion gegen die Historiographie des Mittelalters hatte sie, über ihre römischen Vorbilder teilweise noch hinausgehend, alles Wunderbare aus der Geschichte ausgeschieden. Jetzt meint selbst ein religiöser Geist wie Paolo Sarpi, wenn auch die göttliche Vorsehung alles vermöge, so sei es doch menschliche Anmaßung, wissen zu wollen, zu welchem Zwecke jene höchste Weisheit dies oder das geschehen lasse. Die natürliche Geschichtserklärung und der Geist der Kritik treten ihren Triumphzug an. Man begann wieder, das physische Moment in den Gesichtskreis der Geschichtsbetrachtung zu ziehen; und wie sehr man dabei von antiken Vorstellungen ausging, tritt z. B. bei Bodin hervor. (Method. ad facil. histor. cognit., c. 5; cf. De republ. V c. 1.) Überhaupt wird durch die ganze naturalistische Betrachtungsweise der neueren französisch-englischen Geschichtsphilosophie seit Bodin und Montesquieu kaum ein neues Moment eingeführt, das sich nicht schon bei den Alten fände. Und hatte Gerhard Vossius Muster und Regel seiner „ars historica" (1653) noch ausschließlich dem Al-

tertum entnommen — ohne sich doch darum der Freiheit des eigenen Urteils zu begeben (bei Thukydides etwa tadelt er die chronologische Anlage des Werkes) —, so verweist selbst in der Epoche der Aufklärung, die es doch so herrlich weit gebracht zu haben meinte, ein Mann wie Lord Bolingbroke (Letters on the study and use of history, 1752) zur Rechtfertigung seiner Grundsätze auf die Alten. Die Weisheit der Alten gilt zwar nicht mehr als Autorität, wohl aber als wertvolle Bestätigung der selbstgefundenen Ansichten. Dem Thukydides entrichtete auch ein Hobbes den Zoll der Bewunderung. Wohl hörte die Antike allmählich auf, „Norm" zu sein, um so tiefer aber drang die Erkenntnis, wie sehr sie „Same" unserer Kultur sei (um die Zielinskische Unterscheidung zu verwenden). „Das erste Blatt im Thukydides ist der einzige Anfang aller wahren Geschichte", erklärte Hume. Ebenso reichte Kant dem Thukydides die Palme als dem Begründer der wissenschaftlichen Geschichtschreibung. Und moderne Forscher vom Range Niebuhrs, Roschers, Rankes bekannten dankbar, was sie ihm schuldeten. Mögen wir auch über Herodot und Thukydides hinausgelangt sein — obwohl keine Geringeren als Wilamowitz und Ed. Meyer[13]) selbst das bestreiten! —, das „ritornar al segno", wie die Renaissance sagte, das Zurückgehen auf die Ursprungsquellen unserer Wissenschaft, hat noch immer Kraft der Wiederverjüngung, der Erneuerung verliehen. In diesem Sinne können die Alten nie veralten, kann auch das Werk der antiken Historiker nie antiquiert werden.

Anmerkungen: 1) Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes. — 2) Der historische Sinn der Griechen (Rede von 1866), in „Altertum und Gegenwart" I (Berlin 1875), S. 269—286. — 3) Curt Wachsmuth, Über Ziele und Methoden der griechischen Geschichtschreibung (Leipziger Rektoratsrede 1897), S. 10. Auch die sonst nicht unebene Zusammenfassung „charakteristischer Erscheinungen in der antiken Geschichtschreibung" von Hans Schirmeister (Gymn.-Progr.) Pyritz 1896, läßt die bedeutenden Einzelleistungen zu sehr in dem „Niveau" versinken und verweilt mehr bei den schwachen als bei den starken Seiten der antiken Historiographie. — 4) Über die „unvollkommene Entwicklung des Wahrheitssinnes bei den Griechen"

und die „durch das griechische Scheinwesen irregemachten Römer“ vgl. auch Peter, gesch. Lit. d. röm. Kaiserzeit II, 183 ff. — Der Behauptung, die Wilamowitz an einer Stelle (Staat u. Gesellsch. d. Griechen, in Kult. d. Ggw. II, IV 1, S. 203) aufstellt, die Griechen hätten „eine wirkliche Geschichtswissenschaft nicht erzeugt“, genügt es ein anderes (freilich wieder nach der anderen Seite über das Ziel hinausschießendes) Urteil desselben Gelehrten gegenüberzustellen, wonach wir mit all unserer Methode nicht über die *ἱστορίη* des Herodot hinausgelangt seien! (Aristot. u. Athen, II, 11; Die griech. Lit. i. Altert., S. 63) — 5) Wachsmuth (Einl. in d. Stud. d. alt. Gesch., 359) wirft den Ägyptern sogar „vollständigen Mangel an geschichtlichem Gewissen“ vor! — 6) E. Curtius a. a. O. S. 287—300: „Philosophie u. Geschichte“. — 7) Zur Anthropogeographie und Anthropologie (Rassentheorie) des Poseidonios vgl. neuestens Ed. Norden, „Die german. Urgesch. in Tac.' Germania“ (1920) S. 63 ff., 106 ff. — 8) Über Polybios und die Stoa: R. v. Scala, Die Studien d. Polyb., I, 201 ff., bes. 253 f. — 9) Für Strabons Stoizismus s. die Belegstellen bei Butzer, Über Strabons Geographica, Progr. Frankf. a. M. 1887, S. 10 ff., 32 ff. — 10) Über Diodors Verhältnis zum Stoizismus vgl. Busolt in den „N. Jbb. f. kl. Phil.“ 139, S. 297—315. — 11) Vgl. jedoch hierzu O. Cuntz, Polyb. u. s. Werk (1902), 59 ff. — 12) Vgl. z. B. L. Zoepf, Das Heiligenleben im 10. Jahrh. (1908), S. 156; G. Ellinger, D. Verhältn. d. öff. Meing. z. Wahrheit u. Lüge i. 10.—12. Jahrh. (1884), bes. S. 78 ff. — 13) Forsch. z. alt. Gesch. II, 369; Zur Theorie u. Meth. d. Gesch., S. 56.

Literatur. Über die Historiographie der Antike gibt es eine Fülle trefflicher Literatur, welche leicht aufzufinden ist; einiges ist gelegentlich im Text oder in den Anmerkungen erwähnt. Über das Fortwirken der antiken Geschichtschreibung finden sich dagegen nur verstreute und unzulängliche Angaben. L. Friedländers einschlägige Notizen über „Das Nachleben der Antike im Mittelalter“ (Deutsche Rundschau 92) sind dürftig und äußerlich; Ed. Nordens grundlegendes Werk über „Die antike Kunstprosa“, das bis in die Renaissance hinein führt, verfolgt die Fortwirkung der Antike wesentlich auf dem sprachlichen Gebiet. Sonst nur hie und da vereinzelte Andeutungen. Für die Renaissance ist vor allem auf den Weg weisenden Aufsatz von Walter Goetz über „Renaissance und Antike“ (Hist. Ztschr. 113) hinzuweisen. Fueter, Gesch. d. neueren Historiogr., bietet einiges, Joachimsen, Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus, 1910, erhebliches Material. Von Monographien sind belangreich: Ellinger, Die antiken Quellen der Staatslehre Machiavellis (Ztschr. f. d. ges. Staatswiss. 44), und Tiedemann, Tacitus und das Nationalbewußtsein d. dtschn. Humanisten (Berl. Diss. 1913).

Deutsche Literatur.

Wenn Hartmann von Aue seinen Lesern wiederholt versichert, daß er sô gelêret was, daz er an den buochen las, swaz er daz an geschriben vant, so lächeln wir über diesen allzubescheidenen Stolz: seinem Publikum sagte der bücherkundige Ritter damit vor allem klipp und klar, daß er auch lateinische Bildung genossen habe. An einen deutschen Schulunterricht im Lesen und Schreiben dachte damals niemand. Wie das Schreiben, das Dichten und Trachten durch lateinische Worte gegeben wird (scribere, dictare, tractare), so ist das Lesen (legere) wahrscheinlich Bedeutungslehnwort. Nicht nur das Wort, auch der Begriff „Literatur" wäre undenkbar ohne das Vorbild des römischen Schrifttums, das freilich in christlicher Gewandung seinen Einzug in Deutschland gehalten hatte.

Diese lateinische Erziehung zur Literatur hat das gesamte Abendland durchgemacht: nur in der geistigen Sphäre von Byzanz kam das Griechentum daneben zu beschränkter Geltung. Der westgotische Bibelübersetzer Wulfila ist selbst am Balkan von lateinischen Einflüssen nicht frei geblieben. Nur durch die Pforte der lateinischen Bildung, die ihrerseits den griechischen Hintergrund nicht verleugnete, sind die Völker Westeuropas zur eignen Literatur gelangt, und das schimmert durch bis auf den heutigen Tag. Unsere Poetik und Stilistik setzt sich noch zur Stunde bei jeder Neuerung bewußt oder stillschweigend mit der alten Rhetorik auseinander. Unsere geschriebene Sprache und selbst die Denkmethode, die in ihr zutage tritt, verrät dem Kundigen auf Schritt und Tritt die antike Bereicherung und Schulung. Unsere ganze Vorstellungswelt ist durchtränkt von dem reichen Segen klassischer Bilder und Gestalten. Die Alten haben uns aber nicht nur ein gut Teil unseres Denkens, Schreibens und geistigen Schauens gelehrt, sondern uns, was wertvoller ist, zugleich zu der Selbständigkeit erzogen, die es uns ermöglicht, den Druck dieses Erbes der Jahrtausende zu überwinden. Wir werden seiner nicht Herr, wenn wir die Augen schließen und uns mit Unwissen-

heit panzern. Wir müssen jene von Griechen und Römern gewiesenen Wege kennen, wenn wir uns selbst verstehen, die unersetzlichen Geistesschätze unserer Ahnen uns wirklich treu bewahren, ihren nationalen Edelgehalt ausschöpfen wollen. Verlieren wir die Fühlung mit Hellas und Rom, so erstarrt unser kostbarster, durchaus lebensvoller literarischer Besitz allmählich zu totem Stein, der uns zu Boden preßt, nicht aufwärts weist. Möge uns das Unheil barbarischer Entwurzelung unsrer Bildung dauernd erspart bleiben!

Hellas und Rom haben auf Romanen und Germanen sehr verschieden gewirkt. Die romanischen Völker haben sich griechischen Einflüssen nur zögernd geöffnet. Zumal den Franzosen blieb hellenischer Geist oft verschlossen, auch wo sie ihn erfassen wollten. Der Geist des lateinischen Muttervolkes, seine stolze tönende Rhetorik hat so viel verwandte Saiten bei ihnen angeschlagen, daß den Griechen zu unmittelbar fortreißender Wirkung kein Raum blieb, so viel sie auch, wenigstens für Italien, im Bunde mit der römischen Vergangenheit bedeutet haben. Die verhängnisvolle Begabung und Neigung der Deutschen, sich fremder Art allzu willig anzupassen, ist den Romanen nicht eigen. Und auch der wechselseitige literarische Austausch der Romania, der für Spanien viel mehr hergab als die lateinische Literatur selbst, verstärkte das Übergewicht lateinischer Kultur.

Ganz anders die Germanen. Auch sie haben die römischen und romanischen Einflüsse zuerst und in einer Überfülle erfahren, die zuweilen lähmte, eben weil die innere Verwandtschaft fehlte: die Rhetorik der Leidenschaft, die sie von dieser Kunst lernten, erschloß nie ihr Innerstes. Sie aber fanden demgegenüber den Befreier im Griechentum. England hat griechischer Kenntnisse seiner Gebildeten viel früher sich rühmen dürfen als wir; dort hat sich die Erkenntnis des Wesens dichterischer Genialität, die merkwürdig zäh an Homer und Pindar hängt, besonders schnell durchgerungen. Wir kamen später; aber die schöpferische und lösende Kraft des Hellenentums, wie sie zumal unsere klassische Zeit, unser Neuhumanismus in sich trug, erhob sich weit

über den griechischen Einschlag, der in England wirkte. Bei uns half Hellas den Größten zur vollen Innerlichkeit ihres künstlerischen Ausdrucks; für Shakespeare hatte Seneca doch mehr Gewicht als irgendein Hellene. Und während sich unter dem individualisierenden Einfluß der Antike in Italien der großartige Typus des Renaissancemenschen, in England, der Heimat des Spleens, von Marlowe bis zu Lord Byron bizarre Ausschreitungen des Einzelgängertums einstellten, gipfelte bei uns die ästhetische Erziehung durch das klassische Altertum in der abgeklärten „Persönlichkeit" Goethes und Wilhelm von Humboldts. So zeugt Deutschland am reinsten von der fortdauernden geistigen und sittlichen Macht des Griechentums, das im Gegensatz zu Rom der innern Festigung und Bereicherung des Individuums, seinem Schutz gegen gesellschaftliche Abschleifung segensreich zugute kam. Die aufsteigende Entwicklung des deutschen Einzelmenschen seit der Reformation vollzieht sich in enger Berührung mit hellenischem Geiste.

Scherer knüpfte die Entstehung der deutschen Literatur an Karl den Großen. Der Ansatz ist zu früh: die Zeit der Karolinger zeigt nur schwächliche Anläufe, deutsches Schaffen aus der Gesamtbewegung des mittellateinischen Schrifttums herauszuheben. Aber schon diese Anläufe hängen mit dem humanistischen Geiste zusammen, der in Karls höfischer Akademie mit ihren Homeren und Horazen seine erste Verkörperung fand. Der Reim, den Otfried als erster an einer größeren Aufgabe durchführte, ist lateinischer Herkunft. Und, so viel auch die stilistische Durchbildung des „Heliand" dem germanischen Heldenliede verdanken mag, sein epischer Aufbau wäre undenkbar ohne die lateinischen christlichen Vorbilder, die ihrerseits Vergil, den angeblichen Propheten Christi, vor Augen hatten.

Das Epos ist seinem Wesen nach eine rein literarische Gattung. Die Blüte der Altertumsstudien bei den Angelsachsen schlägt sich alsbald nieder in dem Übergang vom epischen Liede zum Epos, wie er sich im „Beowulf" vollzieht. Die nordische Heldendichtung ist auf eignen Pfaden vom Einzellied allmählich bis

zum Zyklus vorgeschritten; für das deutsche Heldenlied ist selbst diese Stufe nicht sicher nachzuweisen. Aber auch die liedmäßig gefaßte Heldensage, diese frühste bedeutende Offenbarung deutschen Dichtergeistes, erwuchs erst aus dem Zusammenstoß der Germanen mit der griechisch-römischen Kultur des Südens. Diese Fäden alle sind noch dünn und schwer greifbar. Um so heller liegt vor uns im geschichtlichen Lichte der bedeutende Schritt des jungen Eckehart, der die alten deutschen Lieder von Walther und Hildegunde in Vergils Schule und Sprache zu einer wundervollen epischen Dichtung, in lateinischer Sprache, aber deutschen Geistes, zusammenfaßte: die französischen Annexionsgelüste, die heute auch nach dem 'Waltharius' greifen, sind nicht ernst zu nehmen. Mir ist es im höchsten Maße wahrscheinlich, daß an derselben Stelle auch die Keime liegen, aus denen über eine lateinische Zwischenstufe hinweg unser Nibelungenlied, überhaupt unser mittelhochdeutsches Volksepos erwuchs. In dem Walthergedicht von St. Gallen und in seiner Schule wird den Deutschen zum erstenmal an deutschen Stoffen die Bedeutung des Epos klar, dessen Blüte in der Neuzeit immer ein Symptom antiker Einflüsse geblieben ist.

Wenn sich die französischen Chansons de geste, in ihren Grundlagen viel jünger als das germanische Heldenlied, schneller und organischer zum Epos hin auslebten, so gibt ihr christlicher Gehalt und ihre romanische Herkunft dafür den Schlüssel: der Anschluß an lateinische Bildung war von vornherein leichter. Und das lateinische Epos hielt auch hier seinen Einzug in die nationale Dichtung, als Thebais und Aeneis, Statius und Vergil jene französischen Fassungen fanden, die nach allen Seiten über die Grenzen der Heimat ausstrahlten. Auch die provenzalische Lyrik schöpft weit unmittelbarer aus den belebenden Anregungen Ovids als der deutsche Minnesang, bei dem die Annahme der südfranzösischen Vermittlung am nächsten liegt, wenn sie auch an bedeutenden Stellen nicht ausreicht.

Schon unter den Ottonen hatte sich das Kaisertum stark nach Byzanz hin gerichtet. Das brachte griechische Anregungen

mit sich; Ottos I. Bruder galt als großer Gräzist. Auch der seit dem 10. Jahrhundert immer gesteigerte Verkehr der internationalen Spielleute und Mimen führte manches von den helleren und grelleren Farben des Südostens ein. Aber die literarischen Spuren sind zunächst gering, wenn auch die buntere Welt des Ruodlieb, die anschwellende Flut der Fabeln, Märchen und Erzählungen die anwachsende stoffliche Einfuhr aus Hellas und dem Orient bezeugen. Auch der antike Mimus hat übrigens wirklich dramatische Leistungen im Mittelalter erst spät begünstigt. Es war verhängnisvoll, daß man sich über die theatralische Seite der römischen Tragödie und Komödie völlig im unklaren blieb, sie wesentlich als Aufgabe für Vortragskünstler ansah. So findet die tapfere Nonne Hrotsvitha, die Theaterblut, aber keine Theaterkenntnis hatte, mit ihren dramatischen Versuchen keine Nachfolge; das berühmte oratorienhafte Antichristspiel aus Tegernsee hat eine ganz andere Vorgeschichte.

Auch die Kultur der Kreuzzüge, die dem staufischen Kaisertum ihren Stempel aufdrückt, hat die hellenischen Elemente im Abendland wenig verstärkt. Nur an einer Stelle brach sie ihnen ein Eingangstor: aus den Kreisen Friedrichs II., des genialen Süditalieners, stieg Aristoteles, durch arabische Übersetzungen vermittelt, in echterer Gestalt machtvoll aufwärts, und er wird ein Führer des spätmittelalterlichen Geisteslebens. Im übrigen herrscht unter den Staufern bei uns Deutschen literarisch zum erstenmal ein fast ausschließlich französischer Einfluß. Es ist freilich fehlgegriffen, wenn man die Vagantendichtung, wie wir sie vor allem aus der Handschrift von Benediktbeuern lieben lernen, schlankweg als „Echo" französischer Verse behandelt hat. Das ist nicht richtig: diese fahrenden Studenten, die ihr Latein gut genug kannten, um damit auch zu spielen, schöpften aus der Quelle des Lebens und der lateinischen Poesie: zumal das deutsche Trinklied in lateinischer Zunge legt davon beredtes Zeugnis ab. Aber die mittelhochdeutsche Dichtung scheint auf den ersten Blick überwältigt von ihrem französischen Vorbild. Der Schein trügt. Nicht nur daß die deutsche Seele sich merkwürdig stark

und siegreich durchsetzt; sie hat immerhin einen guten Helfer an den Alten. Zumal die geistige Atmosphäre des Thüringischen Hofes unter Landgraf Hermann, seinem Vorgänger und seinen Nachfolgern, zeigt antike Anregungen, die darum nicht weniger überzeugen, weil wir sie an bestimmte Namen nicht immer knüpfen können. Ovids Verwandlungen wurden für den Landgrafen in deutsche Reimpaare übertragen; seine Amores hallen bei dem genialen Heinrich von Morungen nach; Troja und Rom sind die Themata berühmter thüringisch-hessischer Epen; zur Aeneis reihen sich die Gestalten der Thebais; der Stil byzantinischer Porträtkunst hat sich durch alle Mittelstufen bis zu Herbort von Fritzlar gerettet; Cicero und Seneca sind sittliche Wegweiser in der höfischen Moral geworden; selbst die Kuriositäten Solinischer Gelehrsamkeit finden an Wolfram ihren Liebhaber. Nicht ein großer hinreißender Strom antiker Bildkraft, aber vielerlei direkte und mittelbare Einwirkungen, die deutsche Selbständigkeit erleichtern und frei machen. Und es ist kein Zufall, daß gerade einem weit mehr lateinisch als französisch gebildeten Poeten, daß Konrad von Würzburg zuerst die Erkenntnis aufgeht: „poeta nascitur"; alle Kunst ist lernbar, nur den Dichter muß Gott erwählen und ausstatten. Die rechten Schlüsse daraus hat er freilich so wenig gezogen wie die Renaissancepoetik späterer Jahrhunderte. Aber die Idee des begnadeten, gottgewollten Genies, der θεία ἐπίπνοια, taucht hier doch zum ersten Male mit Bewußtsein auf, und das Altertum steht Pate.

Die ungeheure geistige Bewegung, die aus Italiens Erwachen zu seiner großen Vergangenheit hervorging, habe nicht ich zu schildern. Nur auf ihrem Mutterboden hat die herrliche Pflanze ihren vollen Saft entwickelt und, wie Shakespeares beglückende Verse weisen, da wo Italien selbst seine Renaissance weiterträgt. Frankreich dagegen hat unwillkürlich eine Sichtung der Einflüsse geübt, die gerade das Lebenskräftigste, hinter dem wir hellenische Tiefen ahnen, dämpfte oder ausschied, dafür freilich die formale Seite um so fester faßte. Und Deutschland dankt dieser Welterweckung, die den Alpdruck des scholastischen Autoritätszwanges

verscheuchte und an der Hand griechischer Forschung zum Selbstschauen, Selbstdenken erzog, gewiß Ungeheures; aber den Weg vom gelehrten lateinischen Humanismus zur deutschen Literatur findet es so langsam, daß unterwegs der warme Brei sich abkühlt und aufgewärmt, ja nachgewürzt werden muß. Die romantische Sehnsucht, mit der etwa Petrarca sich in die große Vergangenheit vertieft, blieb zunächst auf Italien beschränkt: es dauerte noch drei Jahrhunderte, ehe dies Gefühl vertieft und gereinigt im deutschen Leben eine befruchtende Macht wird. Vorerst hatte Deutschland, das hinter Italiens reicher höfisch-städtischer Kultur allzuweit zurückstand, schulmäßig lernend Form und Stoff sich anzueignen. Der Inhalt des damals übernommenen Wortes „Enthusiasmus“ fehlt dem jugendlichen Geschlecht der deutschen poetae gewiß nicht; die Wiederentdeckung der Größe Germaniens, der Stolz auf nationale Vergangenheit, die Verklärung des Kaisertums, die diesseitige Weltfreudigkeit, die neben Plato auch Epikur als Lehrer der Weisheit ehrt, die Hoffnung auf persönlichen Nachruhm, die Bewunderung für die großen Männer der alten Geschichte, die Freude am eigenen Sein, die selbst die beiden humanistischen Kaiser, Karl IV. und Maximilian, zu selbstbiographischen Versuchen lockte; dazu der begeisternde Grundgedanke: *ἄνθρωπος ὢν τοῦτ᾽ ἴσθι καὶ μέμνησ᾽ ἀεί*, das alles hat den leitenden Humanistenkreisen starken Schwung gegeben; und der Schönheitsglanz, mit dem die heidnische Kunst selbst die Heilandsbilder verklärte, fiel auch in die Dämmerung deutscher Kirchen und Häuser. Aber daneben läuft überwiegend die harte Arbeit, die seit Karl IV. mühsam genug dem Musterstil klassischer Briefe und Dialoge sich nachquält, die Feinheiten lateinischer Syntax sich einlernt und von dem kleinen Musenhofe der Mechthild von Rotenburg bis zu der Fabrikreimerei des Hans Sachs möglichst viel weltliche, lateinische und griechische Stoffe und Autoren übersetzend dem deutschen Leser zugänglich zu machen sucht; meist in arglosem Anschluß, selten in der freien Um- oder Nachdichtung, wie sie der komische Homeride Georg Rollenhagen wagt. Es ist echt deutsch, wie oft die stofflose Form

und der formlose Stoff unvermittelt nebeneinander stehen. Daß Humanismus und Grobianismus sich vertragen, hatte übrigens nicht nur Dedekind bewiesen, der den Heiligen des Säuordens in guten lateinischen Versen huldigte, nicht nur Fischart, einer der frühesten Freunde des deutschen Hexameters, sondern schon sein französischer Meister Rabelais hat mit Behagen in den grellsten Tönen und Farben grobianisiert. Ein großer Gewinn aus der Antike wird jetzt das Drama. Durch die Pflege des Dialogs vorbereitet, meldet es sich mit buchmäßigen Übersetzungen aus Plautus und Terenz an, überwindet dann, vom Schuldrama weitergreifend, die ungenügenden Vorstufen des geistlichen Spiels wie der Fastnachtsrevue und gestattet schließlich auch Aristophanes, Sophokles und Euripides glückliche Einwirkungen, während Seneca, sonst überall der weit vorauseilende Bahnbrecher der antiken Tragödie, in Deutschland erst erheblich später die maßgebende Führung übernimmt. Dramatisch gelingen dem 16. Jahrhundert Szenen, die lateinisch (Naogeorg, Frischlin, Hayneccius, Cramer) und deutsch (H. Sachs, Manuel, Stimmer, Ringwaldt, Barth. Krüger) noch heute frische Freude erwecken. Im ganzen hat die ebenfalls von Italien übernommene Anschauung, daß die Poesie zur Rhetorik gehöre, es lange verhindert, daß man humanistische Formansprüche auf deutsche Verse übertrug. Nur Luthers Genialität erfüllte die Forderung, daß edelster Gehalt edelste Form verlange, in seiner Bibelübersetzung, die schon in der Treue ihrer Vorarbeit den Christen mit dem Humanisten verband. So steht unser 16. Jahrhundert zwar unter stärkstem Einfluß der Antike; aber ihr Einfluß, philologisch, stofflich, auch auf Formpflege gerichtet, hält nicht einheitlich zusammen, sondern zersplittert sich in unzählige Anregungen ungleichster Art und Wirkung.

Vor allem stand ihr in Deutschland die Reformation im Wege. Sie warf sich dem jubelnden, heidnisch diesseitigen Lebensgefühl entgegen, das den Anfängen des Humanismus auch bei uns nicht gefehlt hat. Sie wehrt, wenigstens für die Literatur in deutscher Sprache, dem mythologischen Reichtum, der im

Humanismus wichtige Gebiete der mittelalterlichen Allegorie sich angeeignet hatte. Sie trug den Dualismus wieder in unsere Literatur herein, an dem das Mittelalter gekrankt hatte und den die führenden abendländischen Völker eben in der Renaissance überwanden. So wird der verheißungsvolle klassische Anstoß des ausgehenden 15. Jahrhunderts abgelenkt, seine Stoßkraft in andere Richtung geleitet; die eigentlich gebildete, höher weltliche Literatur bleibt lateinisch, und was in deutscher Sprache gedruckt wird, teilt sich zwischen Kirche und Volk im engeren Sinne. Aber das Gute brachte der Protestantismus auch der weltlichen Bildung: die deutsche Schule eröffnet sich dem Griechischen, das schon im 17. Jahrhundert hie und da anfing, ein stilles Gegengewicht gegen die überwältigenden romanischen Literaturen zu üben.

In ihnen hatte sich inzwischen eine erhebliche Verschiebung des antiken Einflusses herausgebildet. Die Alten waren „Klassiker" geworden: auch in Italien war an die Stelle liebender Sehnsucht die feierlichere Bewunderung getreten, die anfing in ihnen vor allem die nachahmenswerten Vorbilder zu verehren. Der Wandel verkörpert sich am besten in dem gelehrten Trissino, der, des Griechischen höchst kundig, die bisherige Klassikertrias Vergil, Horaz, Seneca verläßt, um Epos, Ode und Drama auch auf den Bahnen Homers, Pindars und Sophokles' zu pflegen, und der, während der Philosoph Aristoteles immer mehr an dogmatischer Unfehlbarkeit einbüßte, dafür seine Poetik zum klassischen Lehrbuch heraufhob. Ist auch Horazens geistreiches Geplauder im 17. und 18. Jahrhundert viel bekannter und wirksamer geblieben als die schweren Lehrsätze des Griechen, die Epistel reichte zum Fundament der Kunstlehre nicht aus. Auf Aristoteles erst baut sich das entscheidende normative Werk auf, die Poetik Julius Cäsar Scaligers. Leider eines Franzosen, in dem trotz Aristoteles ein stiller Widerstand gegen Hellas, eine vorsichtige, aber entschiedene Parteinahme für Vergil gegen Homer fortdauert: Scaliger und seine Nachfolger kamen dank ihrer rationalistischen Anlage dem römischen Epiker sehr viel leichter nach als der ursprünglichen Größe Homers, der für diese Art Kulturmenschen

schon als Vertreter der „Natur“ hinter der überlegenen Kunst des Römers zurücktreten mußte.

Aus Scaligers und Ronsards Lehren nährt sich das magere Heftchen, mit dem der Vater der deutschen Poeterey, Martin Opitz, den Grund zu der deutschen Kunstbetrachtung legte. Im Grunde ein elendes Büchlein. Aber es schlug durch, weil die Zeit reif war. Und auch der humanistisch geschulte Dichter Opitz siegte, als Vorbild und Organisator, auf der ganzen Linie. Durch ihn wird die antikisierende Formdichtung, die bis dahin lateinisch erklungen war, in deutscher Sprache Gemeingut der Gebildeten, der Höfe und der Gelehrten. Der rührige Mann bemächtigt sich aller Gattungen. Längst hatte Martials, Persius' und Juvenals Kunst in Epigramm und Satire überall lateinische Nachahmung bei uns gefunden: jetzt wird nach diesen Mustern und den Disticha Catonis auch die deutsche Aufschrift, Zweizeiler und Vierzeiler, das deutsche Sinn-, Scherz- und Spottgedicht allgemein. Die Chöre der griechischen Tragödie ziehen ein, des Sophokles Antigone Seite an Seite mit Seneca und der italienischen Oper. Der Prunk der pindarischen Ode, wie ihn die Zeit sich zurecht macht, paart sich der Hymne, der Elegie, dem Trostgedichte, das selbst, wo es von den erlebten Widerwärtigkeiten des Krieges berichtet, die Krücken der Auctores latini nirgends entbehren kann. Aus Theokrit und Vergil war schon in Italien die Schäferdichtung erwachsen, die sich schnell in den wechselndsten Formen, als Lied, Drama, Epos, Roman, vor allem als Oper, die ganze Welt eroberte: Opitzens Schäferei schöpft noch einmal unmittelbar aus der griechischen Quelle nach. Ich schweige von Horaz, diesem Allerweltsfreund, der gerade Opitz zu allerliebsten Versen anmutiger Lebenslust geleitet hat, an dessen Strophenformen sich der Deutsche aber noch nicht heranwagt; schweige von den Neulateinern Hollands, dieser Hochburg humanistischer Dichtung und Wissenschaft. Man braucht nur in Trillers nachschnüffelnden Anmerkungen sich umzusehen, um zu erkennen, daß Opitz auch in seinen angeblichen Originalen halbwegs Übersetzer von Centonen antiker Herkunft ist. Das ist beileibe kein Vorwurf. Ähnliches

gilt für das ganze Jahrhundert: bis in Paul Flemings beliebteste weltliche und Paul Gerhardts bekannteste geistliche Dichtung dringen diese antiken Vorbilder formend herein; aus den tiefsten und echtesten Offenbarungen des Gryphischen Seelenschmerzes spricht zu uns, durch Seneca vermittelt, der stoische Geist klassischer Muster. Zuweilen empfand man selbst diese Unfreiheit. Opitz schon stöhnt, daß „ich, Plato, für und für bin gesessen über dir“, und Neukirch bekennt ganz ehrlich, daß nicht sein Eigentum war, was er 'vormals schrieb':

> Hier hatte Seneca, dort Plato was gesagt,
> Dort hatt' ich einen Spruch dem Plautus abgejagt
> Und etwa anderswo den Tacitus bestohlen.

Von Opitz bis zu der gewissenhaften Rechenschaft, die Postel in Anmerkungen über die griechischen und lateinischen Grundlagen seiner Epen ablegt, haben die Poeten oft selbst mit Stolz auf ihre loci classici hingewiesen. Wie unbefangen haben noch Wernicke, ja Lessing im Epigramm Martial und seine Nachahmer in Deutschland und England, Euricius Cordus, Buchanan oder Owen zu Rate gezogen! Wir sind gegen das „Plagiat“ allzu empfindlich. Inventio und Belesenheit ist im 17. Jahrhundert fast identisch, und der Gewinn war außerordentlich, nicht nur für die äußere Schulung. Das Glück, mit den hohen Seelen des Altertums zu verkehren, hebt über Hunger und Durst, über Entbehrung und Leiden hinweg: wie oft begrüßt uns dieser trostreiche Gedanke! Die antike Mythologie in buntester Mischung griechischer und römischer Gottheiten wird Gemeingut: auch die Teutschgesinnten wagen sie nicht zu vertreiben, sondern höchstens zu verteutschen. Aber sie spendet nicht nur äußerlichen Schmuck. Die Natur wird wirklich mit Dämonen und kleinen Götterchen bevölkert; es vollzieht sich eine Poetisierung des gebildeten Publikums vom Olymp aus, die im 16. Jahrhundert undenkbar gewesen wäre. Und die Leidenschaften, die Affekte werden ein wertvoller Besitz gerade des bedeutenden Menschen, der etwa auf Senecas Spuren seiner gepreßten Brust theatralisch Luft macht; man wird stolz darauf, unerhörtes Leid heroisch zu tragen; das volle Herz

lernt sich in Macht- und Zentnerworten zu entladen, die mit Vorliebe auf den Bahnen der griechischen Komposition wandeln, bestrebt das Muster noch zu überbieten. Mit den Affekten kommen dann auch die Sinne endlich in der literarischen Höhenkunst zu ihrem ungehemmten Recht. Und Leidenschaften wie Sinne gebrauchten, ja mißbrauchten ihr Recht. Die Lohenstein und Hallmann wagen Dinge der Bühne zuzumuten, bei denen Seneca wohl nur an Lesen dachte. Kein Wunder, daß der verständige, aber kahle Aufklärer Thomasius in einem Augenblick des Unmuts am liebsten „alle heidnischen Poeten und Philosophen mit Feuer" verbrannt hätte: sie waren eine Lebensmacht geworden. Ihr Eindruck wäre stärker und reiner, wenn der solide antike Grund nicht gar so arg überwuchert wäre durch die spanische, französische, vor allem italienische Pracht, Üppigkeit und Eleganz. Auch die literarischen Akademien und Gesellschaften, die wieder nach antiken Mustern gestiftet werden, lehnen sich mit ihren Sinnbildern und Devisen unmittelbar an Italien an, wo sie in stattlicher Blüte stehn. Man muß Neulateiner wie Lotichius und Balde, die lateinischen Verse von Fleming und Andreas Gryphius aufsuchen, um klar zu sehen, wie tief der antike Kern dieser nachahmungsreichen Zeiten sitzt.

Frankreich befreite sich von der italiänisierten Antike, wie sie seit der Plejade die französische Dichtung und Sprache bestimmte, durch eine große, wenn auch für uns fremdartige Schöpfung, durch seinen Klassizismus. Nur die Italiener des Théâtre Italien, in dem die Commedia dell'arte mit den alten plautinisch-terenzischen Figuren des Bramarbas und Parasiten, des schlauen Sklaven und des betrogenen Alten munter fortlebte, waren der siegreichen neuen Kunst gewachsen, weil sie nie über ihre Sphäre hinausstrebten: gerade in ihrer improvisierenden Ausgelassenheit eroberten diese possenhaften Typen die Welt. Der Klassizismus dagegen ist ganz französisch, dem Pariser Augustus auf den Leib geschnitten. Die klassizistische Tragödie weiß Senecas neronische Greuel, seinen festen Stoizismus in die Hoftracht von Versailles zu kleiden, in die Decenz und Ga-

lanterie des Siècle de Louis XIV. umzubilden; sie weiß auch das ihrer Art fremdere Griechisch sich mundgerecht zu machen: es braucht schon feinere Sinne, um den Tropfen hellenischer Bildung bei Racine zu spüren. Corneilles berühmte dramaturgische Aufsätze modeln Aristoteles nach den Bedürfnissen der französischen Bühne, und mit Boileau tritt dann auch Horaz, der sich mit der höfischen bienséance gut vertrug, wieder nachdrücklich in den Vordergrund. Seine unendlich vielgebrauchten Schlagworte: ut pictura poesis, et prodesse volunt et delectare poetae, utile cum dulci, und wie sie alle heißen, werden seitdem mit einem anspruchsvollen Ernst überall zugrunde gelegt, den sie schwerlich beanspruchten.

Deutschland hat diese französische Richtung mit gläubigem Eifer mitgemacht. Gottsched und schon die Hofpoeten vor ihm sahen da ein Allheilmittel gegen den Schwulst, gegen den Longin allein nicht aufkam. Es ist allbekannt, wie urteils- und willenlos wir im 18. Jahrhundert dem Vorgang des westlichen Nachbarn folgten: gab doch der große Preußenkönig ein gefährliches Beispiel. Aber auch für uns fiel damit die üppige italienische Hülle von den echten Alten. Sie erleben einen neuen Aufstieg. Immer noch mehr die Römer als die Griechen: Horaz und Lucrez haben dauernd die Führung; auch abgelegnere Sammler wie Hygin spielen eine merkwürdig große Rolle. 'Anakreon' dagegen und Aesop, selbst nur Pseudogriechen, werden lieber durch die Brille der poésie fugitive und Lafontaines gesehen; wie denn Theokrit für den des Griechischen unkundigen Gesner durch Amyot in einen eleganten Franzosen verwandelt war. Auch der klassisch gebildete Fürstenschüler Joh. El. Schlegel, eine recht selbständige Natur, gleitet in seinen Alexandrinerdramen von schülerhaften Anläufen zur griechischen Tragödie doch wieder um mehrere Schritte in der Richtung auf Seneca und die Franzosen zurück. Und selbst Wieland, dem griechischer Geist wahrlich nicht fremd war, hat sich auf einem französisch-griechischen Grenzgebiet behaglicher gefühlt. Er hat von den Hellenen und ihrem menschlichen Vielverstehen gelernt, feinen

psychischen Regungen nachzugehen und sie liebevoll duldsam zu entwickeln. Aber es sind die schwachen Seelen, es ist die Philosophie eines maßvollen Lebensgenusses, die er bevorzugt; auch Lukian war ihm ein vollwichtiger Grieche. Gleichviel: so unähnlich der deutsche Tyrtäus, die deutsche Sappho und wie diese Doppelgänger alle hießen, ihren griechischen Taufpaten sein mochten, man las doch die Klassiker mit Inbrunst: dazu brauchte der große Friedrich nicht erst zu mahnen. Es kam nur darauf an, den Lesenden die Augen hell zu machen.

Das hat Lessing getan. Ein Humanist und Philologe durch und durch, zugleich begnadet mit dem unberechenbaren Instinkt des Genies, der ihn wie zu Shakespeare, so zu Homer und Sophokles geleitete. Mehr als in dem sicheren Horazkenner Ramler wird der heroische Geist des großen Friedrich in dem Dichter des „Philotas" und der „Minna" Literatur. Sein tapferer Ernst würdigt den alten Humanistenreim Ars et Mars ebenso in der gesunden Freude an der frischen Luft rühmlichen Krieges wie in dem fruchtbaren kritischen Kampfe der Literaten. Seine antike Natur weiß jene männliche Freundschaft ganz zu begreifen, die den Preußenkönig, den Schüler Marc Aurels, an ein Drama „Nisus und Euryalus" denken ließ. Sein fester Mut, dem der Tod keinen Schrecken hat, entdeckt gerne, wie freundlich und weise „die Alten den Tod gebildet". Es ist seinem unbeirrbaren Sinn für das Echte innerstes Bedürfnis, Aristoteles und die griechische Tragödie von der französischen Schminke zu reinigen. Sein stolzer Mannessinn, der etwas Römisches haben kann, mißachtet das Urteil der Mit- und Nachwelt: „weiß ich nur, wer ich bin!" Und von den Griechen hat er den lebendigen interesselosen Erkenntnisdrang gelernt, der ihm zuerst den Gedanken eingab, den Forscher Faust zu retten, weil er „immer strebend sich bemüht". In Lessing verkörpert sich der Geist des deutschen Klassizismus zu einer überragenden menschlichen Größe, wie sie die andern Literaturen nicht aufzuweisen haben.

Freilich, geschichtliches Denken und Schauen im großen Sinne der neuen Zeit konnte er von den Griechen nicht lernen; auch

das Vertrauen zu der absoluten Vorbildlichkeit der antiken Kunst, zu dem normativen Wert der aristotelischen Poetik hat er nicht ganz überwunden, hierin der abschließende Gipfel jener langen, nunmehr ablaufenden humanistischen Epoche. Aber auch die Träger des aufsteigenden entwicklungsgeschichtlichen Geistes, Winckelmann und Herder, haben doch wieder an griechischer Kunst, griechischer Dichtung ihre neue Anschauungsweise gewonnen und geübt. Denn sie erblickt seherisch in der griechischen Geisteswelt nicht nur eine menschliche Höchstleistung, sondern zugleich den besten Richtweg zur Natur; an der neuen Kunst gemessen, erscheint die alte als ein Quell echter Ursprünglichkeit und damit als ein Ausgangspunkt geschichtlicher Betrachtung. Und wie die griechische Plastik Gottes Meisterwerk, die Schönheit des menschlichen Körpers, in höchster Einfalt, weit entfernt von der übertreibenden Virtuosität des Berninischen Geschmacks, gestaltet, so erscheint neben und vor der Bibel jetzt Homer als der Wegweiser zur ursprünglichen Dichtung: ein Gedanke, der Klopstocks Epik noch fern lag, wie denn der Messiasdichter im Grunde doch mehr nach Vergil und der christlich-lateinischen Epik Vidas hinneigte als zu dem Vater der epischen Kunst.

In der Entdeckung Homers wurzelt der deutsche Neuhumanismus. Sie hängt zusammen mit englischen Einflüssen. Drüben hatte schon das 16. Jahrhundert Chapmans, das 17. Hobbes, das 18. Popes Homerübersetzung hervorgebracht. Die Kenntnis Homers reichte bei Literaten und Gebildeten überaus weit; er hat seit Spenser, Chamberlayne, selbst Milton, die Einführung göttlicher Gestalten durch sein Vorbild erleichtert; an ihn schließen sich eindringende, viel interessierende philologische Forschungen Bentleys und ästhetische Erörterungen Drydens. Er zumal wird die klassische Verkörperung des Naturgenies; an ihn knüpft Youngs epochemachende Schrift On original composition (1759) an, in der Homer uns darum als Vorbild gerühmt wird, weil er uns den Pfad zur Natur, zur Selbständigkeit zeigen kann; an ihn Youngs noch erfolgreicherer Schüler Robert Wood, dessen Essay on the original genius of Homer (1769) gerade in Deutsch-

land den durchschlagendsten Erfolg hatte; war doch der vielgereiste Engländer in der Lage, aus eigener Anschauung Homers bodenständige Echtheit bewundernd zu bezeugen. Es sind ganz andere Töne schwärmender Begeisterung, mit denen der Sturm und Drang, die Göttinger, dieses ganze junge Geschlecht sich der poetischen Offenbarung Homers naht, als die aufrichtige, aber nüchterne Verehrung etwa Breitingers sie an den Altmeister aller Poesie gewandt hatte. Homer, hinter dem die Bibel oder gar Shakespeare erst nachhinken, verkörpert dem neuen literarischen Deutschland die zeugende Naturkraft, das Genie, das die Regeln schafft, statt durch sie gebunden zu sein, und das mehr und mehr zur segenspendenden Ausnahmestellung aufsteigt. Und die altübernommene theoretische Überschätzung des Epos, das dank der antiken Tradition in der Kunstlehre von jeher als die poetische Hauptgattung anerkannt war, trägt dazu bei, den größten Epiker zum größten Dichter an sich zu erhöhen.

So war es gegeben, daß im Göttinger Kreise gleich drei der Besten, Bürger, Voß und Friedr. Stolberg, um den Kranz des Homerübersetzers rangen. Den Sieg trug Joh. Heinr. Voß davon, der es namentlich bei der Odyssee verstand, sie zu einem deutschen Hausbuch nachzubilden. Dabei stützte ihn die gute Vertrautheit mit Theokrit, der auch in den Idyllen des rheinischen Stürmers Maler Müller weit kräftiger zu Worte kommt als in Geßners zarten duftigen Zeichnungen, und der wiederum zur Natur zurückzuführen verstand. Die den Griechen geläufigen Rufe in tyrannos werden von den Gliedern des Hains in literarischer Kopie, aber darum nicht minder feurig nachgeschrien, so wenig Deutschlands politische Verhältnisse diese Aufregung rechtfertigten: daß die Dichtung auf dem Erlebnis beruhen müsse, war keineswegs anerkannt. Antike Stoffe kommen im Trauerspiel wie in der parodistischen Ballade zu Wort; besonders aber im Melodrama, das, musikalisch reich ausgestattet, Ariadne, Medea, Proserpina zu effektreichen dankbaren Bühnengestalten umschafft. Und die Republik Platons, der mehr und mehr die trocknere Weisheit des Aristoteles zurückdrängt, erlebt eine derbe poetische Übertreibung

auf den glückseligen Inseln Ardinghellos, dessen Dichter, ein ἀνὴρ μεγαλόψυχος, dem „volle Existenz das höchste Gut der Welt“ ist, wiederum an Hellas sein universelles Künstlertum geschärft hat. Der Lehrer aber Platons lieh dem stürmenden Geschlecht seinen δαίμων, der namentlich für Goethe als der eigentliche Träger der innern Notwendigkeit großer geschichtlicher Persönlichkeiten gilt. Wohin wir schauen, die unglaublich reich sich entfaltende neue Kunst holt sich die beste Kraft aus dem klassischen Altertum. Dank dem Maienglanz der griechischen Sonne wächst in der Eichel der Keim, aus dem der gewaltige Eichbaum deutscher Kunst sich entfaltet.

Der Sturm und Drang, auf die Tat gerichtet, sieht das Genie gern in der Gestalt des Titanen, und Renaissancemenschen wie Klingers Simsone Grisaldo treten neben Prometheus, in dem sich für den jungen Goethe auf Shaftesburys Spuren der göttlich schaffende Künstler verkörperte. Der große englische Philosoph, der zuerst in der Neuzeit der Schönheit den gebührenden Platz in der Weltordnung anwies und der sie mit der Tugend zu versöhnen wußte, war ganz ein Zögling der Griechen. Graf Shaftesbury, eine Künstlernatur wie Plato, wird der entscheidende Vorbereiter unserer klassischen Ästhetik, die von Lessing bis auf Schiller in seinem milden, zugleich befeuernden und mäßigenden Banne steht.

Dank der erziehenden Macht von Hellas erkennt der Stürmer die „Grenzen der Menschheit“. Auf Goethes italienischer Reise vollendet sich unsre klassische — nicht klassizistische — Kunst; sie lernt es, die schäumende Kraft durch die Form in die Tat zu wandeln. Die Liebe zu Rom und seinen Kunstwerken wird ein dauernder Besitz deutschen Geistes, den es drängt, die mehr und mehr erkannte deutsche Schwäche der Formgebung an dieser geweihten Stätte der Kunst und Geschichte zu überwinden. Wie Goethe haben zahlreiche deutsche Künstler sich durch Hellas und Rom von der Manier zum Stil erzogen. Was wir von Iphigenie bis zur Pandora, ja bis zu Goethes Lebensende verfolgen, findet seine symbolische Darstellung in dem Helenaakt, der den Bund des

deutschen Kraftmenschen mit griechischer Geistesform gestaltet. Griechenland hat für Goethe gesiegt, seit er in Palermo homerisches Leben, homerische Natur in ihrer ganzen Fülle hat auf sich wirken lassen. Der dort erkannte Typus begleitet ihn in seine naturwissenschaftlichen Arbeiten wie in seine Dichtung. Das Ideal reiner Menschlichkeit schöpft er aus hellenischem Quell; dieser Trank erfüllt ihn mit der heiteren Diesseitigkeit, die doch niemals die Idee verleugnet, mit jener naiven Gestaltungskraft, aus der zumal die „Römischen Elegien“ und sein bürgerliches Epos erwuchsen und zu der Schiller bewundernd, fast beneidend aufsah.

Er war dem klassischen Geiste nicht minder verschrieben. Seine Gedankendichtung zumal sucht immer wieder die hellenische Kunst als einen Gipfel des vergeistigten und heroischen Menschentums auf und ist gesättigt von Beziehungen auf die hellenische Götterwelt. Seine ästhetische Erziehung holt sich wichtige Richtlinien in einer Geschichtsphilosophie, die sich an Hellas orientierte. Aber mit sentimentaler Sehnsucht blickt er zurück nach der entschwundenen Herrlichkeit, nach jener naiven ungebrochnen Einheit von Mensch und Natur, mit einer Sehnsucht, die noch viel leidenschaftlicher sein unglücklicher Landsmann und Schüler Hölderlin empfand, die noch bei Grillparzer und in der Romantik fortzittert. Der feindliche Dualismus des Hellenen und des Nazareners bereitet sich vor, der später in Heinrich Heine seinen wirksamen Künder findet.

Die Wissenschaft weiß das rechte Maß zu halten. Die beiden Männer, die den Neuhumanismus recht eigentlich begründet haben, Friedrich August Wolf und Wilhelm von Humboldt, unsern Klassikern beide eng verbunden, haben durch ihre reine Erfassung des griechischen Altertums seine Wirklichkeit den Gefahren sentimentaler Beleuchtung zu entziehen gewußt, ohne seine Höhe zu drücken, seine Harmonie zu verstimmen. Klassische Kunst und klassische Philologie haben zusammen gewirkt, um im humanistischen Gymnasium die Pflegestätte des deutschen Geistes zu schaffen, der das 19. Jahrhundert zum deutschen Jahrhundert κατ' ἐξοχήν gestempelt, ihm jene innere und äußere Größe verliehen hat, zu der wir, unwürdige, tief gesunkene Epigonen, aus unserer Schmach mit doppelter

Bewunderung aufschauen. Das Entscheidende ist der Sieg des Hellenentums über die lateinische Kultur, ein Sieg doppelt bedeutend in einer Zeit, da diese römisch-romanische Kultur im Revolutionspathos und im Imperium des neuen Cäsaren Weltgeltung zu erobern droht. Wie bedeutungslos erscheint die klassizistische Phase des Empirestils, der Neoklassizismus Lebruns, des Malers David, selbst des Halbgriechen André Chenier, neben dem deutschen Neuhumanismus, der für uns der reichste Quell nationalen Werdens und Schaffens geworden ist, weil griechische Art die deutsche befreite, nicht band: erst Seite an Seite mit diesem Bundesgenossen schüttelten wir das französische Geistesjoch entscheidend von uns. Der tapfere deutsche Ernst Moriz Arndt rühmt es den Griechen nach: „Wer in den Geist dieser Göttlichen eindrang, der ist aus der Knechtschaft gegangen und kann auch in Ketten nicht mehr Knecht sein."

Dieser befreiende Geist des Hellenentums blieb nicht auf ein Volk und Land beschränkt: er verkörperte sich wohl am augenfälligsten in der Gestalt des Lord Byron, der dankbar für die Freiheit von Hellas zu sterben wußte. Aber in voller Reinheit hat sich der neue Humanismus nur für Deutschland entfaltet. Er hat uns durch das 19. Jahrhundert begleitet; nicht mehr als Träger einer beherrschenden Geistesrichtung, aber doch stark genug, um immer wieder ein heilsames, rettendes Gegengewicht zu bilden zu dem Übermaß der zerstreuenden, materiellen, einseitig überspannenden Kräfte des modernen politischen, sozialen, auch wissenschaftlichen Lebens. An der griechischen Tragödie stärkte sich Heinrich von Kleist wie Grillparzer zum selbständigsten Schaffen, dort zu unerhörter nationaler Wucht, hier zu zarter, feiner Nachempfindung individuellsten Seelenlebens; die Wiedergeburt des religiösen Dramas im Sinne der Griechen hat noch Richard Wagner vorbildlich am Herzen gelegen. Der Führer der deutschen Romantik, Friedrich Schlegel, ging aus von den Schulen griechischer Dichtung, für die er der entdeckende Winckelmann werden wollte. Dionysos und Apollo stritten schon um die Seelen der Roman-

tiker. Die holdeste Süßigkeit hellenischen Geistes schmecken wir in Eduard Mörikes zugleich naiver und reifer Kunst. Mit Aristophanes und Pindar rang Graf Platen, der heiße Kämpfer für eine kühle edle Schönheit strenger Form, mit der er romantischer Auflösung nicht erfolglos entgegentrat. Bekannte sich doch noch Geibel zu ihm, der Freund und Landsmann des ausgezeichneten Archäologen Ernst Curtius, durch ihn und durch eigene Schau mit Hellas vertraut; er wird das Haupt der Münchner Parnassiens, die freilich ein schwächeres Gegenbild stellten zu der farbenreichen Kunst des französischen Griechenfreundes Leconte de Lisle, dem ein wissenschaftlicher Einschlag gleichfalls nicht mangelt. Bedeutend bestimmt durch wissenschaftliche Erkenntnis, mehr noch geleitet durch ein von hoher Sprachkunst getragenes Prophetentum, holt Friedrich Nietzsche sich nicht nur aus der Renaissance, die Jakob Burckhardt mit ihrem aristokratischen Geschlecht neu beschworen hatte, sondern auch unmittelbar aus dem griechischen Nährboden seines Geistes die aufrüttelnde Kraft, die den stolzen Adelsmenschen mahnt an seine Pflicht zum Führen und Schaffen, an seine Pflicht, der giftigen Lehre von der Gleichheit Herr zu werden, und die ihm zugleich den Mut einflößen will, den Pessimismus zu bezwingen, mit dem schon die griechische Tragödie siegreich ringt. Die aristokratische Mahnung zur strengen Form teilt mit dem Bildhauer Adolf Hildebrand namentlich Stefan George, dessen vornehme künstlerische Würde in ihrer stolzen Selbständigkeit gerade darum aus enger Gemeinde weiter wirkte, weil sie der Menge nirgend ein Zugeständnis macht. Diese Treue gegen sich selbst wohnt auch den Halbgöttern inne, die Spitteler zu den Bewohnern eines neuen epischen Olymps zu erheben wagte, und wieder klingt die Mahnung: „Laß uns anders werden als die Vielen!“, trenne dich nicht von dir selbst!

Wir dürfen getrost aussprechen: die Macht des Griechentums über deutsche Seelen war wieder im Steigen, bevor der Weltkrieg ausbrach. Auch in England hat man Verwandtes beobachtet. Dionysos und Apollon kämpften, durch Nietzsche besonders für die Jugend kraftvoll belebt, abermals um junge Herzen, und Dionysos war

keineswegs immer der Sieger. Die sehr glücklich entwickelte Wissenschaft vom Griechentum, der ebenso große Forscher wie herrliche Funde zugute kamen, zeigte die Alten, zumal die Hellenen, in einer so überraschenden Vielseitigkeit, in einer so strotzenden Lebensfülle, daß sich auch der Künstler und der Laie entschloß, sie anders zu sehen als in der ererbten klassischen Norm: als Träger hellsten Denkens und orgiastischer Mystik, als Meister nutzbarster Technik und weltentrückter Ideen, als Feinde und als Vorbereiter des Nazareners, einfach und verwickelt, verklärend und naturalistisch, bestrahlt von der heitern, aber sengenden Sonne Homers und umdunkelt von den Wolkenschatten hoffnungsarmen Leidens, in all diesen und vielen andern Färbungen und Brechungen waren sie im Begriff, sich wiederum zu einer zwingenden und bildenden Geltung zu entwickeln, fast so hoch und zuweilen noch lebensvoller als in den Tagen unserer klassischen Kunst. Und ihr inneres Maß siegte auch in diesem neuen Leben über die Greuel des Schicksals und der Leidenschaft. Von dem Reichtum dieser Einwirkungen zeugt vielleicht am stärksten unser neueres Drama, das antike Stoffe ganz erstaunlich bevorzugt, freilich bei verschiedenartigster Auffassung. Hier eine romantische Formfülle und -weiche, die seltsam um eine barbarisch maßlose, im Fürchterlichen und Krankhaften schwelgende Sagenauffassung sich schmiegt, wie bei Hoffmannsthal, dort eine bis zur Trockenheit spröde, theoretisch bedingte, höchst respektable Formstrenge, wie bei Paul Ernst; hier verstehende Liebe zu den vom Heros überschatteten Verkannten, wie bei Eberhard König und greller bei Zweig, dort entsprechend die Neigung, die großen Gestalten der homerischen Epen, das religiöse Heldentum der attischen Tragödie durch allzu menschliche Beleuchtung herabzustimmen und uns näher zu bringen, wie bei Gerhart Hauptmann und Schmidt-Bonn und Prechtl; dort das Hineindunkeln, ja -schreien moderner dumpf fatalistischer und pazifistischer Stimmungen wie bei Werfel und Hasenclever: alle grundverschieden und doch alle, die zurückschreiten in die Gestaltenwelt des Griechentums, die Achill und Odysseus, Klytämnestra und Elektra, Teukros, Thersites, Hekabe, Alkestis und

Antigone auf die Bühne rufen, unwiderstehlich von dem bildenden Gehalt erfaßt, der dieser wunderbaren Sage und Kunst in ewiger Jugend innezuwohnen scheint. Nicht einmal Frank Wedekind hat diesem Zauber widerstanden. Gerade die auffällige Vorliebe, mit der die Dramatiker des letzten höchst unklassischen Dezenniums in der griechischen Sage und Tragödie eingekehrt sind, ohne etwa den moderneren Euripides einseitig zu bevorzugen, bringt uns zum Bewußtsein, wie unverwüstlich diese Helden und Heldinnen uns als Urbilder der Menschlichkeit vor der Seele leben, uns immer wieder erlösend und sammelnd aus der verengenden Einseitigkeit und Parteilichkeit, aus der ideenlosen Diesseitigkeit des wüst erregenden oder müde abstumpfenden Lebens der Gegenwart.

Das Griechentum hat uns Deutschen den Blick und die Kraft für unser bestes Können gestärkt, für die „Persönlichkeit". Nicht jedes Gymnasium mag diesem Ziele zugeführt haben; immer taten's die Hellenen, wo nur eine empfängliche Seele aus ihnen Lebens- und Kunstgefühl zu schöpfen gewillt war. Unseres Volkes bester Teil ist heute schwer gefährdet. Noch vor zwei Jahren hätten wir für unmöglich gehalten, daß die rohen Lehren der Weltbeglückung, die für dumpfes Slawentum passen mögen, in Deutschland irgendwo offene Ohren und Herzen finden könnten. Wir haben uns bitterlich überzeugt, daß die Deutschen das reine, adlige Volk nicht mehr sind, das sie einst uns schienen. Der vornehme griechische Geist, der schon zwei- oder dreimal unser feinstes und eigenstes Sein entbinden half, tut uns wieder dringend not. Aber auch der „Römerpatriotismus", der feste Sinn für strenge staatliche Ordnung, den Goethe an den Römern und an den — Preußen schätzte, muß wieder stark in uns werden. Wie dürften wir daran denken, uns und unser geistiges Schaffen vom Altertum zu lösen? Wir brauchen die Alten mehr denn je, um uns selbst wieder zu finden.

Literatur. Eine zusammenhängende Darstellung bietet einzig das vielfach veraltete, aber noch unersetzte Werk von Curt Leo Cholevius, „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" (Leipzig

1854). Dagegen haben uns gerade die letzten Jahre eine Reihe besonders wertvoller Einzeluntersuchungen gebracht, unter denen ich Finsler, Homer in der Neuzeit (Leipzig 1912) und Borinski, Die Antike in Poetik und Kunsttheorie, Bd. 1 (Leipzig 1914) rühmend hervorhebe; auch Karl Heinemanns Zusammenstellungen, Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur, 2 Bde. (Leipzig 1920) wird man mit Gewinn heranziehen. Engere Gebiete noch schneiden heraus die Bücher von Süß über Aristophanes (Leipzig 1911), von Stachel über Seneca (Berlin 1907), von Brock über Hygin (München 1912) in ihren Einwirkungen auf die Nachwelt; an Horazens Nachklänge hat Stemplinger schon früher viel gelehrte Arbeit gewandt, und eine neue Studie steht in der Sammlung „Das Erbe der Alten" bevor, die mit vielen ihrer Hefte hierher gehört. Das stoff-, gedanken- und kombinationsreiche Buch von Maaß, „Goethe und die Antike" (Berlin 1912) verlangt Leser von kritischem Urteil.

Die Literatur der Romania.

Wer die Beziehungen des Altertums zur Literatur der romanischen Völker betrachten will, erfülle sich doppelt mit dem einfachen Sprichwort: „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe." Denn einmal ist die Romania sprachlich durchweg vom lateinischen Brote genährt; überall herrscht die Struktur des Lateinischen, und in mehr oder minder reichlicher Masse, in mehr oder minder gewandelter Form lebt sein Wortschatz. Da aber Sprache Denkform ist und Worte Kulturgut übermitteln oder für übermitteltes Kulturgut Zeugnis ablegen, so ist es eigentlich sinnlos, nach besonderen Einflüssen des Altertums auf die Romania zu forschen. Weil sie buchstäblich Tochtersprachen des Lateinischen spricht, ist sie in jedem Augenblick ihres Lebens, in jeder Schaffensphase ihrer Literatur — auch wo sie sich noch so weit von Rom zu entfernen scheint — unmittelbar von Rom beeinflußt, so wie Geschwister immer ihr mütterliches Blut in sich tragen und nie verleugnen, wie weit sie auch durch Sonderschicksale von der Mutter entfernt und untereinander getrennt werden mögen. Was diese Skizze festzustellen hat, sind also nur die Momente besonderer Nähe zwischen Mutter und Töchtern, gewissermaßen die Stunden unmittelbaren geistigen und herzlichen Verkehrs, wobei nie vergessen werden soll, daß er

vielleicht unwesentlich ist gegenüber der dunklen Gemeinschaft des Blutes. Und weiter. Man hört so oft, und gerade jetzt aus den Erbitterungen der Gegenwart heraus urteilen, die Romanen hätten vom Altertum „nur“ Lateinisches geerbt, das griechische Erbe sei den Deutschen zugefallen. Dem ist zu entgegnen, daß die Romanen nicht ein lateinisches Erbteil übernommen haben, sondern daß das Lateinische in ihnen buchstäblich fortlebt und fortwirkt als in Erneuerungen und Fortsetzungen seines eigenen körperhaften Daseins. Ererbt haben die Romanen daneben ein wenig Griechisches, weniger als die Deutschen, weil sie eben in ihrer Blutsverwandtschaft mit dem Lateinertum weniger aufnahmefähig sind für das Griechische als der Deutsche. Welchen Sinn aber hat es, Rom an sich niedriger zu bewerten als Hellas? Es hat andere Gaben ausgeteilt als dieses, geringere nicht. Lehrt nicht gerade die unmittelbare deutsche Gegenwart, daß Roms Gewaltigstes, sein Staatsgedanke, seine Staatsreligion, neben jedem andern Menschheitsgut, wenn nicht gar vor ihm unersetzlichen Wert hat?

Als romanische Dichtung zum ersten Male bedeutsam hervortritt, da gibt ihr der römische Staatsgedanke die eigentliche Prägung. In Frankreich liegt der Anfang der romanischen Literatur, Frankreich hat die längste Zeit hindurch die führende Rolle in ihr gespielt, nur einmal von Italien abgelöst, das freilich als Bringerin der Renaissance in kurzer Spanne Ungeheures leistete, und Frankreich ist wohl als der eigentliche Erbe Roms anzusprechen, weil es aufs zäheste und ausdauerndste, bald mit bewußtem Fanatismus, bald naiv unbewußt, den Staatsgedanken ins Zentrum seines Lebens stellte. Das bedeutendste französische Epos des Mittelalters, das Rolandslied, weist stofflich und den Sitten nach ins Germanische hinüber, und ein oberflächlicher Beobachter könnte wohl sagen, hier sei nur deutschem Gut romanisches Sprachgewand übergeworfen. Aber das Gedicht ist so durchtränkt von nationalem, ja nationalistischem Gehalt, daß dem staatlichen Leitmotiv gegenüber alles andere, Liebe wie Christentum, ganz zurücktreten mußte.

Und dies ist Roms Prägung, die für Frankreich maßgebend bleibt. Sie zeigt sich noch auf eine andere oft geschmähte, und, wie mir scheint, oft verkannte Weise: die Neigung zur Rhetorik, zur Geste ist im Rolandsliede schon stark, wie sie es bei den Lateinern häufig gewesen, bei den Romanen, und keineswegs nur den Franzosen, immer geblieben ist. Das Rhetorische hängt fraglos mit der Stärke des staatlichen Lebens zusammen: man fühlt sich den Volksgenossen gegenüber, auf dem Markt, in der Ratsversammlung, im Lager, und so gerät man ins Deklamieren und Gestikulieren. Aber wenn neben der großen Geste rechtfertigend die große Tat steht, und so ist es im Rolandslied, so war es oft genug in Rom, oft genug in Frankreich — dann sollte man vorsichtig sein mit dem Vorwurf „hohler Rhetorik" und sollte ohne schiefes Werturteil auf andere, nicht auf schlechtere Volkseigenart schließen, wo man reichlicherem und superlativerem Wortgebrauch begegnet als dem bei uns üblichen.

Handelt es sich in der Chanson de Geste um gedankliche Prägung germanischen Stoffes, so hat die Antike selber zu einer Reihe von Versromanen den Stoff geliefert. Die Aeneis Virgils, die Ars amandi Ovids, der Krieg um Troja, doch nicht dem Homer, sondern späten lateinischen Autoren entnommen, wurden in höfischen und galanten Schilderungen verarbeitet. Von Byzanz her flossen mit orientalischen und spätgriechischen Stoffen wohl auch versprengte Keime eigentlichen Griechentums zu. Die europäischen Literaturen schöpften dann alle aus Frankreichs Speichern. „Auf die Germanisierung Frankreichs folgt die Romanisierung Deutschlands", sagt Heinrich Morf in seinem prachtvollen Überblick der „Romanischen Literaturen".[1]) Die Germanisierung Frankreichs durch den deutschen epischen Geist ist eine Romanisierung eben dieses deutschen epischen Geistes gewesen. Ich zeigte es und kann es nicht nachdrücklich genug betonen, denn von solchen Germanisierungen Frankreichs ist auch in der Gegenwart wieder die Rede, und sie sehen genau so aus. Ebenso hat sich Deutschland wohl der französischen Vorräte und Vorarbeiten bemächtigt, aber romanisiert worden ist

es dadurch nicht. Gerade in der Bewältigung fremder Stoffe zeigt sich die Eigenart einer Literatur.

Auf didaktischem Gebiet steuert das Altertum Fabeln bei, und auch der allegorische Rosenroman, der räumlich und zeitlich so weite Nachwirkungen hatte, ist in dem idealistisch aristokratischen ersten Teile so gut wie in der plebejisch materialistischen Fortsetzung seiner Liebesbetrachtungen von antiken Einflüssen genährt. In den eigentlich belehrenden Büchern, in der Prosa, herrscht lange das Latein. Als dann das Französische auch hier vordringt, ist natürlich die Wirkung antiker Autoren, die man übersetzte, eine besonders starke.

Nicht abzumessen aber unverkennbar ist der Anteil des Altertums an der Entwicklung des Dramas. Gewiß ist das Kirchenspiel, das Mysterium, ganz aus der christlichen Kultübung entstanden, und man kann Sprosse um Sprosse verfolgen, wie es aus dem bescheidensten Tropus hervorgegangen ist. Aber einmal drangen doch in das lateinische Kirchenspiel, das dem neusprachlichen zugrunde liegt, sehr zeitig antike Reminiszenzen, und dann und vor allem entwickelte sich im Schoße des heiligen Dramas das profane, Posse wie Schauspiel, Farce, Sotie (Narrenspiel, satirischer Schwank) und Moralität. Und an diesen weltlichen Dramen hat das Altertum sehr stark mitgeschaffen. Der Spielmann, der Schwankstoffe zuführt, ist der Nachkomme des Mimus, die gelehrten Verfasser prunkten mit lateinischen Kenntnissen, Terenz und Plautus waren in den Klöstern immer gelesen, eine Art Komödienersatz, dramatische Erzählung in lateinischen Distichen, war nach alten Stoffen gedichtet worden, die Allegorien der Moralitäten knüpften an die der lateinischen Kirchenschriftsteller und diese wieder an die Allegorien der römischen Literatur an. Dieses Aufblühen und Umsichgreifen des mittelalterlichen Dramas ist keineswegs eine isoliert französische, vielmehr eine europäische Erscheinung, aber nirgends hat es so reiche und vielfältige Frucht getragen wie in Frankreich. Und hier ist es seltsam zu beobachten, wie allmählich ins mittelalterlich-kirchliche Gewebe antik-heidnische Einschläge

erst sich zu verirren scheinen, dann zahlreicher und absichtlicher gefügt werden und das Nahen einer neuen Zeit ankündigen. Erst etwa ist einmal vom Palast des Traumgottes in einem geistlichen Stück die Rede, und dann tritt in der Form des Mysteriums neben Passion und christliche Historie der Jeanne d'Arc ein Mysterienspiel vom trojanischen Krieg. Der in Italien geborene Humanismus wird zum Riesen und reckt sein Haupt über die Alpen. Während in Frankreich nach den grandiosen Leistungen des 11.—13. Jahrhunderts ein teilweiser Stillstand und Rückgang erfolgt — was die Rhétoriqueurs vom Altertum übernahmen, ist nun wirklich im überwiegenden Maße Rhetorik, Worthäufung also, ohne daß Gefühl, Gedanke, Tat dahintersteht —, schickt sich Italien an, die literarische Führung nicht nur der Romania, sondern des Abendlandes zu übernehmen.

Mehr als ein Jahrhundert später als das Französische hat sich das Italienische offenkundig durch ein erhaltenes Schriftstück vom Lateinischen abgelöst. Das älteste französische Dokument, der französische Text der Straßburger Eide, stammt aus dem Jahre 842, die älteste italienische Urkunde, die privater Natur ist, aus dem Jahre 960. Die Sprache des Volkes, des Volgare, stand eben dem Lateinischen so nahe, daß sie nur seine verderbte Wiedergabe, keine wirkliche und selbständige Neubildung zu sein schien. Von süditalienischen Volksliedern abgesehen, fehlt eine spezifisch italienische Literatur noch lange Zeit nach jener urkundlichen Bezeugung des Volgare. Was dann hervortritt, ist weder unmittelbar italienisch noch unmittelbar antik, sondern Nachahmung französischer Kunst. Vom Norden her brachte der Spielmann die französischen Epenstoffe ins Land, und gleichzeitig fand die kunstvolle Lyrik der südfranzösischen Troubadours Einlaß, vom Süden her stieß das Lied des Troubadours aus Palermo vor, vom Hofe Friedrichs II. Dantes Lyrik lehnt sich an die Provenzalen. Zugleich aber ist er aufs engste dem Altertum verbunden. Er hat die gesamte mittelalterliche Philosophie in sich aufgenommen, die sich auf die Antike stützt, er ist in seinen politischen Plänen und Schwärme=

reien nicht nur Christ, sondern Römer, er setzt sich sprachlich mit dem Lateinischen auseinander — die Abhandlungen zur Politik und zur Sprache sind lateinisch geschrieben —, und in seinem eigentlichen Lebenswerk führt Virgil, führt die antike Weisheit den Wanderer durch Inferno und Purgatorio, erst im Paradies geleitet ihn Beatrice.

Ist Dante, der, hart an der Schwelle der italienischen Literatur stehend, durch all die Jahrhunderte ihre größte Erscheinung geblieben ist, der größte Epiker der christlichen Aera überhaupt und ihr Homer — ist Dante deshalb als Humanist oder gar als Renaissancemensch anzusprechen? Der Renaissanceforscher Konrad Burdach behauptet es, und eine größere Begriffsverwirrung ist kaum denkbar. Freilich erklärt sie sich aus einer berechtigten Reaktion. Man hatte den geistesgeschichtlichen Ablauf lange so aufgefaßt, als sei durch die Jahrhunderte des Mittelalters hindurch das Altertum ganz verschüttet gewesen, ganz ohne Wirkung auf die Kultur der Zeit, und als sei es dann plötzlich aus dem Grabe erstanden, als habe es plötzlich und wunderbar seine „Wiedergeburt“ gefeiert, nachdem die Humanisten mit einem Ruck den Grabstein fortgewälzt hätten. So aber haben sich die Dinge ganz und gar nicht zugetragen. Wie stark das Altertum im ganzen Mittelalter weiterlebte und fortwirkte, zeigt meine Skizze für ein Teilgebiet und zeigt sich ungemein deutlich auf allen Gebieten. Wenn der ein Humanist ist, der der menschlichen und heidnischen Weisheit, der der geistigen Summe des Altertums ihr Recht läßt neben der himmlischen Wissenschaft der christlichen Theologie, dann sind alle Gelehrten und alle Kunstdichter des Mittelalters Humanisten gewesen, und die Kirche selber war stark humanistisch gestimmt, denn sie stützte ihre Lehre gern auf die antike Philosophie, sie rief gern den heidnischen Weisen zum unbefangenen Zeugen für ihre Grundsätze an. Legte er dies Zeugnis nicht leichthin und gutwillig ab, so wandte man die kleine Tortur allegorischer Auslegung an und kam rasch zum erwünschten Ergebnis. Die freilich zum großen Teil und besonders mit ihren

griechischen Schätzen eingesunkene Antike war also durchaus nicht tot, stand auch in keinem Widerspruch zum Christentum, wurde auch nicht ernstlich von ihm verfolgt, leistete ihm vielmehr mächtige Dienste, meist gutwillige und manchmal erzwungene. Und so ist es nun auch bei Dante. Er ist nur deshalb ein so gewaltiger Epiker, nur deshalb dem Homer zu vergleichen, weil er so ganz fest und einheitlich der Weltanschauung des Mittelalters hingegeben ist, weil er das Mittelalter geradezu in sich verkörpert, weil er bei allem Scharfsinn den kindlich unerschütterlichen Glauben besitzt, mit kindlicher Genauigkeit in Hölle und Himmel so sicher Bescheid weiß wie auf Erden. Zu seinem Weltbild hat viel antike Bildung beigesteuert, aber sie hat keinen Gärungsstoff hineingetragen, sondern sich dienend dem alles beherrschenden und zusammenfassenden katholischen Glauben untergeordnet. Will man das Humanismus nennen, so war freilich Dante, war das ganze Mittelalter humanistisch, und so hat man einen Begriff, mit dem in seiner Weitmaschigkeit nichts anzufangen ist.

Aber der eigentliche Humanismus, der umgrenzte und erfüllte, sieht anders aus. Er entwickelte sich in Italien. Francesco de Sanctis stellt in seiner Petrarca-Studie etwas spöttisch dem männlich streitbaren Bilde Dantes das feminine Porträt Petrarcas gegenüber. Sehr zu Unrecht! Der weiche Petrarca hat schwerere Kämpfe zu durchfechten gehabt (und einige siegreich durchfochten) als Dante zeit seines Lebens. Der weiche Petrarca hat nicht mehr die christlich mittelalterliche Glaubensgewißheit besessen, er fühlt oft keinen Boden unter den Füßen, fühlte sich vorwärtsgetrieben ins Neue, Ungewisse, flüchtete angstvoll zurück zur Mutter Kirche und mußte doch wieder vorwärts. Denn er war ein Humanist und ein Renaissancemensch, der eigentliche und erste, in dem sich zusammenschloß, was vorher an Humanismus und Renaissance geworden war und der der Ausgangspunkt der beiden seltsam verschlungenen Bewegungen wurde. Das Neue war dies. Man hatte sich mehr und mehr an das Altertum hingegeben. Was dazu führte, war wieder der römi-

sche Staatsgedanke, war italienischer Patriotismus. Man kämpfte um die römische Rechtsordnung dem eingedrungenen „Barbarenrecht" gegenüber, man berauschte sich an der einstigen Größe Roms inmitten der Jämmerlichkeiten des gegenwärtigen zerrissenen Italiens. Man wälzte nicht plötzlich einen Grabstein fort, denn die Antike war ja nie ganz begraben gewesen, aber man befreite die Verschüttete immer mehr, man belebte durch eigene patriotische Herzenswärme die Erstarrte, bis sie ganz befreit und ganz lebenswarm inmitten der Gegenwart stand und nun freilich der Kirche nicht mehr demütig diente, sondern ihr als selbständige und somit notwendig feindliche Macht entgegentrat. Der eigentliche Humanismus ist in dem Augenblick gegeben, wo sich das Altertum von der Kirche trennt. Der Bruch ist kein absichtlicher, sondern ein schicksalsmäßiger; er geht mitten durch Petrarcas Herz und Schaffen, er scheidet Mittelalter und Renaissance. Und das ist nun das Merkwürdige und schwer zu Erfassende des großen Vorgangs: Während der Humanismus als Befreier und Verselbständiger des Altertums der Renaissance den Weg gebahnt hat, ist er selber erst ganz erfüllt worden eben durch die Renaissance. Denn während er nur das Verhältnis des mittelalterlichen Menschen zur antiken Wissenschaft und Dichtung ausgestaltet, gerade hieraus freilich dem ganzen Menschen Freiheit zu irdischem Lebensgenuß gewinnend, bedeutet die Renaissance das Freiwerden des ganzen Menschen von der Fessel des Dogmas, von der starren Blickrichtung auf das Jenseits, seine Wiedergeburt für die Erde überhaupt. Sie lenkt ihn zur Natur, zur Wissenschaft, zur Kunst, zu jeglichem Ausbau und Genuß der Persönlichkeit. Der Humanismus hat Persönlichkeit im Altertum gefunden und damit der Renaissance den Weg gewiesen; die Renaissance hat die Persönlichkeit freigemacht und damit den Humanismus befreit und erfüllt.

Dante, der gewaltigste Dichter des Mittelalters, hat Wirkung über Italien hinaus kaum gehabt und ist selbst in Italien einsam geblieben. Petrarca, der weitaus geringere Gestalter,

aber der schwankende, ringende Führer ins Neue, ist von unendlicher Bedeutung für das gesamte Europa geworden. Freilich hat seine gelegentliche Schwäche, ein allzu künstliches und kaltes, spielerisches Formen bisweilen stärker gewirkt als seine Größe: unter Petrarkismus versteht man ein graziöses übertreibendes Gehaben und nicht das schmerzvolle Ringen mit großen Gefühlen und Problemen und die ehrliche Herausstellung des eigenen Ich. Neben Petrarca mutet sein ergebener und fast demütiger Freund Boccaccio nicht klein, aber kindlich an. Doch sind von ihm kaum geringere Wirkungen ausgegangen als von Petrarca selber: sein Decamerone hat die italienische Prosa geformt und der klassisch-lateinischen Prosa verbunden; sein Decamerone ist auch für die übrige Romania Vorbild klassisch-antikisierenden Erzählens geworden. Daß beide Männer, Petrarca wie Boccaccio, sich nicht ausschließlich auf das Lateinische stützten, sondern auch erste Beziehungen zum Griechischen aufnahmen, daß Petrarca, mehr ahnend als erkennend, für Plato gegen die Alleinherrschaft des Aristoteles auftrat, hat seine besonderen Früchte getragen.

Die Dichterkrönung auf dem Kapitol verdankte Petrarca seinen lateinischen Werken, die er auch selber hoch über den Canzoniere stellte. Die Humanisten, die nach ihm kommen und ihn an Kenntnis lateinischer Autoren und in gelenkiger Nachahmung lateinischer Klassik übertreffen, lassen das Italienische fast mit Verachtung als Sprache des gemeinen Volkes liegen. Sie selber sind Römer, schreiben, reden, dichten lateinisch und glauben so sich ihrer eigentlichen Muttersprache zu bedienen. Auch das Griechische findet entschiedenere Beachtung, in Florenz erhält es ein Katheder, und schließlich ersteht dort jene platonische Akademie, die die reinsten Gedanken der Renaissance ans Licht gebracht hat. Das Italienische dient eine Zeitlang im wesentlichen nur den volkstümlichen Hervorbringungen; als sich dann aber die ernste und künstlerische Literatur seiner wieder bemächtigt, kommt es ihm reichlich zugute, daß man so tief in die Antike zurückgetaucht war.

Sannazaro, der Lyriker, baut die Idylle des Altertums aus, Ariost, der Epiker, ist freilich ganz in der bunten mittelalterlichen Welt der französischen Epik auf germanischer Grundlage zu Hause, aber mit höchstem Recht betont Morf, daß an diesem Kunstwerk „das Altertum beteiligt“ sei, daß es den „Schönheitssinn entzündete“ und die „Phantasie bereicherte“. Er hätte hinzufügen können, daß es die völlige Freiheit rein künstlerisch heiteren Gestaltens und genußvollen Spielens schenkte. Bedeutender als Lyrik und Epik wird die Dramatik in ihrer Wirkung auf die Weite. Nur in dieser Fernwirkung freilich, denn den Italienern selber ist kein Bühnenwerk geglückt, das sich ihren Schöpfungen in andern Gattungen zur Seite stellen könnte. Die Humanisten bemühten sich um das antike Drama, Tragödie wie Komödie. Das Jahr 1515 brachte die erste moderne Tragödie antiker Gestaltung, die „Sophonisbe“ Trissinos, nach griechischem Muster, aber aus livianischem Stoff geformt. Doch blieb das Griechische naturgemäß immer das Seltenere und Fremdartigere. Der Italiener hielt sich an Rom, und eigentliches Vorbild der Renaissancetragödie ist Seneca gewesen. Ihm folgte Giraldi, ihm folgten später die Franzosen. Freiere Fortbildungen glückten im Komischen, die Intriguenkomödien Ariosts, Machiavellis und anderer sind ganz italienisch und doch wieder ganz antik. Derart, daß die französische Renaissance hernach, als sie die antike Komödie der mittelalterlichen Farce entgegenstemmt, Terenz und Plautus predigt und die modernen Italiener als Muster aufstellt. Mitteninne zwischen Tragik und Komik steht das rührende, feine, heiter versöhnliche Hirtenstück, an die römische Ekloge geknüpft, ein wenig dekadent, parfümiert und ebenso unländlich wie sie. Da geht der Weg von Sannazaro zu Tasso und Guarini, und am Ende des 16. Jahrhunderts führt er über die dramatische Hirtendichtung hinaus zur Oper (zur „Dafne“). Doch über all den dichterischen und literarischen Ergebnissen der italienischen Renaissance steht an Weltwirkung ein historisch-politisches: das Werk Machiavellis. In ihm nicht anders als in den Dichtern

mischt sich unlöslich das Blut des alten Roms und des neuen Italiens, aus ihm spricht Rom stärker als aus den anderen, weil der Staatsgedanke in ihm brennt, aus gleichem Grunde aber spricht auch seine eigene Zeit um so unmittelbarer aus ihm, denn ihn foltert ihre politische Ohnmacht. Die Sehnsucht nach dem Staat um jeden Preis ist seine Peitsche. Die große Persönlichkeit, die den Staat schafft, hat vor keinem Mittel zurückzuschrecken, der Staat ist das an sich Notwendige, das alles Rechtfertigende und Heiligende, die Gottheit, freilich auch der Moloch der seelenlosen Masse. Machiavellis Werk ist ein Werk der Sehnsucht. Im Italien des 16. Jahrhunderts hat es keine Erfüllung gefunden. Der mächtigen Befreiung folgte neue Kettung der Geister. Die Gegenreformation drückte das Heidentum zu Boden, der Humanismus, der zur Befreiung mächtig geholfen hatte, schmiedete neue Fesseln aus klassizistischen Regeln. Aber die italienische Renaissance, die der Freiheit und Wahrheit immer durch das Medium der Schönheit gedient hat, ist auch in Schönheit gestorben, denn als ihr Sterbelied kann man Tassos „Jerusalem“ ansehen. Auch in ihm lebt ariostische Freude am Fabulieren, auch er greift ins Mittelalterlich-Romantische und ist doch antik gerichtet, ja er nimmt sich Virgil zum Muster; aber dann zerren Skrupel verengter Ästhetik und Gläubigkeit an ihm und verengen sein Werk. Die Zeit der italienischen Führung auf dem geistigen Gebiete der Romania geht vorüber, nachdem Italien eine Weile vom aufgespeicherten Ruhme gezehrt hat, die Herrschaft fällt aufs neue Frankreich zu, und diesmal dauernd, denn von dem spanischen Blühen ist Frankreich nur bereichert und nicht verdunkelt worden. Und so ausgesprochen ist diese Führung, daß man in der Folgezeit innerhalb der Romania (über und neben den Einflüssen der italienischen Renaissance) überall auf französische Muster stößt, ungleich häufiger als auf das gemeinsame antike Vorbild.

Unter dem Gesichtspunkt dieser Skizze läßt sich somit knapp zusammenfassen, was von der außerfranzösischen Romania weiter zu sagen ist. Für Italien bleibt das Verhältnis zum Al-

tertum, zum mütterlich-römischen vor allem, auch nach dem Versiegen der großen schöpferischen Kraft, wenn nicht der Stärke, so der Art nach das gleiche. Die Erinnerung an das alte Rom ist Trost, Ansporn, Gegengift. Trost und Ansporn im politischen Sinn, erst im Ertragen der Zerrissenheit, danach im Kampf für die Freiheit, wo dann der römische Staatsgedanke wirksam ist; Gegengift, wo spanische oder französische Einflüsse das Sonderwesen Italiens allzusehr antasten. Sucht man in der sterilen und verkünstelten Literatur des 17. Jahrhunderts einen lebendigen Zusammenhang mit der Antike, so findet man ihn im Wissenschaftlichen, bei dem philosophischen Märtyrer Bruno. Die eigentliche Literatur gerät unter den Druck Spaniens. Wenn dann das 18. Jahrhundert Befreiung von dieser Fremdherrschaft bringt, so doch wieder unter fremder: unter französischer Führung. Aber Selbstbesinnung greift, wenn auch nur zögernd, auf die Antike zurück. Die Akademie der Arcadia sucht Anschluß an die Dichtung des Altertums zu gewinnen und pflegt das vaterländische Empfinden. Maffeis „Merope“ stützt sich auf das Griechentum, ist freilich stark genug französisch belastet; Alfieri kämpft erbittert gegen Frankreich, von dessen Vorbild er sich doch auch nicht befreien kann, und macht antike Helden zum Sprachrohr seiner patriotischen Gesinnung. Mit stärkerem dichterischem, vor allem lyrischem Können nimmt sich Metastasios Dramatik der Antike an. Auf epischem Gebiet hielt es Parini mit dem Altertum in Ablehnung Frankreichs. Montis Iliasübersetzung im Anfang des vorigen Jahrhunderts legte mehr Zeugnis ab für eine neue klassizistische Modewelle als für die Überzeugung des vielseitigen und im Grunde gesinnungslosen Autors. Der Aufschwung, der dann zur endlichen Einigung Italiens führte, brachte wieder manchen Zusammenklang mit der Antike. Foscolo, der Romantiker, der sich auf „Werther“ stützte, hatte mütterlicherseits griechisches Blut in den Adern, ließ griechisches Wesen in seine Kunst einfließen, war aber auch durchaus politisch gerichtet. In Leopardi ist viel Altertum, und Carducci wandte sich dem alten

Rom wie seinem Vaterlande zu. Der gefeiertste Ästhet des neuen Italiens, D'Annunzio, der während des Weltkrieges heroische Klänge mit gleichem Virtuosentum fand wie vorher lustvolle, ist stark französisch, ist auch intereuropäisch gerichtet, weiß aber doch seine Verwandtschaft mit der Antike zu betonen. Das Bewußtsein der Verbundenheit mit dem alten Rom kann eben in Italien niemals verlöschen und wird auch von denen nicht ganz zu Unrecht verkündet, die als Persönlichkeiten nicht gerade wie alte Römer wirken.

Sehr viel schwächer sind die unmittelbaren literarischen Zusammenhänge der iberischen Halbinsel, Spaniens wie Portugals, mit dem Altertum, so zeitig auch die Latinisierung Spaniens vor sich ging, und so nahe diese Sprachen dem Latein stehen. Man stößt hier immer wieder auf französische und italienische, nur sehr selten auf direkt antike Einflüsse. Die französische Chanson de Geste war das Vorbild ältester kastilischer (mittelspanischer) Epik, die östliche Küste, Katalonien, war südfranzösisches Sprachgebiet und von provenzalischer Troubadourdichtung erfüllt, die Westküste, Portugal, entwickelte eigenen Minnesang -- nach provenzalischem Muster. Der Einfluß Frankreichs auf alle literarischen Gebiete hielt an, bis ihn der Einfluß Italiens ablöste. Nicht als hätte es Spaniern und Portugiesen an eigenen Tönen gemangelt — sie haben starke Eigenart —, aber sie gingen bei ihren romanischen Geschwistern in die Lehre und kaum jemals bei der lateinischen Mutter. Natürlich bringt die italienische Renaissanceliteratur viel Antikes mit sich, ist als Humanismus kaum ganz vom Altertum zu trennen; aber wo Spanien und Portugal von italienischem Humanismus und italienischer Renaissance lernen, da ist doch eben kein unmittelbares Verhältnis zur Antike festzustellen. An Camões Lusiaden, die Vasco de Gamas Fahrt schildern, hat Virgil großen Anteil, aber Ariost desgleichen. In der gelehrten Prosa hat das Lateinische lange geherrscht. Aber der Dichter des bedeutendsten spanischen Prosaromanes, Cervantes, hat sich an den Italienern gebildet. Der Ritterroman,

über den im „Don Quijote“ der Stab gebrochen wird, stammt aus Frankreich, der Hirtenroman, den Cervantes schont, ist italienischen Ursprungs. Beide Romangruppen hat Spanien so mächtig und eigenartig ausgebaut, daß es mit „Amadis“ und mit Montemayors „Diana“ der Romania und dem gesamten Abendlande vielfältig das Übernommene zurückgab. Und ganz aus eigenem fügte es die dritte Romangruppe der pikaresken, der Schelmenerzählung hinzu, die im „Lazarillo de Tormes“ ihren Anfang nahm, die am „Don Quijote“ mitgearbeitet, und die Weltwirkung gefunden hat. Überall ist autochthone Kunst, Mischung aus Stammeswesen, zeitiger Latinisierung und maurischem Zusatz, überall ist romanische Einwirkung, und durch sie, durch das Medium italienischer und französischer Beeinflussung, erneuter römischer Einfluß — aber unmittelbare Einwirkung des Altertums fehlt fast immer. Wie im Roman, so ist es im Drama. Seneca ist ein Spanier gewesen, die älteste lateinisch und spanisch geschriebene (heilige) Dramatik des Landes ist mit Frankreich in Beziehung zu setzen, später zeigt sich im weltlichen Theater italienische Einwirkung, antike wiederum, lateinische wie griechische, nur sehr schwach; aber die Blüte der spanischen Dramatik, Lope de Vegas und Calderons Werk und das mehrerer anderer keineswegs verächtlicher Dichter, ist im wesentlichen national. Lope hat ausdrücklich die Regeln der antiken Dramatik abgelehnt, Calderon, der strengere, tiefere, ernstere, gläubigere, ist ihm im Technischen gefolgt. Das Festhalten am Katholizismus und an der alten Sitte gibt der iberischen Halbinsel eine große Einheitlichkeit der Entwicklung. Spanien hat die neue Welt erschlossen und ist innerhalb der alten die eigentlich unwandelbar alte und mittelalterliche geblieben. Die langen Zeiten der Erschöpfung, die auf Spaniens politische und literarische Großmachtstellung folgten, zeigen seine Dichtung zum wesentlichsten Teil unter französischem, daneben unter italienischem Einfluß, anderes europäisches Gedankengut wurde meist durch Frankreich vermittelt. Französisch ist der Klassizismus der toten spanischen Zeit, französisch der Wurzel nach die spa=

nische Romantik, die mit dem politischen Aufschwung Hand in Hand geht. Und was in den letzten Jahrzehnten entstand, war immer wieder, so weit ihm fremde Anregung zugrunde lag, vor allem gegen Paris hin orientiert. So ist das Ergebnis dieses Überblicks für Spanien ein fast negatives, wofern man sich nicht das Sprich- und Leitwort des Eingangs vor Augen hält.

Ein durchaus und völlig negatives aber ergibt die Betrachtung der ostromanischen Entwicklung, und muß es auch ergeben. Das kleine Rätien, Graubünden im besonderen, hat keine einheitliche Schriftsprache, keine eigentlich eigene Kunstliteratur hervorgebracht. Volkslieder und Sagen sind aufgezeichnet worden, und deutsche (schweizerische) und italienische Kultur und Dichtung hat auch einige rätische Früchte gezeitigt. Der germanische Einfluß überwiegt. Das größere Rumänien war der Überflutung durch östliche Kulturen allzulange und allzu wehrlos ausgesetzt, es hat wohl auch soviel Blutmischung erfahren, daß ihm außer der römischen Grundstruktur seiner mit östlichen Bestandteilen stark durchsetzten Sprache nichts Römisches geblieben ist, ja weniger als nichts: eine seltsame Verkennung, Verzerrung und Anmaßung. „Eigentlich", sagt Gaster in seiner Geschichte der rumänischen Literatur[2]), „müßte die rumänische Literatur in Zusammenhang mit der altslawischen und bulgarischen, später der russischen, sowie im Zusammenhang mit der neugriechischen und modernen italienischen und französischen behandelt werden... Das richtige Verständnis ... wird nur auf diesem Wege erzielt werden können." Das rumänische Schrifttum hat, den Schicksalen des Volkes entsprechend, von seinem Anfang in der Mitte des 16. Jahrhunderts an bis in den Beginn des 18. unter slawischer, dann bis in die ersten Jahrzehnte des 19. unter neugriechischer Führung gestanden, und in all der Zeit hat das slawische Alphabet fast durchweg geherrscht. Erst die jüngste Entwicklung brachte die Rumänen zum Westen in unmittelbare Beziehung. Aber schon die ältesten Chronisten hielten sich mit mehr Stolz als Berechtigung für die wahren Söhne der alten Römer, und an den römischen Staatsgedanken

klammerte man sich. Er wurde für das geistliche Rom, für die römisch-katholische Kirche dienstbar gemacht, er wurde dann rein politisch-patriotisch gebraucht und richtete nun Verheerungen an. Sprache und Literatur sollten gereinigt, sollten römisch werden und dem östlich-bunten, vielfältigen und unlöslichen Wesen des Rumänischen geschah schwerer Abbruch. Das 19. Jahrhundert brachte nationale Selbständigkeit, Firnisbildung, die man in der Hauptsache aus Paris bezog, und Großmannssucht, wenn es auch an einigen ehrlichen und echten Schöpfungen nicht gefehlt hat. Daß das Lateinertum viel betont wurde, versteht sich.

Der römische Staatsgedanke, mit dem das Balkanvolk ein Operettenspiel trieb, hat seine machtvollste und einzig gleichmäßig dauernde Verkörperung in Frankreich gefunden. Römisches Staatsgefühl hat den germanischen Rolandsstoff zur französischen Chanson de Geste geprägt; römisches Staatsgefühl drückt sich in der französischen Renaissance stärker aus als in der italienischen, in Frankreich findet Machiavellis Sehnsucht Gestaltung, und Staatlichkeit ist das Signum der französischen Renaissance. In einer Studie über das italienische Fremdwort im Französischen zur Zeit der Renaissance[3]) wies ich auf die Gefahren bestimmter Herkunftsangaben hin, wie etwa: dies Wort stamme aus dem Italienischen, jenes direkt aus dem Lateinischen, ein drittes aus dem Spanischen. Dem romanischen Sprachgut, das damals den Franzosen zuströmte, ist es nicht immer anzusehen, ob es unmittelbar antike Gabe, oder ob es durch italienische oder durch spanische Hände gegangen ist. Und wie um das Wort, so steht es um Stoff und Gedanken. Vieles hat Frankreich durch Italien erhalten, es ist aber auch, von Italien angeregt, selber zu den Alten vorgedrungen. Und nun ist es so ungemein charakteristisch, daß man sich in Frankreich nicht lange beim Lateinschreiben aufhielt, ja auch nicht allzu lange mit dem Nachahmen der Alten begnügte: vielmehr sehr bald mit leidenschaftlichem Stolz neues französisches Gut zu schaffen suchte. Der gleiche lateinische Grundzug stark nationa-

len und politischen Empfindens dürfte im letzten verursacht haben, daß die Reformation, die in Deutschland dem Humanismus entwuchs, und der Frankreich die Ostgrenze bot, hier keinen dauernden Erfolg zu erringen vermochte. Die Religionsfrage wurde zur politischen, zur Machtfrage, es ging darum, ob sich ein Staat im Staat aufbauen sollte, und gerade aus diesen Kämpfen erstand das zentralistische Gefüge des absoluten Königtums.

Die Geschichte des antiken Einflusses, des französischen Humanismus und der französischen Renaissance schreiben, heißt kaum etwas anderes, als die Geschichte der französischen Literatur im 16. Jahrhundert überhaupt darstellen. Überall führt das Altertum den Franzosen neue Kraft zu, neben Rom wirkt auch Griechenland ein. Gräzistische Studien spielen in den ersten Jahrzehnten eine große Rolle, dem Griechischen und Hebräischen vor allem, den neuen Altertumsforschungen, errichtete Franz I., von Budé gedrängt, das Collège de France. Es hat durch alle Jahrhunderte der anfänglichen Aufgabe Treue gehalten, für die Erweiterung des geistigen Horizontes einzutreten, wo die Sorbonne ängstlich am bewährten oder gewohnten Alten hing. Die Gründung des Collège de France bedeutet die königliche Anerkennung, bedeutet die staatliche Zusammenfassung der vielen bereits geleisteten Humanistenarbeit, die mit Leidenschaft weiter betrieben wird. Übersetzungen leiten das Neue ins Französische über. Aber am Übersetzen tut man sich nicht genug. Die neue Dichterschule der Plejade will Eigenes schaffen. Ihr Programm, Du Bellay's „Défense et Illustration de la langue française“, fordert ausdrücklich eigene französische Schöpfungen im Sinne der Antike. Dabei bricht sie freilich in all der fanatischen Konsequenz, die den Franzosen des öftern im Guten wie im Bösen charakterisiert, ganz und gar mit der eigenen französischen Vergangenheit: Marot, der vorsichtig die Vereinigung neuer und alter Kunst angestrebt hatte, ist kein Dichter, die ganze Schöpfung des Mittelalters ist barbarisch, das alte französische Theater verächtlich. Ron=

sard muß die Lyrik von Grund auf neu schaffen, in Anlehnung an das Griechentum, wobei es denn nicht ohne Zwang und lebensunfähige Gewaltsamkeiten abging, und schließlich blieben doch lateinische und italienische Anregungen wirksamer als griechische. Auf dem Felde der Prosa war Höchstes im Renaissancesinne schon geleistet, als das Manifest erging. Margarete von Navarra, Franz I. geniale Schwester, ist im gleichen Jahre 1549 nach reichem Lebenswerk gestorben. Sie hat die ganze Bildung ihrer Zeit in sich aufgenommen, hat sie beschützt und gefördert. Sie hat zum Platonismus wie zur Reformation Beziehungen gehabt, und ihr berühmtestes Werk, das Heptameron, dankt dem Decamerone, dankt den Italienern reichlich so viel als der Antike. Calvins „Institution chrétienne" lag in französischer Fassung seit 1541 vor, auch sie im Humanismus wurzelnd, und von gewaltiger Wirkung auf Frankreich, wenn auch, wie gesagt, die Reformation an der Grundeigenschaft des französischen Geistes scheiterte. Und ebenso war um die Zeit des Manifestes Rabelais' Lebensarbeit bereits zum größten Teil getan: zu „Pantagruel" und „Gargantua" war 1546 das „Tiers livre" hinzugekommen. Zwischen Calvin und Rabelais öffnet sich die Kluft, die Reformation und Renaissance trennte; bis dahin hatte man sich im Humanismus, in dem Erwachen neuer Geistigkeit eins gefühlt. Nun gehen Jenseits- und Diesseitswege auseinander. Den Kampf gegen das Mittelalter, gegen Engen des Katholizismus haben Calvin und Rabelais gemeinsam geführt. Aber Calvin schritt der strengsten Lebensauffassung entgegen, Rabelais der sonnigsten; Rabelais absout la nature par la vie, Calvin la condamna par le mal, drückt es Lanson [1]) in seiner meisterhaften Prägnanz aus. In Rabelais' Werk ist die Bildung zweier Zeiten: des Mittelalters und der Neuzeit. Er ist Humanist im unerfüllten Sinne des Mittelalters und im erfüllten der Renaissance, er ist Renaissancemensch durch und durch im Willen zum Leben und zur Entfaltung, im Kampf gegen die alten Fesseln des Katholizismus und später gegen die neuen Ketten der Reformation, in seiner Schulung an Grie-

chen und Italienern; und doch ist er auch wieder in seiner Formlosigkeit, seiner Derbheit und Expansion ganz mittelalterlich, man möchte sagen: mehr befreites Mittelalter als Neuzeit. In Italien folgte auf Ariost: Tasso, Glaube auf Unglauben, nachdem die Gegenreformation ans Werk gegangen; in Spanien folgt mindestens Glaubensstrenge auf ruhigeren Lebensgenuß: Calderon auf Lope. In Frankreich folgte auf Rabelais Montaigne. Der Skeptiker auf den Diesseitsgläubigen, der gelassen Vorsichtige auf den Stürmischen, der Formende auf den Formlosen. Altertum und Renaissance haben an dem späteren und stilleren Werk der „Essays" mitgeformt wie an Rabelais' unbändigem Roman.

Lyrisch, episch, wissenschaftlich hat die französische Renaissance Gewaltiges geleistet; dramatisch hat sie versagt, mußte sie versagen, und hat doch gerade hier den Weg zu einem Gipfelpunkt der französischen Literatur gewiesen. Sie mußte dramatisch versagen, denn als Befreierin der Individualität ganz subjektiv gerichtet, suchte sie die objektivste Dichtungsart in die starrste, fremdeste Form zu pressen, bestand sie auf genauester Nachahmung der antiken Tragödie. Vielfach ist um den Erfolg gerungen worden: Humanisten übertrugen griechische Stücke ins Lateinische, Dramen des Altertums ins Französische, dichteten auch selber lateinisch, in Anlehnung an Seneca vor allem. Reformierte suchten das mittelalterliche Mysterienspiel zu läutern und ein wenig auf antike Art umzumodeln. Und die Plejade vollbrachte das eigentliche Wagnis französischer Dramendichtung nach antikem Vorbild. Die „Cleopatra" des jungen Jodelle machte 1552 den Anfang, viele ähnliche Stücke folgten, wobei man sich starr an die Vorschriften der Alten hielt, aber daneben doch auch aus Bibel und Italien Anregungen holte. An dichterischen Schönheiten fehlt es kaum einem dieser Stücke, und bei Garnier und Montchrétien findet man unvergänglich Schönes. Aber es sind durchweg lyrische Ergüsse, die anziehen, die eigentlich dramatische Handlung fehlt immer, immer wieder hat man nur die mühselig auf fünf Akte verteilte

Klage über ein Schicksal; Monolog, Chor und alles Äußere des Altertums ist nachgebildet, nur der dramatische Geist fehlt. In der Komödie machte man sich's bequemer: man tat antik, kopierte aber die Italiener oder hing der eigenen mittelalterlichen Farce ein antikes Mäntelchen um. Das dann freilich meist genügte, das mittelalterliche Leben zu ersticken. Diese Kunst blieb ganz volksfremd, bis ein derber Bühnenpraktiker, Alexandre Hardy, um die Wende des Jahrhunderts skrupellos die besten Stoffe und Anregungen der Renaissancedramatik in seinen auf mittelalterliche Weise geführten, schnell, massenhaft, kunstlos aber wirkungsvoll arbeitenden Theaterbetrieb hinübernahm. Von Hardy lernte der erste klassische Dramatiker, Corneille, und das Drama wurde die Glanzleistung der französischen Klassik, des Siècle Louis XIV.

Wie weit die französische Klassik wahren Geist des Altertums atme, ist eine oft aufgeworfene und gerade von den Deutschen meist sehr streitbar und nicht mit wägender Sachlichkeit beantwortete Frage. Corneille hat den „Cid“ (und einige andere Stücke) nach spanischem Vorbild geschrieben; er soll das Leben des spanischen Originals beseitigt und Rhetorik, mehr noch spanische als lateinische, an seine Stelle gesetzt haben; sehr stark hispanisierende Rhetorik gilt auch als das Merkmal seiner vielen aus Altertumsstoffen gebauten Stücke, ihre Regelmäßigkeit ist verkannter und verfälschter Aristoteles, und wenn etwas Antikes in dieser ganzen Dramatik steckt, so nur römisches Gladiatorentum. Aber in Wahrheit liegen die Dinge anders: in Corneilles Dramen, in den besten wenigstens, ist offenbar römisches Wesen; römische Willensstärke, römischer Staatsgedanke führen hier das mächtigste Leben. Die Menschen, die sie in sich bergen, sind allerdings keine realen Römer, sind auch keine alltäglichen Spanier oder Franzosen. Vielmehr sind es jene Idealgestalten der Römer, wie sie bei Balzac zuerst auftauchen, und wie sie in der französischen Geistesgeschichte zu langem und reichem Leben berufen waren. Aus Corneille allein läßt sich der starke dauernde Zusammenhang zwischen

Frankreich und der Antike erweisen, aus ihm allein der Vorwurf widerlegen, daß Rom niedriger fortgewirkt habe als Hellas — denn welchen geistigen Gütern ist Willenskraft und Staatsempfinden hintanzusetzen? —, und der Tadel der Rhetorik sollte vorsichtig zurückgehalten werden, wo so viel Anspannung und Tat den Worten entspricht. Die antiken oder pseudoantiken Regeln hat Corneille freilich nur scheinbar eingehalten; aber dafür bewegt er sich auch nicht in Ketten, sondern trägt durchaus das seinem Wesen angemessene Kleid. In der Technik der dramatischen Form wurde er nur von seinem gegensätzlichen und ergänzenden Nachfolger, von Racine, übertroffen. Auf den Mann des Willens folgt der Willenlose, der mit Leidenschaft Willenlose, sich selbst Zerfleischende. Man hat sich durch die geschmeidige, kühle, höfische Form Racines täuschen lassen und allzuoft verkannt, wieviel Wildes und Krankhaftes in diesen Tragödien der Liebe rast. Ganz Modernes — und ganz Griechisches. In Racine haben die Bemühungen der französischen Renaissance um das Griechentum ihre einzige Frucht getragen, aber eine wunderbare Frucht. Sehr charakteristisch für die Einheit dieser Epoche ist es, daß Racine niemals die fest umgrenzende Form zersprengt, weil er sie niemals als Fessel empfindet. Und wenn seine Helden an ihrer hemmungslosen Leidenschaft zugrunde gehen, so bestätigen sie eben dadurch das Gesetz von der Notwendigkeit des Willens und der vernünftigen Ordnung, auf das diese ganze Zeit gestellt ist. Eine ähnliche Haltung läßt sich bei Molière feststellen, wenn er den Misanthrope und in dessen Person sich selber in seinen gesellschaftsfeindlichen Anwandlungen unbarmherzig verurteilt. Wo die Größten einer Zeit so stark von antikem Wesen durchtränkt sind, da erübrigt es sich, den Beziehungen der Kleineren, Boileaus oder Bossuets etwa, zum Altertum nachzugehen. Und es ist auch nicht das Wesentliche, daß irgendwelche ästhetische Regeln oder dichterische Stoffe des Altertums eine Rolle spielen, oder daß man sich mit der Geschichte Griechenlands und Roms beschäftigt; sondern das Entscheidende liegt

offenbar im Zusammenklang seelischer Haupteigenschaften, und vom Staate Ludwigs XIV., von der Vernunft- und Willens-philosophie Descartes', die der Jansenismus bestätigt, so wie Racine Corneilles Bestätigung bedeutet, von der Gesamtheit der französischen Kultur des 17. Jahrhunderts wird man immer wieder an Rom erinnert. Es ist keine Nachäffung, sondern ein Neuaufleben, Wiederholung und Eigenart in einem, so wie sich eine Mutter in ihrer herangewachsenen Tochter wiederholt.

Nun folgen die Jahrzehnte der Zersetzung. Das Königtum sinkt von seiner Höhe hinab; zugleich mit dem Glauben an den Herrscher im Staat schwindet der Glaube an den Herrscher im Himmel, zugleich auch im Ästhetischen die Demut vor der Autorität des Altertums. Auf allen Gebieten bereitet sich langsam aber gewaltig ein völliger Umsturz vor, der „Streit der Alten und der Neuen", worin sich die Modernen von der Vormundschaft der antiken Muster zu befreien streben, ist das harmlos literarische Vorspiel der künftigen Revolution. Englische Einflüsse werden in Philosophie und Dichtung maßgebend, der Geist der Antike scheint ganz zurückgedrängt. Und dennoch lebt Rom im Frankreich des 18. Jahrhunderts, wie es in dem 17. gelebt hat. Nicht daß in der Tragödie Voltaires Corneille über Shakespeare triumphiert, ist das Bedeutende. Aber daß Montesquieu Roms „Größe und Verfall" tiefer erfaßt, leidenschaftlicher miterlebt als alle Betrachter vor ihm, daß er weiterbildet an der Idealgestalt des römischen Bürgers, die sich das Frankreich der Klassik schuf, daß in seinem „Geist der Gesetze" Staatsreligion herrscht, daß der Staat hier trotz aller liberalen Vorbehalte doch über die Freiheit des Individuums gestellt wird — darauf kommt es an. Hier lebt in neuer Form der alte römische Staatsgedanke fort. Über den „Contrat social" führt die Entwicklung zur Revolution weiter. Das Römertum triumphiert — gewiß in Reden und Gesten, aber ebenso gewiß in Taten. Man hüte sich von Phrase zu reden, wo soviel Blut geflossen ist! Die Ausdrucksarten der Menschen sind nach Stamm und Epoche sehr verschieden; für ihre Wahrhaftigkeit

Frankreich und der Antike erweisen, aus ihm allein der Vorwurf widerlegen, daß Rom niedriger fortgewirkt habe als Hellas — denn welchen geistigen Gütern ist Willenskraft und Staatsempfinden hintanzusetzen? —, und der Tadel der Rhetorik sollte vorsichtig zurückgehalten werden, wo so viel Anspannung und Tat den Worten entspricht. Die antiken oder pseudoantiken Regeln hat Corneille freilich nur scheinbar eingehalten; aber dafür bewegt er sich auch nicht in Ketten, sondern trägt durchaus das seinem Wesen angemessene Kleid. In der Technik der dramatischen Form wurde er nur von seinem gegensätzlichen und ergänzenden Nachfolger, von Racine, übertroffen. Auf den Mann des Willens folgt der Willenlose, der mit Leidenschaft Willenlose, sich selbst Zerfleischende. Man hat sich durch die geschmeidige, kühle, höfische Form Racines täuschen lassen und allzuoft verkannt, wieviel Wildes und Krankhaftes in diesen Tragödien der Liebe rast. Ganz Modernes — und ganz Griechisches. In Racine haben die Bemühungen der französischen Renaissance um das Griechentum ihre einzige Frucht getragen, aber eine wunderbare Frucht. Sehr charakteristisch für die Einheit dieser Epoche ist es, daß Racine niemals die fest umgrenzende Form zersprengt, weil er sie niemals als Fessel empfindet. Und wenn seine Helden an ihrer hemmungslosen Leidenschaft zugrunde gehen, so bestätigen sie eben dadurch das Gesetz von der Notwendigkeit des Willens und der vernünftigen Ordnung, auf das diese ganze Zeit gestellt ist. Eine ähnliche Haltung läßt sich bei Molière feststellen, wenn er den Misanthrope und in dessen Person sich selber in seinen gesellschaftsfeindlichen Anwandlungen unbarmherzig verurteilt. Wo die Größten einer Zeit so stark von antikem Wesen durchtränkt sind, da erübrigt es sich, den Beziehungen der Kleineren, Boileaus oder Bossuets etwa, zum Altertum nachzugehen. Und es ist auch nicht das Wesentliche, daß irgendwelche ästhetische Regeln oder dichterische Stoffe des Altertums eine Rolle spielen, oder daß man sich mit der Geschichte Griechenlands und Roms beschäftigt; sondern das Entscheidende liegt

offenbar im Zusammenklang seelischer Haupteigenschaften, und vom Staate Ludwigs XIV., von der Vernunft- und Willensphilosophie Descartes', die der Jansenismus bestätigt, so wie Racine Corneilles Bestätigung bedeutet, von der Gesamtheit der französischen Kultur des 17. Jahrhunderts wird man immer wieder an Rom erinnert. Es ist keine Nachäffung, sondern ein Neuaufleben, Wiederholung und Eigenart in einem, so wie sich eine Mutter in ihrer herangewachsenen Tochter wiederholt.

Nun folgen die Jahrzehnte der Zersetzung. Das Königtum sinkt von seiner Höhe hinab; zugleich mit dem Glauben an den Herrscher im Staat schwindet der Glaube an den Herrscher im Himmel, zugleich auch im Ästhetischen die Demut vor der Autorität des Altertums. Auf allen Gebieten bereitet sich langsam aber gewaltig ein völliger Umsturz vor, der „Streit der Alten und der Neuen", worin sich die Modernen von der Vormundschaft der antiken Muster zu befreien streben, ist das harmlos literarische Vorspiel der künftigen Revolution. Englische Einflüsse werden in Philosophie und Dichtung maßgebend, der Geist der Antike scheint ganz zurückgedrängt. Und dennoch lebt Rom im Frankreich des 18. Jahrhunderts, wie es in dem 17. gelebt hat. Nicht daß in der Tragödie Voltaires Corneille über Shakespeare triumphiert, ist das Bedeutende. Aber daß Montesquieu Roms „Größe und Verfall" tiefer erfaßt, leidenschaftlicher miterlebt als alle Betrachter vor ihm, daß er weiterbildet an der Idealgestalt des römischen Bürgers, die sich das Frankreich der Klassik schuf, daß in seinem „Geist der Gesetze" Staatsreligion herrscht, daß der Staat hier trotz aller liberalen Vorbehalte doch über die Freiheit des Individuums gestellt wird — darauf kommt es an. Hier lebt in neuer Form der alte römische Staatsgedanke fort. Über den „Contrat social" führt die Entwicklung zur Revolution weiter. Das Römertum triumphiert — gewiß in Reden und Gesten, aber ebenso gewiß in Taten. Man hüte sich von Phrase zu reden, wo soviel Blut geflossen ist! Die Ausdrucksarten der Menschen sind nach Stamm und Epoche sehr verschieden; für ihre Wahrhaftigkeit

gibt es immer und überall nur ein Beweismittel: die Tat. Die Französische Revolution und ihr ungeheures Nachspiel: das erste Kaiserreich haben nicht ohne innerliche Berechtigung den uns fremdartig anmutenden Römerstil gebraucht und haben nachträglich die Wahrheit der Cornelianischen Helden bekräftigt. Eine zarte Einzelstimme des Griechentums hat inmitten des lateinischen Kriegslärmes nicht gefehlt: André Chénier, der, früh auf der Guillotine endend, zu Lebzeiten übertönt und überhört wurde, um ein Menschenalter später auf die Romantiker um so stärker einzuwirken.

Die französische Romantik der Restauration und des Julikönigtums hat trotz aller germanischen Anregungen mit der deutschen wenig mehr gemein als den Namen. Es fehlt ihr das eigentliche Merkmal des Romantischen: die Entgrenzung. Sie hat gegen die Regeln des Klassizismus gekämpft, aber sie hat die klare romanische Form niemals verletzt, und sie hat fest bestimmte, irdisch staatliche Ziele gehabt. Sie ist der jungdeutschen Bewegung eher zu vergleichen als der deutschen Romantik. Die Verwandtschaft zwischen Victor Hugo und Corneille ist eine enge, von Jahr zu Jahr gab sich Hugo der Politik leidenschaftlicher hin. Wenn bestimmte Einflüsse des Altertums auf diese Epoche Frankreichs schwerlich nachzuweisen sein dürften, so soll man doch keineswegs von einer weitgehenden Germanisierung sprechen: die lateinische Grundstruktur hat auch damals gehalten. Aber es war, als ob sich das wahre, das lateinische Frankreich bedroht fühlte, und so erfolgte in den vierziger Jahren ein klassizistischer Rückschlag gegen die Romantik: mit Ponsards Drama „Lucrèce“ kommt Rom wieder unmittelbarer in der französischen Literatur zu Wort. Auf das Altertum, auf Griechenland, stützt sich Leconte de Lisles Lyrik, und die Schule der Parnassiens schließt sich an ihn. Doch das 19. Jahrhundert führt im weiteren Verlauf zu intereuropäischer Literaturgestaltung: Deutschland, England, Rußland, Skandinavien, am mächtigsten doch wohl Deutschland, dringen auf Frankreich ein, und auch nachdem die siebziger Niederlage den

Haß gegen uns furchtbar entfacht hat, bleibt dieser Einfluß mächtig. Eine inhaltreiche Studie[5]), die der Berliner Romanist Eduard Wechßler während des Krieges herausgab, arbeitet fein und trotz der Kriegsstimmung sachlich den „Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart 1871—1914" heraus. Der Staatsgedanke, das Lateinertum reagiert feindselig gegen die germanische Beeinflussung: deutsche Philosophie, deutsche Schulmethode wird zurückgewiesen, lateinische Renaissance ist die Parole. Dennoch blieb der von nationalistischer Seite befehdete germanische Einfluß ständig wirksam und zeigte sich in so bedeutenden Schöpfungen wie in Romain Rollands großem Bildungsroman „Jean Cristophe", zeigte sich in Lyrik, Dramatik, Essayistik, ja drang selbst ins Gefüge der Sprache. Aber hier ist es nun Zeit und scheint es mir ernstlich not zu tun, auf das zurückzukommen, was ich angesichts des Rolandsliedes sagte: trotz all der germanischen Bereicherungen — und gerade an ihnen wird es sichtbar! — ist Frankreich nicht germanisiert worden. Sondern das romanische, das lateinische Frankreich bewältigt den deutschen Einstrom, und wie die Sprachform so entschieden fest und klar und eben französisch bleibt, daß jeder geringste deutsche Einschlag, jede leiseste germanische Lockerung dem entzückten Blick des Philologen erfreulich offen liegt, so bleibt doch im Stil, im Denken und Empfinden auch das neuromantische Frankreich vor allem französisch und damit dem Lateinertum zunächststehend. Das Mächtigste, was Rom den Franzosen hinterließ, der Staatsgedanke, hat triumphiert, und ein so „germanisierter" und weltumfassend christlicher Neuromantiker wie Claudel, stimmte ihm in wildestem Patriotismus bei. Dies römische Erbe ist Frankreichs eigentliches Marnewunder und bedeutet seine wichtigste und immer dauernde Beziehung zum Altertum.

Literatur. 1) „Die Kultur der Gegenwart", Teil I, Abt. XI, I; „Die Romanischen Literaturen und Sprachen". Teubner, Leipzig. — 2) Gröbers Grundriß der Romanischen Philologie. Bd. II, 3. Abt. Trübner, Straßburg. — 3) Germanisch-Romanische Monatshefte 1915. — 4)

Histoire de la Littérature française: Jean Calvin. — 5) „Die Franzosen und Wir“. Eugen Diederichs, Jena 1915.

Literatur (außer der bereits in den Fußnoten angegebenen). S. Burckhardts: Die Kultur der Renaissance. (Möglichst in erster Auflage, Basel 1860, zu lesen, da die von Geiger besorgten späteren das Kunstwerk durch Aufschwemmung zerstören, ohne die geistige Bedeutung durch das stoffliche Mehr zu erhöhen.) — G. Voigt: Die Wiederbelebung des klassischen Altertums, 3. Aufl. von M. Lehnerdt, Berlin 1893 (umfassend und grundlegend). — A. Gaspary: Geschichte der italienischen Literatur. 2 Bde. (Die große Epoche der italienischen Dichtung bis zur Gegenreformation.) — Karl Voßler: Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung, Heidelberg 1913. (Der französische Volksgeist von den Anfängen bis in das 17. Jahrhundert.) — H. Hettner: Die französische Literatur im 18. Jahrh. 7. Aufl. Braunschweig 1913. (Das Philosophische betonend.) — V. Klemperer: Montesquieu, 2 Bde., Heidelberg 1914/15. (Der Staatsgedanke in Frankreich.) — Für die fälschliche Auffassung französischer Romantik und germanischen Einflusses charakteristisch: R. Curtius, Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Weimar 1919.

Englische Literatur.

In dem Präludium seiner berühmten Ode über den Gang der Poesie zaubert Thomas Gray vor das geistige Auge die Quellen des Helicon, das goldne Reich der Ceres, die widerhallenden Felsen und Haine, das heißt die drei hauptsächlichen Verkörperungen klassischer Dichtung: Griechenlands, Italiens, Englands; er umschreibt zugleich die drei Hauptarten der Poesie; und er gibt im Ganzen dieser zwölf Zeilen dem Gemeinsamen aller Dichtkunst, ihrer Kontinuität, ähnlich trilogischen Ausdruck unter dem Bilde eines Flußlaufes — der ihm, wie weiterhin die kunstvolle Skizze der poetischen Evolution zeigt, bei Shakespeare, Milton und Dryden mündet. Noch heute stellt sich im Lichte dieser stolzen Lehre der Angelsachse seine literarische Entwicklung vor, wenn er sich gleich ihrer Einseitigkeit und Unvollständigkeit nicht verschließt und auch statt die Linie von Pindar zu Dryden zu ziehen etwa von der Einheit der geistigen Welt, der Einheit des europäischen Geistes in der Li-

teratur von Homer bis Tennyson spricht. Ist es nur im Einklang damit, wenn minder bereitwillig die Einheit der gesamten englischen Literatur in ihrem zwölfhundertjährigen Verlaufe drüben zugestanden wird, als ob vor Chaucer keine englischen Dichterhelden gelebt und gar klassischer Inspiration ihr Bestes verdankt hätten, so gilt gleichwohl, daß England seit dem Beginn seiner literarischen Zeit mit den Klassikern der Antike Weggemeinschaft gehalten hat, wobei es von jenen Ziel und Zehrung immer noch empfängt. Schon innerhalb des altenglischen Zeitraumes (vor 1066) geriet jeder Angelsachse, nicht nur der lesende (ratende) und schreibende (ritzende), dessen Tätigkeit doch bis heut germanisch ausgedrückt wird, unter den Eindruck des Römertums. Er bewunderte die breiten Straßen, die seine neue Heimat durchzogen, die Bauten und Ruinen, die sie zierten; im Anfang der Besiedlung hörte man wohl auch noch römische Laute gesprochen, und bald nach Abschluß der Eroberung kam der neue Glaube ins Land mit allem was er auch an Kultur bedeutete. Der römische Einfluß tritt äußerlich im Wortschatz wie in der Syntax, in Stilistik wie Poetik bereits damals zutage und darüber hinaus in der Wahl der literarischen Stoffe und in ihrer Ausgestaltung. Daneben steht fast von Anbeginn Fühlung mit dem Griechentum. Als Gregor I. (597) England bekehren ließ, hatte die römische Kirche eine byzantinische Epoche; am Ende des 7. Jahrhunderts wurde durch Theodor von Tarsus als Erzbischof von Canterbury und seinen Freund Hadrian, zwei hochgebildete Kenner des Griechischen, das Studium dieser Sprache wie der Antike überhaupt in England inauguriert. Aldhelm († 709), der auch englisch gedichtet haben soll und unter dessen Namen ein lateinisch-griechisch-englisches Mischgedicht geht, eröffnet die Reihe der angelsächsischen Humanisten des 8. Jahrhunderts, die in Alcuin († 804) gipfelt. Seine Berufung an den Hof Karls des Großen im Jahre 781 machte Epoche für die schöne Literatur der Angelsachsen, die voll erst damals ins Leben trat und bei König Alfreds Regierungsantritt (871) schon wieder verfallen war. Das Epos von

Beowulf, die nur fragmentarisch erhaltene, in einer Beowulfepisode auch verwertete, Dichtung von Finn und Hengest, wohl auch das verlorene Ganze, dem zwei Bruchstücke eines altenglischen Walthariusgedichts angehörten (in dem man jetzt das Original von Eckeharts Waltharius manu fortis vermutet), haben durch Vergil ihre Form, zu einem Teil auch ihren Geist, erhalten. Das weiche Pathos des Dichters der Aeneis erklärt auch Stil und Stimmung, wie sie in den wundervollen Elegien, zwei Mädchenklagen, zwei Jünglingsklagen, der Botschaft, herrscht. Diese Dichtungen selber stellen eine Version des Hero- und Leanderstoffes dar: Ovid aber ist den angelsächsischen Humanisten, wenn überhaupt, nur aus zweiter Hand, den meisten karolingischen Dichtern dagegen gut bekannt gewesen. Sie auch studierten neben der Aeneis die Eklogen und ahmten sie nach: so erinnert das Deorlied an eine vergilische Ekloge und karolingische Hofgedichte, der Widsith an eine andere Ekloge. All diese Werke spiegeln eine humanistisch-weltliche Denkweise, wie sie nur in dem höfisch-akademischen Kreise Karls des Großen lebte. Bei keinem Angelsachsen vor Ende des 8. Jahrhunderts ist nachweisbar, daß klassische Vorbilder um ihrer Schönheit willen nachgeahmt werden, obwohl eine innere Verwandtschaft nicht ganz zu leugnen ist: bisweilen findet schlicht-unmittelbares Gefühl einen leidenschaftlich beredten Ausdruck schon in damaliger Briefprosa. Als einen Widerspruch empfinden wir es dagegen, daß Alfred des Boethius Tröstung der Philosophie übersetzte und mit der Quintessenz griechischer Spekulation den englischen Geist in seinem Puppenstande behelligte, dem die Liebesgeschichte des Apollonius von Tyrus, die Wunder des Ostens, Alexanders Brief an Aristoteles angemessener waren. Mit den beiden letztgenannten Werken, die neuerdings um 950 datiert werden, meldet sich der französische Kultureinfluß, das Kennzeichen der folgenden Periode.

Während des mittelenglischen Zeitraumes (vor dem Buchdruck, der 1477 mit Dictes and sayings of the philosophers wür-

dig anhebt) nimmt das Gewicht griechischen Einflusses auf die Geister allmählich zu. Aristoteles wird zum Erzphilosophen, wie Richard von Bury ihn nennt; dem betagten, schweigsamen, präzisen, klugen Studiosus philosophiae bei Chaucer geht der Besitz von zwanzig roten und schwarzen Bänden des Stagiriten über alles. Aber der englische Dichter ist mit Platos Namen ebenfalls vertraut und steht unter der Einwirkung des platonischen Humanisten Alanus von Lille, der auch dem Chaucerschüler Lydgate Anschauungen Platos vermittelte; und wenn auch des Chalcidius Übersetzung und Kommentar des Timaios nur den philosophierenden Engländern des 12. und 13. Jahrhunderts bekannt war, so boten Ciceros Somnium Scipionis, Macrobius' Kommentar dazu sowie der Boethius einem Poeten wie Chaucer den anregendsten Ersatz. Bald nach seinem Tode beginnt das eigentliche Platostudium in England, in Oxford sammeln sich neue lateinische Übersetzungen, der Unterricht im Griechischen wird (um 1480) organisiert, Oxforder Studenten holen persönlich das „neue Wissen“ aus Italien. Ebendaher jedoch gewann man, vom Eingang der mittelenglischen Zeit an, eine Fülle romantischer Anregung, vornehmlich wieder durch Ovid und Vergil. Im 12. Jahrhundert setzt sich die Anschauung fest, der Stammbaum des britischen, d. h. englischen Volkes gehe auf den Urenkel des Aeneas, den Trojaner Brutus zurück; Trinovantum (London) wird als Neu-Troja gedeutet. Galfrid schreibt unter starkem Einfluß der Aeneis — wie auch der Alexandersage und Caesars — seine Historia regum Britanniae, das populärste Werk des englischen Mittelalters. Hier taucht der Gedanke auf, die Engländer seien ausersehen, Erben der Römer und des römischen Weltreiches zu sein: der erste Flügelschlag des Imperialismus. Die Bezwingung des römischen Weltreiches, die König Arthur nicht vollenden kann, bringt Held Guyacus in der Historia Regis Waldei fertig: auch dies Werk dem Vergil verpflichtet (da von Galfrid abhängig) wie episodisch Ovids Heroiden, und im ganzen angetan zur Stärkung englischen Kraft- und Selbständigkeitsgefühls, zugleich des Gefühls

der Römergröße gegenüber griechischer Schwäche. Überaus stark ist auch weiterhin, entweder direkt oder durch die französische Vermittlung, der antike Einschlag nationalenglischer Literatur. Chaucer lebte und webte in vergilisch-ovidischer Luft: sein Haus der Fama ist eine Anwendung des Hauptinhalts der Aeneis auf einen aktuellen Stoff; bei Ovid fand er ein Beispiel einer Rahmenerzählung, wie er sie selber dann in den Canterbury Tales freilich unter der künstlerischen Führung Boccaccios meisterhaft gestaltet hat. Er kannte vielleicht auch Horaz; jedenfalls vertritt sein Gewährsmann für eine trojanische Geschichte, Lollius, zwei Träger dieses Namens bei jenem, möglicherweise gleichzeitig den Epigrammatiker Lollius Bassus. Daneben steht noch mancher lateinische Klassiker, und, nicht zu vergessen, die genaue Bekanntschaft mit Dante und Petrarca, aus denen der Engländer die Alten, wie Vergil und namentlich Cicero, den Führer der Renaissance, kennen lernte im Lichte jener Persönlichkeiten und ebenso seinen Formensinn zur Vollendung in metrischer Rede ausbildete — Jahrhunderte bevor bei uns Gleiches versucht und erreicht ward. Und bei all dieser Verpflichtung gegenüber dem Genius des alten und neuen Italien hat der Mann, den man als englisch schreibenden Franzosen bezeichnet hat, germanisches und nationales Wesen sich gewahrt und damit viele Zeitalter über sein Ende (1400) hinaus Wirkung getan; sein Freund Gower, dem er als dem „moral Gower" (nach Inferno IV 141 Seneca morale?) den Troilus widmete und der für Ovid noch mehr als er tat, hat es dazu nicht bringen können.

Freilich erschienen Chaucers so kunstgemäße Verse schon wenige Jahrzehnte später, weil die Sprache mittlerweile sich wesentlich gewandelt, nicht mehr gut; seine unmittelbaren Schüler, noch mehr die Dichter um 1500, machen crude Verse, in der Silbenzahl schwankend, gleich in der Anzahl der Hebungen, mit starker Caesur. Wyatt, selber anfänglich in dieser Formensprache befangen, hat sich dann durchgearbeitet zur genauen Beobachtung der französischen Metrik mit ihrer feststehenden

Silbenzahl; Surrey, namentlich an den Italienern geschult, leistete die Harmonisierung von fremdem Vers- und heimischem Wortakzent. So wurden die zwei zu den Schöpfern der neuenglischen, formgerechten Kunstdichtung; der Jüngere hat außerdem für England das „seltsame Metrum" des Blankverses geschaffen, dessen hundertfältige Möglichkeiten uns Goethe offenbart. Der Engländer legte seine noch vielfach unsicheren Versuche in einer Übersetzung des zweiten und vierten Aeneisbuches vor, in dieser Wahl ein Vorgänger Schillers, aber ebenso ein Zeuge seiner humanistischen Epoche. Oft sind seitdem Aeneisübertragungen drüben gemacht worden, bis Dryden seinem Volk die klassische schenkte, und wohl mit jeder hat Vergil seine englische Stellung als oberster der Dichter weiter gesichert, die noch heutigentags unerschüttert ist. Damals war seine Wertung noch nicht exklusiv; mit wahrhaft hellenischem Wissensdrang stürzte sich die Renaissance auf alles, was den geistigen wie physischen Horizont erweitern konnte. So eignete man sich jegliche Gattung der Literatur an und kam allmählich, namentlich während der zweiten Hälfte der Regierung der Elisabeth, auch zu eignen großen Leistungen. Voran steht das Drama der volkstümlichen Dichter, klassische wie italienische Muster gewaltig nachbauend. Shakespeare, der alle klassischen Poeten mit denen ihn das zeitgenössische Lob verglich gewiß kannte, hat von Seneca nicht nur, nach seinen Anfängen, den wirksamen Kurzvers übernommen und im Stile die Monumentalität des Römers nachklingen lassen: auch das Glanzstück von der Gnade (Kaufmann von Venedig) verdankt er ihm. Daß die attischen Dramen (die in lateinischen Übersetzungen vorlagen) ihm nicht fremd geblieben waren, machen zahllose Parallelen jeder Art mehr als wahrscheinlich; und es ist eine Einsicht, die auch in des Dichters Landen schon formuliert worden ist, daß angelsächsische Köpfe nicht im Erfinden, sondern in der Einfuhr und Verarbeitung auch der geistigen Güter stark sind. Nicht alle Zeitgenossen Shakespeares haben es sich damit schwer gemacht: sehr vielfach stammt ihr klassisches Wissen nur aus

den von Erasmus zusammengetragenen Schätzen, die sie einzeln abtragen; und Erasmus wie späterhin Sidney und Bacon tadeln den Unfug der Ciceronianer (namentlich Oxfords), sich mit geistlosem Wortwissen stilistisch zu überladen. Auf Cicero aber berief sich Sidney, wenn er — wie weiterhin Spenser und überhaupt seit etwa 1560 mehrere Generationen von englischen Kritikern und Dichtern — im Sinne der stoischen ὑπόνοια die homerischen Epen, die Aeneis, ja den Orlando furioso auslegte und nachahmte; daß die Poesie nur für Adepten ihr Geheimnis entschleiere, vor profanem Blick es berge im Gewande heroischer Begebenheiten, entsprach der weltflüchtigen Haltung der Humanisten, die dazu auf Cicero ad fam. XIV 2 weisen konnten.

Im Zeitalter des wissenschaftlichen Denkens, der Aufklärung wuchs sich die Kulturrolle des „Tullius" zu größtem Maßstab aus. Die gelegentlich auch ausgesprochene Maxime ist das Wort des kühnen Skeptikers: rationem quo ea me cunque ducet, sequar. Der Deismus von Cherbury bis Hume stellt sich als eine fortlaufende Huldigung vor dem Genius des Römers, auch in seiner allmählichen Überwindung, dar. Von den Ethikern des 18. Jahrhunderts steht Shaftesbury unter dem tiefsten Einflusse der Pflichtenlehre Ciceros, wenn auch dessen Anregungen nicht ausgereicht hätten zur harmonischen Entfaltung dieser großen Persönlichkeit und ihres für die moderne Kultur seit der Epoche unserer Klassiker, Herders, Goethes, Schillers, Humboldts, entscheidend gewordenen ästhetisch-humanistischen Bildungsbegriffs. Wohl aber war Cicero, und mit ihm das immer mehr assimilierte Römertum, berufen, dem Bürgertum Englands um 1700 durch Vermittlung von Addison und Steele für literarisches wie praktisches Verhalten pädagogische Winke zu geben, römische Reserve und Gesundheit zu empfehlen, dem puritanischen Sinn für das decorum eine theoretische Stütze zu leihen. Rom lieferte auch den typisch puritanischen Kundgebungen des Imperialismus im 17. Jahrhundert schon das Vorbild; Dryden faßt Britanniens Gegner-

schaft gegen Holland als Kampf Roms gegen Karthago auf und kündet die Umwandlung des Universums in eine City, sowie dreizehn Jahrhunderte vorher Rutilius Namatianus dichtete: urbem fecisti quod prius orbis erat. Bacon schätzte die Aeneis als Ausdruck des gewaltigen römischen Imperialismus, der dem englischen ein Ideal sein solle. Bei dieser Betonung der „Ausdehnung" im römischen Sinne mußte das „Denken" im griechischen zu kurz kommen. Es hat seit dem Beginn griechischer Studien in England über zwei Jahrhunderte gedauert, bis das Übergewicht der lateinischen Autoritäten nachließ. Bei aller Pflege der Sprache durch das 16. Jahrhundert hindurch und der Bekanntschaft wenigstens mit Homer unter den großen Elisabethinern kam es noch zu keiner freien und befreienden Entdeckung des Dichters. Chapmans Übersetzung, 1598 zu einem Teile, ganz zwischen 1610 und 1616 erschienen, ist wie noch die Popes, der Übersetzung des deutschen Humanisten Eobanus Hessus verpflichtet (1540) und findet damals keinen Keats, dessen Dichtertum sich daran entzündet. Hellenischer Geist konnte auch die englische Tragödie nicht durchdringen, da „Furcht und Mitleid" in klassischer Dosierung nicht ausreichen, ein britisches Publikum zu läutern, dem Moralisieren und Blutrunst teuer sind. Zudem führte das Erstarken des Puritanismus im 17. Jahrhundert zu einer Ertötung des freudigen, animalischen wie intellektuellen Lebensgefühls und Freiheitsdranges; die Engländer „betraten das Gefängnis des Puritanismus und auf zweihundert Jahre war der Schlüssel hinter ihrem Geiste abgezogen". Es ist der Gegensatz von Hellenismus und Hebraismus; Spontaneität des Bewußtseins und Striktheit des Gewissens. Daß er nicht völlig ohne Brücke, meinen Engländer im Falle Miltons sagen zu können; aber sein calvinistisch-humanistisches Dichten und Trachten ruhte auf römisch-imperialistischer Grundlage und hatte jene Kunstauffassung der *ὑπόνοια* zur Voraussetzung. Außerhalb dieser hohen Sphären finden wir griechischen Einfluß durch das ganze Jahrhundert kräftig und zukunftsreich, wenn schon sehr mittel-

bar, in der Entwicklung des ursprünglich theophrastischen Charakters, die gleich Ben Jonsons Humours oder Anatomies zum Essay der Wochenschriften, weiterhin zum Roman führt und Menschenkenntnis wie Menschentum der klassischen Aufklärungszeit vorbereitet. Ein Fortschritt in dieser Richtung auf das Wirkliche gibt sich damals kund im Wandel des Stils von langen zu kurzen Sätzen: man bemüht sich, die Sache durch das Wort zu decken, aus wissenschaftlichem Sinn heraus, zugleich unter der Einwirkung des beherrschenden französischen Stils, aber man lernt es an neuen römischen Mustern, wie Quintilian, Plinius der Jüngere, und gibt Ciceros Rhetorik zugunsten seiner familiären Redeweise auf. Und man fängt an, durch Vergils Rhetorik und die Satzungen der Kritiker hindurch fühlend und verstehend zum Dichter überhaupt und zum Dichter Homer vorzudringen. Homer wird studiert, verwertet, bewundert, und vor Vergil gestellt; jeder Gebildete kennt ihn fortan, und Dryden gibt dem Urteil ästhetische Gesetze; bei ihm schon steht Longinus neben Aristoteles und Horaz als Lichtbringer, und ein Jahrhundert lang bleibt er es allgemein. Die „Alten“ und die „Modernen“ werden unkritisch von Temple, kritisch von Wotton verglichen und Richard Bentley schreibt „die unsterbliche Schrift, die vollkommenste nach der Herstellung der Literatur“ (Niebuhr), über die Phalarisbriefe und die Fabeln des Aesop, worin ratio et res ipsa gegen Codices und Konvention zeigen, wie es eigentlich gewesen ist. Er leitet die Blüte hellenischer Studien ein, in deren Gefolge die romantisch-entwicklungsgeschichtliche Kritik und eine neue Wertung der Poesie sich einstellte. Pope, als Didaktiker, Satiriker, beschreibender oder lyrischer Dichter ein Schüler der Römer, hat auch von Homer viel entlehnt, ja ein glänzendes Geschäft mit der Finanzierung seiner Ilias- und Odysseeübersetzung gemacht; wirklich griechisch konnte er noch nicht. Im Jahre 1735, wo Voltaire das Siècle de Louis XIV. begann, Bolingbroke über Geschichtsstudium Klarheit gewann, woran sich die an römischen wie griechischen Historikern geschulten Robertson, Hume und

Gibbon schlossen, schrieb Blackwell über Homer als Günstling der Zeit und fand Herders Anerkennung, daß er über den Homer und sein Zeitalter zuerst im Großen gedacht habe, während „späterhin (1769) Wood noch näher an die Geburtsstätte Homers hinandringt“. Zwischen diesen Daten liegt, von europäischer Bedeutsamkeit, die Grundlegung der modernen, antiklassizistischen Betrachtung von Literatur und Kunst überhaupt. Das Gesetz bewährt sich wieder, wie schon bei der Formung der aufgeklärten Sprechweise seit Dryden, „daß das gründliche Studium der Antike den Sinn fürs Nationale stärkt und reinigt“: die Erwerbung und Ergründung der homerischen stillen, echten Einfalt und Größe führt zur Auffindung und zur Neugestaltung solcher Werte in englischem Gewand. Man wird einfacher, natürlicher, geschichtlich wie poetisch gesinnt; die alten Volksballaden reißen hin, Spenser wird erfaßt als poets' poet, Macpherson schreibt seinen Ossian, der den Klassikern der Antike nicht nur Dank schuldet, sondern Dienst leistet: Wood lernt von ihm, sich Form und Überlieferung der homerischen Epen vorzustellen, und Youngs berühmter Abhandlung entnimmt er den Maßstab für Homers Dichtungen als originale Werke. Unlöslich sind so in jener Zeit, die bei uns Winckelmann und Herder am Werke sah, die Fäden der Verbindung zwischen der klassischen und der englischen, zur Romantik sich wendenden, Literatur. Ein Menschenalter nach Grays Tode sollten die Haine und Felsen noch mächtiger ihr Echo erheben, als dieser Klassizist mit dem gelehrten Bodensatz der Anmerkungen zu den Flügen seiner Phantasie zugegeben hätte, der doch selber schon einen Blick tat in das noch nicht gelobte Land früh- und spätmittelalterlicher, germanischer, keltischer, auch orientalischer Dichtung; aber dies Echo will nun selbst für englische Ohren nicht immer wohltönen. „Der moderne englische Poet setzt mit vier literarischen Überlieferungen, der griechischen, lateinischen, hebräischen und der englischen, gleiche Vertrautheit voraus, und unbedenklich nimmt er auch Notiz von jeder beliebigen anderen, an die er sich gerade erinnert.“ Uns stört es schon,

wenn Immermann die laubenwölbenden Eichenäste bis zum Stuhle Jovis reichen läßt; denn wir fühlen uns dann nicht mehr in dem grünen deutschen Walde. Erst recht mißfällt uns das Reminiszenzengemisch in Tennysons poliertem Fabrikat und mancher anderen neuenglischen Dichtung, so mannigfach und reich an Assoziationen dadurch der poetische Charakter geworden ist. Und am wenigsten erfreulich wirkt es, wenn griechische, lateinische oder auch altgermanische Unmittelbarkeit und Präzision beim englischen Bearbeiter gestreckt, verwässert, mit Gefühlen angestrichen wird. Gray sagt einmal, „was Tacitus in fünf Worten gesagt hat, habe ich wohl in fünfzig Versen gesagt; das kommt davon, wenn man das Unnachahmliche nachahmt". Aus Sapphos zwei wundervollen Hexametern an den Abendstern macht Byron eine ganze Ottava rima und dabei übergehen seine 62 Worte acht des Originals, d. h. die Hälfte. Und was wird erst bei William Morris aus dem unbeschreiblich schönen Dankgebet der Sigrdrifa! Allein aus dieser Barbarei führt doch auch der Weg zu den Griechen wieder zurück: ein moderner Humanist Englands nach dem anderen hat die heimische Poesie wie Prosa von der antiken Warte aus beobachtet, ihre Wege verfolgt und vor Gefahren gewarnt. Da hören wir wohl, daß im ganzen Bereich englischen Schrifttums nur zwei Männer untadelig in ihrer künstlerischen Form seien: Milton und Pope, während Wordsworth, Byron, Keats, Tennyson, Browning, selbst Shakespeare, mit schlechter Arbeit unter dem Niveau der gleichbleibenden hellenischen Stilvollkommenheit bleiben. Dryden erhält seine geläufige Konventionalität, Pope seine unerträgliche Verlogenheit, spätere Klassizisten ihre Frostigkeit, Wordsworth und Coleridge ihre Aufgeregtheit, Byron seine Pose, Bulwer seine Affektiertheit, Dickens sein falsches Pathos bescheinigt, immer vom Standpunkte des hellenischen Geistes. So ergibt sich eine kritische Haltung, die bisweilen weit geht, wenn etwa Charles Lamb, Oscar Wilde, Galsworthy als Vertreter dreier ganz unhellenischer Kunstgattungen gering gewertet werden; aber unschätzbar ist dabei, daß auf weltliterari-

schen Maßstäben bestanden wird, die England noch nicht selbstverständlich sind. Zum Verständnis der eigenen, persönlichen wie literarischen Art leitet ein weiteres, als fruchtbar längst erprobtes Bildungsmittel hin: die Übersetzungen englischer Meisterwerke ins Lateinische und Griechische, wie Zeitungen, Zeitschriften, selbständige Sammlungen sie bringen; nicht als tours de force, wie wenn Pickwick latinisiert wird, oder weil Griechisch sich leichter schreibt als Englisch, sondern um heimisch zu werden in klassischem Geist und Stil, um das Eigene bewußter nach Affinität oder Sonderart zu erfassen, und um durch die Überführung in ein unveränderliches Sprachmaterial die Zeitlichkeit des Originals aufzuheben. Wer lateinisch, wer griechisch schreibt, hat keine Zeitgenossen und kennt doch seine Zeit. Ist es nicht wertvoll, auf solchem Wege zu erfahren, daß Heine oder Wordsworth Geistesverwandte griechischer Epigrammatik sind oder daß Shelley und Tennyson sich am meisten dazu leihen antikes Gewand zu tragen?

Die Romantik (bis ungefähr 1837) bedurfte solcher Übung und Belehrung noch nicht: der Gebildete „war Grieche", wie Shelley wollte, mindestens Römer. Wordsworth stand von 1814 an unter allerstärkstem Einfluß Vergils, war aber wie Coleridge an Plato gereift, dessen Ideenlehre wiederum Keats spiegelt, ohne sie zu kennen. Er wurde durch Homer zum Dichter, war Hellene — bei aller malerisch-üppigen Art im Gegensatz zur einfach zeichnerischen — in seinem Mute die unverhüllte Wahrheit zu ertragen, in herrscherhafter Gelassenheit. Byron, ungeheuer reich ausgestattet mit klassischen Gedanken und Formen, fand den Weg nach Hellas, nachdem er „auf Soractes Rücken" von Horaz Abschied genommen, das ist von allem klassizistischen good sense, wandte sich zu romantischem fine fabling, und brachte sein kampfgeweihtes Leben Griechenland zum Opfer. Landor war ein zweiter Gray und trug sein Griechentum in die viktorianische Zeit, wo Tennyson die klassische Renaissance am höchsten verkörpert, am glücklichsten in den Hellenica. Esoteriker wie Rossetti und Swinburne führen an-

tike Anregungen in moderner Komplikation der Sprache wie des Gedankens fort, während die großen Humanisten Ruskin, Arnold, Pater zur echten Antike und ihren Maßstäben weisen, alle drei nicht mehr mit ihrer Zeit, noch mit sich selbst einig, Pater von dem „Ziel der unendlichen Pilgerfahrt“, dem hellenischen Geiste, durch hebraistische Hemmungen immer mehr zurückgehalten. Auch dem Römergeiste entfremdete sich das Volk seit dem mit dem Vordringen der Demokratie (seit 1832) zusammenhängenden Niedergang des Humanismus. Der Verfall des Zitats im öffentlichen Leben, das Sinken der forensischen Beredtsamkeit und der sie stützenden Latinität wurde beklagt. Indes fehlte es nicht an schönen Symptomen des Aufstiegs. Die englische Volkshochschule pflegte das perikleische Ideal männlich-einfacher Liebe zur Schönheit und Geistigkeit; das Ideal eines homerisch edlen und einfachen Lebens stellte Mackail vor den Kreis der Independent Labour Party. Große Gelehrte vermittelten in Übersetzungen die Kenntnis der alten Klassiker oder verkündeten eindrucksvoll, was die Antike für England, für die Gegenwart bedeute; auch den Beziehungen der Klassiker zur englischen Literatur wurde etwas nachgegangen, da es erschöpfend zu tun keines Menschen Kraft ausreichen möchte. Von den bedeutsamen Ausgrabungen, die sich an Evans' Namen knüpfen, ist weitere Anregung ausgegangen, und die feinsinnigen Aufsätze der höheren Monats- und Wochenschriften bringen ohne Unterlaß das klassische Element zur wohltuenden Wirkung. Es kann selbst im Kriege nur vorübergehend zurückgetreten sein, wo das Interesse an der Sprache der nur jetzt Lebenden stärker wurde; denn in schlimmsten Tagen und im deutlichsten Gefühl entschwundener oder verdunkelter Kulturwerte hat England an das vergilische Fuimus Troes höchstens im wahren Römersinne Drydens denken können:

> Was war, ist selbst des Himmels Macht entwunden,
> Es ist gewesen, und wir hatten unsre Stunden.

Es hat sein Gemeinschaftsgefühl mit dem wirklichkeitsfrohen, animalischen Griechenvolk der Antike nicht einbüßen können.

Sein Hebraismus schließlich hat dafür gesorgt, die Zukunftshoffnung zu stärken und die mächtigsten Energien der einzelnen wie der Gesamtheit freizumachen; Hebraismus aber und Humanismus, Calvinismus und Rom sind vereint das Siegel englischer Kraft.

Literatur. R. W. Livingstone, The Greek Genius and its meaning to us, 1912 (griechische Schönheit, Freiheit, Unmittelbarkeit, Humanität, Gesundheit, Vielseitigkeit; vielfacher Bezug auf moderne Ideale in Literatur und Leben). — J. P. Mahaffy, What have the Greeks done for Modern Civilisation?, 1909 (Gang durch das Ganze des griechischen Einflusses; geistige Einstellung durch klassische Bildung auch für praktische Berufe erwünscht; ohne humanistische Erziehung kann der Anglist die englische Literatur kaum richtig werten). — J. Ch. Collins, The study of English Literature, 1891 (bes. Kap. V, woselbst glänzender Überblick über die englische Literatur in ihrem Kulturzusammenhang mit dem Altertum). — G. S. Gordon (und 8 andere), English Literature and the Classics, 1912 (Tragödie, Platonismus, Theophrastus, Griechische Romane, Ciceronianismus, Vergil, Ovid, Satura, Senecas Tragödie). — Für den altenglischen Zeitraum s. Imelmann, Forschungen zur altengl. Poesie, 1920. — Cl. Baeumker, Der Platonismus im Mittelalter, 1916. — F. Brie, Imperialistische Strömungen in der engl. Literatur, 1916; dazu Imelmann, Weltwirtsch. Archiv 15, 3 (1918). — Historia regis Waldei, hsg. v. Imelmann, Bonner Stud. z. engl. Philol. IV (1912). — Ders., Chaucers Haus der Fama, Engl. Studien 45 (1912). — Ders. über Surrey, Shakespeare-Jahrbuch 1905 und 1909. — J. Ch. Collins, Studies in Shakespeare, 1904 (Kap. I Sh. als Humanist, Kap. III Sophocles und Sh.). Über den antiken rhetorischen Stil bei Lyly, Ascham, auch Shakespeare s. Norden, Antike Kunstprosa II 786ff. 799ff., dazu Nachträge S. 11, Shakespeare-Jahrbuch 55, 193, Aus Natur und Geisteswelt 287, 61. — Brie, Sidneys Arcadia, 1918 (Kap. III über die ὑπόνοια). — Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte, 1908; dazu Cambridge History of English Lit. IX, 2. — Finsler, Homer in der Neuzeit, 1912, 265ff. — Matthew Arnold, Culture and Anarchy (darin über Hellenismus und Hebraismus; dazu R. C. Jebb, Growth and Influence of Classical Greek Poetry, 1893, 272ff.). — Über Gray s. J. W. Mackail, The Progress of Poetry, 1906, auch seine Lectures on Poetry, 1911. — Übersetzungen englischer Meisterwerke ins Lateinische und Griechische: Cambridge Compositions, Greek and Latin, hsg. v. R. D. Archer-Hind und R. D. D. Hicks, 1899; Translations into Greek Verse and Prose von R. D. Archer-Hind, 1905; A Book of Greek Verse von Walter Headlam, 1907; Translations into Greek and Latin Verse von R. C. Jebb, 1907. Dazu Postgate, Dead Language and Dead Languages, 1909.

Kunst.

Das Nachleben der antiken Kunst in Mittelalter und Renaissance ist oft geschildert worden. Aber erst die jüngere Forschung gibt dem Problem Schärfe und besonderen Reiz. Die ältere Geschichtschreibung sah in Völkerwanderung und Merowingerzeit nur Barbarentum und Verfall und im karolingischen Stil eine erste Renaissance durch bewußte Wiederbelebung des Altertums, deren Tendenz sich in der süditalienischen Protorenaissance des 12. Jahrhunderts und der oberitalienisch-toskanischen des 15. Jahrhunderts wiederholte. Es erschien also das Verhältnis des Mittelalters zur antiken Kunst als schülerhaftes Wiederaufnehmen zufällig vorhandener antiker Anregungen und dadurch entstehende Blüte, bis endlich das Studium Programm und die Wiederbelebung des Altertums Epoche wird und die neuere Geschichte einleitet. Unseren Augen dagegen stellt sich ein gänzlich verändertes Bild dar. Weder Völkerwanderung noch Merowingerzeit waren bloß empfangende und unverständig zerstörende Erben, im Karolingischen ist die Antike Kunst wie ein cantus firmus in einem sich nach seinen eigenen Gesetzen bewegenden Chor, im Italien des 12. Jahrhunderts wie in der nordfranzösisch-deutschen Gothik des 13. Jahrhunderts spricht der große Geist einer hohen Kultur eine so mächtige eigene Sprache, daß die Entdeckung ihrer antiken Färbung zuerst eher Rätsel stellte als sie erklärte. Die großen Künstler der Renaissance schließlich sind von Giotto ab so eigenwillige Figuren, daß die Frage nach ihrer gegensätzlichen Stellung zur Antike tiefer in ihr Wesen führt, als die herkömmliche nach ihrem Schülerverhältnis.

Es hat sich also die Problemstellung in ihr Gegenteil gewandelt. Wird der selbständige Charakter der nachantiken Kunst begriffen, so kann ihr Verhältnis zur Antike nicht bloßes Schülertum sein. Die Frage liegt vielmehr so: Warum sucht diese in ihrem tiefsten Wesen eigenwillige Kunst eine vergangene, einer

ganz anderen Lebensgestaltung entsprungene immer wieder auf, läßt sich von ihr erfüllen und in neue Bahnen drängen? Nicht in der Renaissance zum letztenmal, sondern wieder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und nochmals ein Jahrhundert später in der Gegenwart. Sollte diese Auseinandersetzung mit der antiken Kunst also nicht bloß Laune und zufällige Episode sein, sondern ein notwendiges, immer wieder aufgenommenes Ringen jedes Zeitalters mit der alten Welt als ein immanentes Schicksal der ganzen neuen Geschichte? Welches sind seine Gründe? Man wird zugeben, ein geschichtliches Problem ersten Ranges. Wir können es in einer knappen Darstellung nur flüchtig skizzieren, unzulänglich auch deshalb, weil die neuere Kunstgeschichte, nachdem die Denkmäler der neuen Kunst noch kaum gesichtet und geordnet sind, eben erst begonnen hat, sie psychologisch zu begreifen.

Stellt man die antike Kunst als Gesamtbegriff der späteren Zeit entgegen, so müssen kurz seine Merkmale bestimmt werden. Dabei kann es sich nur darum handeln, ihre Schlußergebnisse zu bezeichnen und in ihnen besonders die von der späteren Geschichte aufgegebenen — und wieder aufgesuchten — Grundzüge ihres Wesens aufzuzeigen. Antike, als Totalität, als fertiges Bild etwa um das Jahr 312 n. Chr., dem Entscheidungsjahr der Schlacht an der milvischen Brücke betrachtet, worin beruht ihre Geschlossenheit?

Gehen wir von der Stadt aus, der größten Einheit künstlerischer Gestaltung. Sie ist frühe in Nachwirkung der durch den Willensakt einzelner Herrscher geschaffenen, nicht gewachsenen Städte Ägyptens und Vorderasiens als Problem künstlerischer Form begriffen worden. Von den griechischen Koloniengründungen des 5. Jahrhunderts v. Chr. ab bestimmt der Architekt im Sinne moderner Städtebaukunst Platz, Mauer-, Straßen-, Kanalführung. Das Ganze vor seinem Teil gesehen. Innerhalb der Anlage Häuserquartier, Märkte, öffentliche Plätze und wieder als Gesamtmonument der Tempel in seinem heiligen Bezirk, von Säulenhallen umgeben, die Vorplatz, Altar,

statuarische Weihgeschenke und das Haus der Gottheit selbst zur Einheit zusammenschließen. Wie andere künstlerische Gedanken der klassischen und hellenistischen griechischen Welt hat auch diesen des nach Bedürfnissen des Lebens und der Kunst logisch gegliederten architektonischen Gesamtkomplexes das Römertum in Lager und Städteplan übernommen, ihn örtlichen Verhältnissen elastisch angepaßt und mit dem Ausdruck seiner Macht erfüllt. Es ordnen sich also Tempel und Plätze, Markthallen und Gerichtsgebäude, Thermen und Theater einem Gesamtplan unter, der auch kleinere Einheiten wie die römische Villa oder den Palast des Diocletian in Spalato bestimmt. Eine antike Stadt ist als durchmodellierter plastischer Körper voll klarer Grenzlinien ihrer horizontalen Gestaltung, in Einfassung und Einteilung sich schneidender Geraden der größte Gegensatz zu der malerischen Erscheinung der mittelalterlichen Stadt mit ihrem Reichtum an Lösungen der zufälligen individuellen architektonischen Situation, ihren Sonderbildungen der einzelnen sich gegenseitig bekämpfenden sozialen Kräfte, ihrer so stark in der Vertikale sich aussprechenden Struktur von Türmen, Giebel- und Gewölbebauten.

Der Monumentalbau der antiken Stadt ist der Tempel. So reiche Varianten in der Entwicklung vom 1. Jahrhundert n. Chr. ab durch die Ausgestaltung des Rund- und Gewölbebaues entstehen, vom Pantheon in Rom bis zu dem gemischten System der großen Thermen des sogenannten Kaiserpalastes in Trier: als herrschende Form gab doch der Kubus des alten Tempels, wie er in der maison carrée in Nîmes sich bis zur Gegenwart erhalten hat, die Dominante. Ein geschlossener Körper, mit scharfkantiger Linienführung seiner Wag- und Senkrechten in den Raum gesetzt, fensterlos, ohne Straßenfassade, scheinbar abweisend, denn die Türe liegt hinter der Säulenreihe seiner Front verborgen, voll strenger Feierlichkeit des einfachen Rhythmus seiner Kolonnade. Welch ein Widerspruch dagegen die gotische Kathedrale, die sich mit reich skulpierten einladenden Portalen zu Platz und Straße öffnet, deren hohe Fenster ihr inneres Le-

ben nach außen widerstrahlen, und deren differenzierte Silhouette von Schiffen und Chor, Widerpfeilern und Streben sich der Luft vermählt, und das Antlitz der Stadt weithin bestimmt.

Die Giebel des Tempels nun, seine Cella, Plätze und Säulenhallen sind von Figur erfüllt in einem Reichtum, dem keine spätere Zeit auch nur entfernt Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Eine wahre Bildwut hat die antike Welt erfüllt, solange sie wirtschaftlich den Aufwand dafür tragen konnte. Und hier spricht sich am klarsten ihr Lebenswille aus, eine gewisse Verliebtheit in sich selbst und ihr Schicksal. Als Kultstatue, Giebel und Fries, als Weihgeschenk, Siegerbild, Ehrenstatue erscheinen Gattungen von Denkmälern, von einem Geiste getragen, in dem der Schritt von Mensch zu Gott klein ist und umgekehrt die individuelle menschliche Erscheinung ideale Form begehrt.

Stellen wir wieder das Allgemeine voran. Die antike Malerei und Skulptur hat alles das geschaffen, was in der neueren Kunstsprache Komposition heißt. In einer Entwicklung, die mit der Kunst des alten Reiches in Ägypten anhebt, starke Anregungen der Kunst Vorderasiens verarbeitet, findet sie die Bildgliederung zweier gleichgewichtiger Hälften im Giebelfeld, die Verflechtung der dramatischen Komposition des fruchtbaren Moments in der Metope, die Rhythmik großer parataktischer Figurenmassen im Fries. Sie entdeckt die Statik und Mechanik des menschlichen Körpers, begreift die Glieder in ihrer Funktion und befreit die Geste zur Ausdrucksfähigkeit eines natürlichen Daseins. Sie entwickelt einen klaren, in die Ferne wirkenden zeichnerischen Kontur, baut die Figur im Nackten und im Gewand in großen Erscheinungsgegensätzen der Einzelform auf und meistert die Formensprache zum Ausdruck des Erhabenen wie des Lieblichen, der stillen Ruhe wie der leidenschaftlichen Bewegung, des Götterideals in seinem Reichtum dichterischer Charaktere wie des historischen Porträts. Zentrum aber bleibt ihr der Typus Mensch, wie ihn zuerst die Kunst des 5. Jahrhunderts v. Chr. hingestellt hatte: die athletisch gesteigerte Physis eines gesunden Körpers, hingegeben an das sinnliche Dasein,

in ihrem plastischen Leben Ausdruck eines konfliktlosen, ungebrochenen männlichen Willens.

Die Wandlungen dieses Typus, Verfeinerung und Auflösung des Stils zu schildern, ist hier nicht Raum. Gegenüber den Versuchen, die spätrömische Kunst nur als Übergangsperiode zur mittelalterlichen zu verstehen, und der Überschätzung provinzialer Zersetzungserscheinungen muß der beharrende Teil der Entwicklung betont werden. Gewiß führt eine sozusagen unterirdische Strömung von der antoninischen Kunst ab in die neue Zeit, und in der römischen Reichskunst unterhöhlen umbildende orientalisierende Kräfte die alte Kultur: aber noch im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts n. Chr. erscheinen auf dem Diptychon der Nicomachi-Symmachi Asklepios und Hygieia im reinen Stil des 4. Jahrhunderts v. Chr., der herrliche Engel des Londoner Diptychons ist antik in jeder Falte, und der Probus von Aosta wie der Bronzekoloß von Barletta stehen Imperatorenfiguren der großen Zeit näher als dem Bilde Justinians in S. Vitale in Ravenna.

Man muß sich diese imponierende Entfaltung antiker Kunst in Stadt, Tempel, Forum, Thermen, in zahllosen Statuen in Marmor und Bronze, in Gemälden, Wandteppichen, Silbergeschirr und Geschmeide als Einheit vorstellen, wie sie in jeder großen römischen Stadt in den Provinzen hinter dem Limes in Germanien und Gallien wie in Augsburg, Mainz, Köln, Trier zu erleben war, um eine merkwürdige Feststellung zu machen: sie hat gar keinen Einfluß auf die umliegenden primitiven nordischen Stämme ausgeübt. Um die volle Bedeutung dieser Tatsache zu würdigen, mag man sich einer identischen Situation mit entgegengesetzter Wirkung erinnern, jener, in der sich die Griechen am Morgen ihrer Geschichte Ägypten und dem Orient gegenüber befanden, Randkulturen, mit denen sie nur durch Handel und Söldnerdienst zusammentrafen, die sie nicht wie die Germanen im eigenen Lande hatten. Sie nehmen sie auf, durchleben eine orientalisierende Epoche und setzen die Kunstgeschichte da fort, wo ihre Lehrer versagten.

Im Norden nichts dergleichen. Nicht ein Stück verunglückter Kopie, kein Fund roh nachahmender Skulptur, keine Wirkung der reichen hellenistisch-römischen Dekoration, nichts. Und dies bei einer vom 1. bis zum 5. Jahrhundert sich immer steigernden Berührung der Germanen mit römischer Kultur, dem Import antiken Kunstguts durch Kaufleute und zur Bestechung, der zunehmenden Germanisierung des römischen Heeres und dem germanischen Kolonat in den nordöstlichen Provinzen. Unter gleichen Bedingungen hat der mittlere Osten anders reagiert, wo unter den Sassaniden erst eine barbarisch kopierende, bald aber eine selbständig künstlerische Kultur entsteht, die nachher jahrhundertelang den Westen beeinflußt.

Sind bisher die Versuche, eine große altgermanische Kunst in Plastik und Architektur nachzuweisen, einer von edler, vaterländischer Absicht geleiteten Forschung mißlungen, so hat sie doch den Gegensatz einer eigentlich nordischen Formempfindung zur klassischen Welt herausgearbeitet. Die Erklärung, den primitiven Bauernstämmen Nord- und Osteuropas sei jede künstlerische Formgestaltung entbehrlich gewesen, ist nicht richtig. In der Zeit der Völkerwanderung erscheint ein ornamentaler Stil, der, im Karolingischen gebändigt, noch tief ins Romanische hineinwirkt, als der denkbar größte Gegensatz zur antiken Formenwelt. Was an ihm Verarbeitung orientalischer Motive, die über die Länder des Schwarzen Meeres in den Norden gekommen, was reines germanisches Stammgut, was Dekadence römischer dekorativer Elemente darin ist, kann hier nicht dargelegt werden. Das Resultat spricht deutlich genug. Der Cordulaschrein in Cammin, das Tarajuwel, der Stein von St. Madoes aus Tay sind Schöpfungen, die jedem Griechen und jedem Römer noch des 4. Jahrhunderts n. Chr. ein wahrer Graus gewesen wären. Verleugnung jeder plastischen Form, Verzerrung des zeichnerischen Konturs der Erscheinung bis zur Unkenntlichkeit des Naturvorbildes, Belebung der Fläche nicht mehr durch klare Einteilung in den Wagrechten und Senkrechten, sondern ein scheinbar spukhaftes Durcheinander endloser

Bandverschlingung, eine unlösbare Verknotung sich dehnender und zerrender Linien. Waren Logik, Erkennbarkeit des Imitativen, Begrenztheit des plastisch-zeichnerischen Umrisses, übersichtliche Rhythmik, wohliges Ausleben der Form Wesenseigenschaften jeder antiken Komposition, hier ist gerade das Unverstandesmäßige, Unbegrenzte, Unlösbare Formprinzip geworden. Schließlich enthüllt sich die besondere Gesetzmäßigkeit dieser Kunst, ihre unendliche Melodie, die Sehnsucht ihrer Ausdrucksbewegungen.

Das also ist das „Kunstwollen“ der Erben der antiken Welt. Eine auf das Große in Architektur und Plastik gerichtete Absicht war ihnen überhaupt fremd. Im Dekorativen aber die Verleugnung jeder „Darstellung“, jedes „Bildes“. Man kann sich das Schicksal der Kunst, wenn die Antike gänzlich untergegangen wäre, kaum ausdenken. Jedenfalls wäre der Verlauf der Kunstgeschichte ein anderer, die Bildung des romanischen und gotischen Stils unmöglich gewesen.

Es hat sich also antike Kunst, ja die darstellende Kunst überhaupt im Norden nur in hartem Kampfe durchsetzen können — in irischen Miniaturen, deren aus dem Orient übernommene Vorbilder plastisch-schwindsüchtig genug waren, steht die Figur sozusagen in Lebensgefahr, gänzlich ornamentisiert zu werden. — Der Konflikt wäre aussichtslos gewesen, hätten nicht die beiden großen Lebensmächte der Zeit in altem Bund mit der Kunst gestanden, der weiterlebende römische Staat und das Christentum.

Hier nun wird die symbolische Rolle des Theodorichgrabmals in Ravenna deutlich, des ersten Monumentalbaues eines germanischen Fürsten. Es ist ganz antik, ein Werk jener späten römischen Reichskunst, von der nur in Syrien zufällig eine Gruppe von Bauten erhalten ist, der letzte Ausläufer in einer Reihe von in griechische Zeit zurückreichenden Tropaien und Grabbauten, an die der in Ostrom erzogene König bewußt anknüpfte. Das Ganze im Sinne der alten Kunst als Körper wirkend, herb großartig in der Einfachheit seiner Motive, von edlem Gleichklang seiner Verhältnisse, Steinbau, wie irgendeiner.

Daß er Vorläufer im Norden habe, dafür ist auch nicht der Schatten eines Beweises erbracht.

In diesem Bau vermählt sich nordischer Herrscher- und Kulturwille mit südlich-antiker Formenwelt.

Ehe wir aber den Einigungsprozeß weiter verfolgen, müssen wir kurz die Schwierigkeit schildern, der die Rezeption der ausgehenden Antike durch neu aufstrebende jugendliche Völker begegnen mußte, selbst wenn diese einen größeren Willen zur Form mitgebracht hätten, als die germanischen.

Die von den Griechen seinerzeit vorgefundene ägyptische und vorderasiatische Kunst bot einfache Lösungen des Säulenbaues, der Einzelfigur, des Reliefs, des Ornaments. Die Griechen mußten nur, um ihren Stil zu finden, das Unwesentliche abstreifen, die ausschweifende Form konzentrieren, die müde, gebundene mit ihrer Lebenskraft erfüllen: ein organischer Prozeß, der überall in neue Freiheit führte. Die späte Antike dagegen war eine reife Kunst. Ihr letztes Wort in der Architektur war der Gewölbebau von einer Wucht und Kühnheit, wie an der Constantins-Basilika in Rom, den Thermen in Trier und Rom, der Sophienkirche in Konstantinopel. Malerei und Relief verbanden die Figur mit Architektur und Landschaft, die ornamentale vegetabilische Ranke war belebt von Getier und spielenden Eroten. Mit dieser reichen Kunst hatte schon das frühe Christentum paktieren müssen und, seine bildfeindliche Geistigkeit verleugnend, ihre Formendialektik zur Mission ebenso verwendet wie die heiligen Väter griechische Rhetorik und Philosophie. Man sieht in der Entwicklung der christlichen Sarkophagskulpturen deutlich das von der neuen Welle des orientalisierenden Stils getragene Bestreben, die reiche heidnische Bildwelt auf einfache klare symbolische Bilder zu reduzieren. Aber in dem Hauptteil der neuen kirchlichen Kunst, der Illustration der heiligen Geschichten, konnte sich diese Absicht auf Vereinfachung nur bedingt durchsetzen. Diese hatten, wie die Elfenbeinreliefs, die ältesten Miniaturen, der herrliche Schrein von San Nazaro in Mailand lehren, ihre erste bestimmende Fassung von einer

noch auf der Höhe stehenden antiken Kunst erfahren, die mit Verkürzungen, Gruppenkomposition, landschaftlichem Hintergrund, Darstellung von Architektur, vor allem mit plastischer Durchbildung des Figürlichen ganz im Sinne der gleichzeitigen Bearbeitung heidnischer Stoffe arbeitete. Es lag also zur Rezeption und Weiterbildung ein reicher differenzierter Stil voll fertiger Lösungen vor, eine ungleich schwierigere Situation, als sie die Griechen vorfanden zu der Zeit, da sie ihre Mythen am amykläischen Thron und der Kypseloslade in Bildform zu bringen suchten.

Dies war die Lage, die Karl der Große zu meistern hatte, als er das zerrüttete weströmische Reich einigte, und als Nachfolger des römischen Kaisers nicht nur das alte Imperium, sondern auch seine literarische und künstlerische Kultur fortsetzen wollte. Von eigenem fränkisch-germanischem Besitz beinahe nichts, von antiker Erbschaft eine Überfülle, der das halbbarbarische Geschlecht nicht gewachsen war.

So angesehen, gewinnt die karolingische Renaissance eine Bedeutung für die europäische Kultur, welche die berühmtere der italienischen Renaissance des 15. Jahrhunderts weit überragt. Deren Verlauf war eigentlich vom 13. Jahrhundert ab gesichert. In Italien, in Burgund, in Deutschland war Kultur nicht mehr erst zu schaffen, sondern nur weiterzu entwickeln; sie wurde durch die Wiederbelebung griechischer Studien, durch Vitruv und die Antikenfunde beschleunigt und umgebildet, aber die eigentliche Wende bedeuten hier Dante und Giotto, dort die Künstler am Hofe des Herzogs Jean von Berry. Um 800 aber stand die abendländische Kultur auf zwei Augen, und der Fall ist nicht auszudenken, daß an der Stelle Karls einer seiner schwachen Nachfolger gestanden oder ein Barbar.

Der Begriff der karolingischen Renaissance ist genau so unklar und zwiespältig wie der der italienischen. Eine historische Stellung zum Altertum war der einen so unmöglich wie der anderen. „Aurea Roma iterum renovata renascitur orbi“ begehrte jede von sich zu sagen. Keine ist rein antik. In der italienischen

Renaissance steckt ein großes Stück noch nicht herausgearbeiteter gemein abendländischer Gotik, im Karolingischen ein gemein spätantikes orientalisches Element. Aber in Italien ist die eigene produktive Kraft stärker, im Karolingischen die rezeptive. Und hier beruht die Wirkung der neuen Kultur auf der Konzentration im Hof, seinen Gründungen und den in gleichem Sinne arbeitenden Klöstern.

Die Palastkapelle Karls des Großen, das Münster in Aachen ist in vielem ein Rätsel. Ein Deutscher ist Architekt, Magister Odo von Metz, der erste Künstlername in der deutschen Geschichte. Woher hat er seine Überlieferung? Der Bau ist in vorzüglicher Gewölbe- und Quadertechnik ausgeführt. Es hat sich also antike Technik im Westen erhalten. Wir sehen, wie viele Zwischenglieder zwischen Ravenna und Aachen uns fehlen. Ein San Vitale verwandter Bau, vielleicht San Lorenzo in Mailand, kann als Vorbild vorgeschwebt haben; aber der mächtige, durchgearbeitete Innenraum hat ein zu starkes Eigenleben, um reine Kopie zu sein, dabei eine leise Schwäche im Raumgefühl mit seiner Achsenlosigkeit und lahmen Beherrschung der Nebenräume. Zum Bau gehört reicher musivischer Schmuck, von dem nichts erhalten ist, die antiken Säulen mit in Italien zusammengesuchten antiken Kapitälen, ein antiker Sarkophag antoninischer Zeit mit dem Raub der Proserpina, die bronzene Bärin, eine römisch-provinziale Arbeit, der Pinienzapfen, ein Guß des 11. Jahrhunderts nach römischem Vorbild, gewiß ein reicher Schmuck von Teppichen und Stoffen aus der Levante, dazu ein Kirchenschatz, als Vorbild der späteren mit antiken Intaglien und Kameen, Elfenbeindiptychen, antiken Gläsern, Vasen „von der Hochzeit von Kanaan", antikem Silber usw.

Vergegenwärtigt man sich dies als Ganzes, so ergibt sich folgendes Bild: Wie die Palastkapelle nur verständlich ist als Leistung einer auch in der Merowingerzeit nicht ganz unterbrochenen antiken Tradition, so ist auch die Benützung antiker Spolien nur Fortführung älterer Sitte: das Neue ist die be-

kopiert, das Hauptportal von Tulln ist mit Reliefs verziert, die römische Grabreliefs des 2. Jahrhunderts n. Chr. kopieren, der Dornauszieher, die römische Kopie eines griechischen Originals um 160 v. Chr. kehrt wieder auf einem Sarkophag im Dom von Magdeburg, im Frauenmünster von Zürich und am Schwabentor in Freiburg.

Für die Folgezeit wichtig ist nicht bloß die bildlich inhaltliche Tradition, sondern die plastisch-formale. Im Anschluß an die Antike erfüllt sich die Figur wieder mit Volumen, das Relief mit Flächenlebendigkeit und Kontrast von Licht und Schatten. Auch die Handwerkstechnik, soweit sie antiken Werken abzulesen ist, vertiefte Umrißlinie, Bohrarbeit, das Behauen des im Verbande sitzenden Steins wird wieder aufgenommen. Die romanische Plastik der Lombardei und des Nordens erhält ihre der griechisch-archaischen verwandte Kraft und Geschlossenheit, die provenzalische gewiß unter Einfluß des römischen Reliefs ihre Leichtflüssigkeit und ihren Linienreichtum. War die Bildkomposition von Anfang an antik, und erhielt sich unter der Einwirkung byzantinischer Vorbilder immer noch ein leiser Kontakt mit der alten Kunst, so bog sie unter der abermaligen antiken Beeinflussung nur wieder zum verlassenen Wege zurück. Die großartige Marburger Elfenbeintafel mit der Himmelfahrt des 9./10. Jahrhunderts kann nur auf eine spätantike Komposition zurückgehen. Wie nahe steht sie schon der Schöpfung Tizians!

Nun ist für die romanische Kunst eine antike Unterströmung längst zugegeben. Für die Gotik dagegen, einer in Architektur und Plastik wirklich neuen Welt, schien sie ausgeschlossen. Aber mit diesem vorgefaßten Urteil war die Macht historischer Tradition unterschätzt. Der Nachweis, daß die Figuren der Maria und Elisabeth im Mittelportal des Doms von Reims römische Gewandfiguren zum Vorbild haben, löste eine Frage, die jeder, dem der antike Einschlag im spätromanischen Stil Süd- und Mittelfrankreichs bekannt war, hätte stellen sollen. Erwuchs der große Stil von Reims aus diesem, mußte auch römische

Tradition weiterwirken. Nur geschieht es wieder in besonderer Art.

Es scheint mir nicht richtig, die antike Anlehnung in der bloß äußerlichen Herübernahme des Gewandstils mit seiner flüssigen Falte zu sehen. Man muß nur am Mittelportal von Reims die Verkündigungsgruppe links mit der Frauengruppe rechts vergleichen, um zu sehen, daß der große Meister von Reims von den ihm bekannten antiken Figuren nicht bloß die Dekoration, sondern auch seinen eigentlichen plastischen Stil und seine große Charakteristik gelernt hat. Die freie Ponderation von Elisabeth und Maria, die Würde des Abiathar, die Körperlichkeit der Figur unter dem Gewand, die große lineare Komposition in der Falte und die Freiheit der Geste, das „Götterideal" der Köpfe: dies macht den neuen Stil aus. Dergleichen konnte nicht ein Kopist nacherleben, sondern nur ein Künstler allerersten Ranges.

Das Problem erweitert sich dadurch, daß der Bamberger Meister, der in Reims gelernt hat, nicht bloß den Stil der Reimser Werke weiterbildet, sondern seinerseits selbständig aus der gleichen antiken Quelle schöpft. Vielleicht ist eine bisher noch nicht beachtete weitere Nachwirkung antiker Typik nachweisbar. Die heilige Elisabeth in Bamberg, mit Kopftuch und Stirnbinde, tiefliegenden Augen und eingefallenen Wangen, der merkwürdigen Haltung des Kopfes auf dem hageren Hals fällt in ihrer scharfen Charakteristik aus der Reihe der übrigen Reimser und Bamberger Figuren. Dies erklärt sich leicht. Sie ist nichts anderes als eine aus einem antiken Sarkophag, vielleicht einem mit der Hippolytosgeschichte, entlehnte Figur der Amme, die der Meister in seinen erregt geistigen Stil übersetzte.

Der Bamberger Dom bewahrt noch eine andere antike Erinnerung. Die nackte Figur am Sarkophag Clemens' II. mit der Urne, aus der Wasser fließt, kann in ihrer komplizierten Rückenansicht nur eine hellenistisch-römische Wassergottheit nachbilden.

Das Weiterwirken der neu gewonnenen großen plastischen

Form in der sächsischen Kunst am Main und Rhein aufzuzeigen, ist nicht unsere Aufgabe. Die Gotik des 14. Jahrhunderts macht den Körper zum Kampfplatz ihrer Seelenkämpfe und Erschütterungen, wie ähnlich im 12. Jahrhundert die byzantinisch lineare Komposition der Figur im Französischen und am Bamberger Georgenchor zum höchsten Ausdruck geistiger Erregung gespannt wurde. Die plastische Leidenschaft der Gotik des 14. Jahrhunderts wäre nicht möglich geworden, hätte nicht der antikisierende Stil der Figur Kraft verliehen.

Es hat sich also in der nordischen Skulptur derselbe Vorgang vollzogen wie im Süden, wo beinahe zu gleicher Zeit Niccolo Pisano in den Reliefs der Kanzel im Baptisterium zu Pisa Figuren eines Phaedrasarkophags und einer neuattischen Vase kopiert.

Im Zusammenhang des mittelalterlichen Kunstlebens betrachtet, verliert die Wiederbelebung des Altertums in der italienischen Renaissance das Aussehen eines einmaligen seltsamen Vorganges. Das Neue ist nicht die Bewegung selbst, sondern ihre Breite und Tiefe. Sprachen wir früher von tausend kleinen Rinnsalen, so erhält antike Kultur jetzt die Gewalt eines Stromes. Die Tradition im einzelnen reißt nicht immer wieder ab wie im Mittelalter, sondern wird literarisch wissenschaftlich ein Stück der neuen Kultur der Welt. Von Ghiberti und Giov. Battista Alberti zu Lionardo da Vinci, zu Vignola, Scamozzi und Palladio führt eine schulmäßige Methode, die nachher der Norden aufnimmt. Die großen Probleme der Architektur und Skulptur stammen alle aus dem Mittelalter, aber sie erhalten durch die Berührung mit Antikenfunden ein eigentümliches Feuer und ihre Konzentration. Im einzelnen ist beinahe noch alles aufzuhellen. Der ganze Vorgang ist von der Geschichtschreibung mehr gesehen als verstanden. In der Entwicklung von der Frührenaissance zum Barock, die das große Schulbeispiel der neueren Kunstgeschichte geworden ist, steckt ebensoviel eigenmächtig freie Entfaltung der Idee, wie Antikenstudium als reifende Kraft. Die Erfüllung des zuerst nur geahnten Pro-

gramms leistet der römische Barock, er, der sich zugleich so stark innerlich von der Antike entfernt.

In der Renaissance in Deutschland hat diesmal die Antike nicht unmittelbar gewirkt, sondern ihre Umprägung in die italienische Münze. Man kann als Beispiel den Nachweis nehmen, daß in Dürers Tod und Teufel auf dem Umweg über Lionardo ein antikes Roß nachwirkt, oder die Freiheit und Größe im Akt, zu dem der jüngere Vischer durch die Antike auf dem Umweg über Italien kommt. In Dürers Schönheitslehre steckt ein Ausklang des Kanon des Polyklet, in den Bauten des Elias Holl Vitruv durch Palladio vermittelt.

Die in der Renaissance aus der Antike übernommenen Gedanken der großen architektonischen Anlage in Stadt, Straßenzügen, Plätzen, Palast und Villa, die rhetorische Plastik, das Ehrendenkmal, der Triumphbogen, das Theater treten in den Dienst einer neuen, höfisch-staatlichen-nationalen Kultur. Das Übergewicht der formalen französischen Kultur des 17. Jahrhunderts, der Tochter des italienischen 16. Jahrhunderts, beruht auf der Kraft dieser neuen einheitlichen künstlerischen Idee, gegenüber Deutschland, das in der Zerrissenheit seiner staatlichen Erscheinung wie in dem Individualismus seiner künstlerischen Lebensformen — wer kann sagen, wie lange — halb gotisch mittelalterlich blieb. Der Romane findet aus seinem 18. Jahrhundert über das 17. Jahrhundert in die Renaissance zurück und bleibt so in der ganzen neuen Zeit mit seinen supponierten römischen Ahnen verbunden. Für den Deutschen geht der Weg ins Altertum über Winckelmann.

Die große geistige und künstlerische Bewegung des Klassizismus, die in ihm ihren ersten Wortführer fand, wiederholt scheinbar das Schauspiel der Renaissance. Aber sie ist geleitet von besonderen Motiven und neuen Absichten. Winckelmann steht neben Rousseau und gewinnt als ersten starken Bundesgenossen Lessing. Grundzug ihres Wesens ist Kampf gegen die eigene Zeit, Sehnsucht nach einer neuen. Die kritische Leidenschaft ist größer als die Kraft, neue Ziele zu formulieren. In

jeder der früheren Renaissancebewegungen verband sich der Schöpferwille einer Epoche mit dem Altertum, um in ihm sich selber zu begreifen, sich zu stärken und durch die große überlieferte Form zu einem leichteren größeren Ausdruck seines besonderen Daseins zu gelangen. Der Klassizismus will Abkehr, Umkehr, Rückkehr in eine reinere einfachere Welt. Winckelmanns Verhältnis zur Antike ist nicht weniger romantisch wie das Rousseaus zur „reinen Natur", Lessings Schrift sollte heißen „Laokoon als Erzieher". Auch dies ist neu, daß nun eine wesentlich literarische Kunstlehre auftritt, während die älteren Strömungen sich im Kreise der Künstler abgespielt haben, die mit dem Werk sprachen, gar nicht oder nur nebenher durch das Buch. In der Renaissance führte der Architekt das Wort, jetzt der Philolog. Und es vermischt sich die künstlerische Absicht mit einer Anschauungsweise, die ihrem innersten Wesen zuwiderläuft, mit einer wissenschaftlich historischen, und kann dieses fatale Bündnis mit dem Sprößling einer anderen Muse nie wieder abschütteln. Die literarische Ästhetik wird aber, an der warmblütigen Kunstlehre der Renaissance und des Barock gemessen, merkwürdig dünn und so blaß wie klassizistische Zeichnungen mit solchen des 16. und 17. Jahrhunderts verglichen.

Es hieße Winckelmann mißverstehen und ihn überschätzen, erklärte man ihn für den Vater der neuen Dinge; er war, wie so oft der Kunsthistoriker nach ihm, der Wortführer eines in der Kunst selbst sich neu formenden Willens. Im Interesse für „historische Stile" war ihm Fischer von Erlach vorausgegangen, eine klassizistische Gegenströmung gegen den Barock läuft von der Renaissance selbständig weiter und mündet in ihm ein, den Rafael Mengs in das Wesen der lebenden Kunst einführte. Ein beinahe unbegreiflicher und lange noch nicht wissenschaftlich ergründeter Prozeß, daß Barock und Rokoko, Zeitalter einer großen, überreichen Kunst ihrer selbst müde und überdrüssig werden und sich, wie die Hofgesellschaft nach rauschenden Festen in die Eremitage, zu der schlichten Linienführung römischer Ruinen und der Askese des antikisierenden Stils flüchten. Po=

litisch mag die Französische Revolution, geistig-sittlich die deutsche klassische Literatur um 1800 neue große Zeitalter der europäischen Geschichte einleiten, künstlerisch bedeutet das Abreißen der Traditionen des Rokoko einen Verlust, von dem sich die Welt nie wieder erholt hat.

Nimmt man aber die geschichtliche Entwicklung, wie sie nun einmal ist, und begreift man, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Verhältnis des gebildeten Menschen zur Kunst überhaupt merkwürdig unsicher wird, was an Diderot ebenso zu studieren ist wie an Goethe, dann wird uns freilich auch die Leistung des Klassizismus zu einer, wenn auch resignierten Achtung nötigen, zumal das 19. Jahrhundert so tief sank, daß ihm die Geschlossenheit, Ruhe und Größe klassizistischer Bauten wieder Vorbild wurde. Sie atmen wirklich „edle Einfalt und stille Größe". Es wird also aufs neue Säulenhalle und Pantheonskuppel, antiker Fries und Giebel Beispiel. Im einzelnen ist überall Unsicherheit und Schwäche im Vergleich mit der organischen schwellenden Kraft des Barock und der unerschöpflichen Laune des Rokoko. Aber die innere Notwendigkeit großer tektonischer Gebilde, die Komposition einheitlicher Baukomplexe, die Ablehnung gedankenloser Phrase, das konnte nach der künstlerischen Anarchie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Gegenwart zuerst wieder an den Bauten Schinkels und Klenzes lernen.

In den Rhythmen des Klassizismus tönt eine zarte Musik wie aus der Ferne vom Winde hergetragen mit, die der Welt seit dem Untergang des Römischen Reiches verstummt war, die Kunst Attikas, die wirklich griechische Architektur und Plastik. Den Unterschied zwischen griechischer und römischer Antike errät Winckelmann manchmal aus der Sehnsucht seiner leidenschaftlichen Seele heraus. Erst die großen Reisewerke der Franzosen und Engländer, die Sammlertätigkeit Ludwigs I. von Bayern lassen künstlerische Ahnung zu wissenschaftlicher Einsicht erstarken. In der Architektur erwacht allmählich das Gefühl für die Reinheit der griechischen Linie, es entstehen klassizistische

Grabmäler von attischer Zartheit der Empfindung, in Denkmal und Porträt wird von einer Generation von Bildhauern, in der die Forschung noch ähnliche Entdeckungen machen wird wie unter den Malern anläßlich der Jahrhundertausstellung deutscher Malerei, das griechische Vorbild übersetzt nicht bloß in frostige Kopie, sondern wie von Schadow in große, selbständige, neu begriffene Form.

Ein letztes Wort in der Geschichte der Nachwirkung antiker Kunst gehört der Gegenwart. Die Notwendigkeit und Größe der modernen impressionistischen Malerei zu schildern, gehört nicht hierher. Sie war eine Eroberung künstlerischer Welt, die mit der Antike gar nichts zu tun hatte, sie lebte sich aus mit der Folgerichtigkeit großer künstlerischer Zeiten. Aber da ihr Feld nur das Leinwandgemälde, ihr Inhalt die malerische Poesie und Farbigkeit der realen Welt und ihrer Menschen war, so ließ sie irgendeine Sehnsucht unbefriedigt. In der Architektur versagte sie, im Fresko hat sie sich nie versucht, für die Bedürfnisse einer über den Realismus der alltäglichen Welt hinausstrebenden Phantasie hatte sie nur Spott.

Der Versuch, Hans von Marées in die Geschichte des Impressionismus einzuordnen, ist gänzlich mißglückt. Nicht Courbet und Manet sind seine entscheidenden Lehrer, sondern die Meister der griechischen Skulptur. Die große plastische Form, das allgemein menschliche Ethos ihrer Figur, die Geschlossenheit ihrer Komposition in die moderne Malerei zu übertragen, das war sein Ziel, das er als einzelner in einem zu früh abgeschnittenen Leben freilich nicht erreichte. Aber auch Rodin ist von der Antike ausgegangen und hat sein ganzes Leben lang mit ihr gerungen, der „Mensch des Eisenzeitalters“ hat den Idolino ebenso zur Voraussetzung wie Adolf Hildebrands stehende Aktfigur in Berlin. Und die Kunsttheorie des einen wie des anderen arbeitet mit an griechischen Originalen gewonnenen Erkenntnissen. War doch auch mittlerweile durch Funde und ihre wissenschaftliche Bearbeitung die Gesetzmäßigkeit der griechischen archaischen Kunst und die malerische, das Leben des Steins verwertende Plastik der

hellenistischen Zeit erkannt und zugänglich geworden. Die Linie führt dort weiter zu Maillol, hier zu Tuaillon, Engelmann, Lehmbruck — und zu den von Sehnsucht nach einer neuen seelischen Kunst erfüllten Fieberträumen des Expressionismus. Sobald der Träumer zu männlicher Arbeit erwacht sein wird, wird er als Plastiker glücklich sein, das alte Vorbild aus neuem Geiste heraus zu deuten.

Überblickt der Historiker diese Geschichte von mehr als anderthalb Jahrtausenden, so überkommt ihn gegenüber dem Bildungsstreit der Gegenwart eine eigentümliche Ruhe. Nie ist zu Glück und Qual eine Zeit an geschichtlichen künstlerischen Anregungen und Überlieferungen reicher gewesen als wie die Gegenwart. Romanische Kunst und die große Gotik wirken als lebendige Mächte, der Barock, den wir reiner sehen wie Winckelmann, und der Klassizismus, dem wir anfangen wieder gerecht zu werden, und schließlich die Kunst Ostasiens, die sich erst die neueste Zeit erschlossen. Was fruchtbar ist, ist groß, was groß ist, ist fruchtbar. Ist erst menschliche, nationale Kultur als solche gesichert und behütet vor Völkerwanderung und russischer Zerstörungswut, dann leben die großen Gedanken der Vergangenheit ruhig weiter, erhaben über den Streit des Tages, wie über den Tälern Berggipfel, die warten können, bis der Wanderer auf ihren Höhen wieder reinere Luft und das Gefühl der Freiheit sucht, und die Morgenröte eines neuen Tages.

Literatur. Ältere Darstellungen: Anton Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte I². — L. Friedlaender, Das Nachleben der Antike im Mittelalter, Deutsche Rundschau, Bd. 92, 1897, bes. S. 382ff. Erinnerungen S. 272ff. — Hans Semper, Das Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes, Eßlingen 1906. — Antike Kunst als Gesamtbegriff: L. Curtius, Die antike Kunst in Burgers Handbuch S. 1ff. — Spätrömische Kunst als Übergangsperiode zur mittelalterlichen: Alois Riegl, Spätrömische Kunstindustrie. — Umbildende orientalisierende Kräfte: Siehe die zahlreichen Untersuchungen Strzygowskis. — Diptychon der Nicomachi-Symmachi: Graeven in Röm. Mitt. 1913 Taf. III—VI S. 202ff. — Londoner Diptychon: L. v. Sybel, Christliche Antike II, Abb. 69. — Probus von Aosta: ebenda Abb. 66. — Koloß von Barletta: Antike Denkm. d. Inst. III, Taf. 20f. — Versuche, große altgermanische Kunst nach-

zuweisen: A. Haupt, Die älteste Kunst, insbes. die Baukunst der Germanen. — Ornamentaler Stil der Völkerwanderung: P. Clemen im Bonner Jahrb. LXXXXII 1892, S. 1 ff. — Cordulaschrein: Haupt a. a. O. Abb. 24. - Tarajuwel: Clemen a. a. O. S. 64 Fig. 10. — Stein von St. Madoes: ebenda S. 90 Fig. 18. — Bandverschlingung: Schmarsow im Jahrb. d. preuß. Kunstsamml. 32, 1911, S. 88. Worringer, Formprobleme der Gothik. Vitzthum, Malerei und Plastik des Mittelalters in Burgers Handbuch S. 14 ff. -- Irische Miniaturen: Zimmermann, Vorkaroling. Miniaturen. Theodorichs Grabmal: Haupt, Monum. German. architect. I. Ravenna, Theodorichs Denkmal. Zeitschr. für Geschichte der Archit. I, 1907/8, S. 10 ff., Bruno Schulz ebenda S. 197 ff. — Schrein von San Nazaro: Mon. Mém. Piot. 1900 VII Taf. VII ff. — Münster in Aachen: Dehio, Gesch. d. deutschen Kunst I S. 31 ff. Frankl, Baukunst des Mittelalters in Burgers Handbuch S. 16 ff. — Sarkophag, Baerin: Clemen, Die romanische Monumentalmalerei in den Rheinlanden S. 1 ff. und besonders S. 670 ff. -- Adahandschrift: Furtwängler, Antike Gemmen III S. 323. — Romanische Architektur: Dehio, Jahrb. d. preuß. Kunstsamml. VII 1886 S. 132 ff. R. Schultze, Bonner Jahrb. 124, 1917, S. 17 ff. G. v. Lücken, Die Anfänge der burgundischen Schule S. 39 ff. — Antikes Proportionsgesetz: Dehio ein Proportionsgesetz 1895. – Fresken in Nonnberg: Buberl, Kunstgesch. Jahrb. d. k. k. Zentralkomm. 1909, S. 40 ff. — Verolikasten: Graeven, Jahrb. d. kunsthist. Samml. des allerh. Kaiserh. XX, 1899, S. 5 ff. — Kairos: R. v. Schneider, Serta Harteliana S. 279. Perdrizet, Bull. corr. hell. XXXVI, 1912, S. 265. — Hauptportal von Tulln: Donin, kunsthist. Jahrb. d. Zentralkomm. 1915 S. 28 f. — Kreuzgang von Arles: Mon. Mém. Piot. VIII, 1902, Taf. XI. — Marburger Elfenbeintafel: Goldschmidt, Elfenbeinskulpturen I Taf. LVI. — Großer Stil von Reims und Bamberg: Dehio, Jahrb. d. preuß. Kunstsamml. IX, 1890, S. 194. A. Weese, Bamberger Domskulpturen 2. Aufl. S. 225 ff. Dehio, Geschichte d. deutschen Kunst I S. 329 ff. — Dürers Tod und Teufel: H. Woelfflin, Kunst Albrecht Dürers S. 189.

Religion.

Das Christentum ist seit über 1000 Jahren die Europa beherrschende Religion; und noch in der Gegenwart gibt es trotz seiner konfessionellen Gespaltenheit und in Sekten gegliederten Mannigfaltigkeit der ganzen europäischen Kultur das entscheidende Gepräge in religiöser Hinsicht. Geschichtslos sind nur die Religionen der Naturvölker wie diese selbst und die auf philosophischen Stimmungen erbauten künstlichen Religionen, die seit den Tagen

der Aufklärung in buntem Wechsel entstehen und vergehen. Sobald völkische Kulturgemeinschaften zu geschichtlichem Selbstbewußtsein erwachen, senken auch ihre Religionen die Wurzeln des Mythos und der Sage in die Vergangenheit und ersinnen sich ein goldenes Zeitalter, in dem Götter und Menschen die Grundlagen religiösen Lebens bereiteten. Die großen Weltreligionen sind darüber hinausgeschritten, indem sie in vollem Umfang in einer historischen Periode entstanden sind. Sie haben ihre klassische Gründungszeit, in der ihre Stifter lebten und die Grundbedingungen für ihre Weltmission geschaffen wurden, und immer wieder ist von Jahrhundert zu Jahrhundert ihr Leben durch die entscheidenden Tatsachen und den geistigen Ertrag jener Gründungsperiode geregelt und neu befruchtet worden. Das gilt von den großen Weltreligionen des fernen Ostens so gut wie von Judentum, Islam und Christentum und ist somit als ein für das Wesen der Weltreligion charakteristisches Merkmal anzusprechen, als ein Merkmal, das uns die Tatsachen vor Augen stellen, sehr im Gegensatz zu der modernen Neigung, das Historische in der Religion als unwesentliches Beiwerk beiseite zu schieben: wodurch letzten Endes ein den Naturreligionen sich näherndes kulturell kraftloses Produkt entsteht. Somit ist also die geschichtliche Bedingtheit des Christentums nicht als eine gleichgültige oder gar der Entschuldigung bedürftige Sache zu betrachten, sondern unweigerlich als die Quelle seiner Kraft für Gegenwart und Zukunft in vollem Ausmaß zu bewerten.

Die klassische Gründungsperiode des Christentums fällt in die frühe römische Kaiserzeit — unter Tiberius ist Jesus, unter Nero sind Petrus und Paulus gestorben —, und seit seinem ersten Hinaustreten aus dem engen galiläischen Kreise hat sich die junge Weltreligion mit all ihren Lebensregungen innig der Antike verbunden. Der das ganze Mittelmeergebiet sichernde Kaiserfriede, die ferne Völker miteinander verbindenden und Grenzen niederlegenden Verkehrsmittel, der längst zur Gewohnheit gewordene Zwang friedlichen Verständnisses unter all den Völkern des Ostens und Westens schufen ihm die unentbehrliche Vorbedingung für umfassende Missionstätigkeit. Dazu bot die im Osten überall, im

Westen weithin verstandene griechische Weltsprache das Mittel allgemeiner Verständigung, dessen sich bereits das Judentum mit Erfolg bedient hatte, um das Netz seiner religiösen Organisation auszuspannen. Die griechische Bibel wurde in den Synagogen Ägyptens so gut wie Kleinasiens und Roms benutzt, und mit der griechischen Sprache war griechischer Geist in Bethaus und Schule eingezogen: griechische Weisheit bieten uns späte Bücher des Alten Testamentes sogar in hebräischem Gewande.

Jesu Welt scheint davon unberührt. Aber die Männer, welche seine Gedanken aus dem engen Kreise der Jerusalemer Urgemeinde nach Antiochia und von da weiter in die Welt hinaustrugen, waren Hellenisten. Griechisch sind alle Quellen über Leben und Worte Jesu, und griechisch ist Sprache und Gedankenform des größten Apostels, des hellenistischen Juden Paulus aus dem kilikischen Tarsos. In seinen Briefen können wir es studieren, wie sich die originalen Gedanken christlicher Religiosität mit den Denkformen griechischer Philosophie und den Bildern hellenistischer Mystik vermählen, wie neben dem mit unerhörter Kraft aus tiefstem Herzen dringenden Laut der Seele doch auch die Weise griechischen Predigtstiles und hellenistischer Rhetorik sich behauptet. Und neben Paulus treten die übrigen uns durch ihre schriftlichen Denkmäler bekannten Persönlichkeiten der ältesten Zeit mit individuell verschiedenem Antlitz aber wesentlich gleichem Charakter: alle reden in griechischer Sprache und sind vertraut mit den Formen volkstümlichen griechischen Denkens, die um so stärker in den Vordergrund treten, je weniger ausgeprägtes religiöses Persönlichkeitsleben uns jeweils beim einzelnen begegnet. Es ist klar, daß die große Masse der Neubekehrten ein gutes Teil auch von ihrer altgewohnten Religiosität in den neuen Glauben mit hinübergenommen hat.

Die auf die apostolische Zeit folgende Periode hat in großen Umrissen bereits die wesentlichen Elemente der weltumspannenden katholischen Kirche geschaffen. Das Christentum hat sich die antike Welt erobert, indem es sie zwar grundsätzlich verneinte, aber praktisch ihre wertvollsten Errungenschaften übernahm und zum Aus-

bau seines eigenen Hauses verwandte: es ist nach dem Wort des Paulus „allen alles geworden, um allewege welche zu retten“. An die Lebensformen heidnischer Gemeinschaften und griechischer Judengemeinden, später mit zunehmender Sicherheit sogar an die staatlichen Vorbilder und Abgrenzungen lehnte sich die Organisation der alten Gemeinden an. Die hellenistische Gnosis und die griechischen Philosophenschulen lieferten die Bausteine, aus denen, erst in ungefügen Versuchen, dann aber mit höchster Meisterschaft geistvolle Denker das Gebäude einer christlichen Theologie als Weltanschauung aufrichteten und kirchliche Synoden dogmatische Formulierungen zusammenstellten. Die großen Kirchenväter des Morgen- und des Abendlandes fühlen sich mit Stolz als Glieder der griechischen und lateinischen Kulturgemeinschaft und Hüter der antiken literarischen und philosophischen Traditionen. Und je fester die Kirche ihre Wurzeln in den Kulturboden der alten Welt senkte, um so stärker nahm sie auch Lebensformen und Kultus, Brauch und Sitte, ja schließlich die guten und die bösen göttlichen und dämonischen Gestalten der antiken Naturreligion in den Kreis des Geduldeten, Gebilligten, Geheiligten auf. Selbst die Weltverneinung des Einsiedlers in der Wüste und des Mönches im abgelegenen Bergkloster hat ihre Wurzeln mindestens zum Teil in analogen Erscheinungen antiker Kulturübersättigung oder mystischer Enthaltsamkeitstheorien, und vollends die asketische Schriftstellerei schwelgt gerne in Gedankengängen hellenistischer Mystik und Philosophie. Es kann demnach nicht wundernehmen, wenn auch die Entwicklung der christlichen Kunst sich zunächst als einfache Übernahme, dann als selbständige Weiterbildung antiker Motive darstellt, derart, daß ihre Höchstleistungen im 5. und 6. Jahrhundert uns schlechthin als krönender Abschluß der spätantiken Kunstgeschichte überhaupt erscheinen.

Als Kaiser Konstantin das Christentum zur staatlich anerkannten Religion machte und mit allen Mitteln kluger Staatskunst förderte, verfolgte er das Ziel, die als mächtig und widerstandsfähig erprobte kirchliche Weltorganisation als ein zusammenhalten-

des Element dem schon manche Risse zeigenden Imperium einzuverleiben. Die Kirche hat sich schnell in die neue Stellung gefunden, und bald wurden die Bischöfe der Reichshauptstädte Kirchenfürsten, die an politischer Macht die höchsten Staatsbeamten überragten. Während die Verklammerung von Kirche und Staat im Osten dazu führte, daß die kirchliche Spaltung auch das byzantinische Reich zerriß, hat im Westen die kirchliche Einheit das unter den Schlägen der germanischen Einwanderer auseinanderbrechende römische Imperium überdauert. Als Machtzentrale des Westens trat Rom von der Bühne der Weltgeschichte, aber als kirchliche Hauptstadt blieb Roma caput mundi, in dem Wirbel der Völkerwanderung und den Stürmen des Früh-Mittelalters ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht bald auch in politischer Beziehung. Als Karl der Große das Imperium der abendländischen Augusti wieder erweckte, hat der Papst als der einzige im Westen noch vorhandene Träger antiker Herrschertraditionen ihm die Krone aufs Haupt gedrückt und ihn als Schutzherrn der Kirche im Sinne der christlichen Kaiser des Altertums anerkannt. So erneuerte sich der konstantinische Bund zwischen Weltreich und Weltkirche und gab, je nach dem Wechsel der Machtfaktoren, dem Mittelalter sein politisches Grundmotiv. Aber auch kulturell hat die Kirche sich als Erbin der Antike bewährt. Ihre Kirchenbauten setzten die abendländische und vielfach auch morgenländische Tradition der spätantiken Kunstübung gradlinig fort und entwickelten sie unter mannigfachen neuen Rückgriffen auf die Antike zu beispielloser Vollendung. Wandmalerei, Buchillustration und Elfenbeinschnitzerei kopierten zunächst getreulich die Vorbilder des 5. und 6. Jahrhunderts, bis sie in bescheidenem Umfang eigenes Leben gewannen. Und wie die Kunst, so war auch die Literatur und Wissenschaft der Antike bei der Kirche in treuer Hut, seit im 6. Jahrhundert Cassiodor seinen Mönchen das Lehrbuch antiker Wissenschaft schrieb und klassische Autoren in Mönchszellen, und bald nur noch in ihnen, eifrig kopiert und gelesen wurden.

Die mittelalterliche Kirche hat im Laufe der Jahrhunderte das

Ideal des Katholizismus nicht nur gezeichnet, sondern sogar der Vollendung recht nahe gebracht. Das durch Leo XIII. 1879 als Muster auch der Gegenwart vor Augen gehaltene scholastische Lehrgebäude des Thomas von Aquino ist die glänzendste Darstellung der katholischen Weltanschauung und in seiner Art eine vollendete Leistung. Aber zu begreifen ist es nur für denjenigen, der von der antiken Philosophie herkommt und bei Plato und vor allem bei Aristoteles in die Schule gegangen ist. Die griechische Philosophie ist für Thomas in logischer wie in spekulativer Beziehung das Mittel, durch welches die in der Bibel und den autoritativen Kundgebungen der Kirche offenbarten Glaubenslehren intellektuell ergriffen und miteinander zu einem einheitlichen System verbunden werden. Freilich lassen sich die Glaubenswahrheiten nicht als notwendig demonstrieren, da sie über die Vernunft hinausgehen, aber es kann und muß der Nachweis erbracht werden, daß sie mit den Gesetzen des philosophischen Denkens in Einklang stehen und die natürliche Erkenntnis in so einleuchtender Weise ergänzen, daß kein vernünftig Denkender sich der zwingenden Gewalt dieser Darlegungen entziehen kann. Die kirchliche Dogmatik als Vollendung der antiken Philosophie, und diese als Schlüssel zum Verständnis für jene: das ist das Wesen der klassischen Scholastik. So stark wirkt in ihr und durch sie auch im modernen Katholizismus die Geistesmacht der antiken Heroen. Und die Wissenschaft der Theologie machte in jener Zeit keine Ausnahme: stand doch die ganze wissenschaftliche Kultur des abendländischen Mittelalters unter dem bestimmenden Einfluß der römischen Antike, der freilich zumeist nur in stark abgeleiteten Bächlein zur Wirkung kam.

Das fröhliche Zurückgreifen des Humanismus auf die Urquellen selbst und vor allem die Neuentdeckung der griechischen Sprache wurde von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung der Religion. Bedeutete schon die allgemeine Frontstellung der Humanisten gegen Scholastik und Kurie, wo sie sich in einer kräftigen nationalen, historischen, moralischen und philosophischen Kritik aussprach, eine Vorbereitung und Unter-

stützung der kirchlichen Reformationsbewegung, so ist doch die wertvollste, weil positiv fördernde Hilfe eine einzelne Gabe gewesen: Erasmus brachte das griechische Neue Testament in die Hände der Theologen, Melanchthon interpretierte es in seinen Vorlesungen, Luther legte es seiner deutschen Übersetzung zugrunde und verknüpfte das protestantische Schriftprinzip mit der Proklamierung der alleinigen Autorität des griechischen Originals. Damit war für die evangelische Theologie die Verpflichtung dauernder Förderung der griechischen Sprachkenntnisse für alle Zeiten gegeben und die ständige Berührung mit der Antike als Grundlage ihrer Arbeit gewährleistet.

Der Katholizismus hat sich den neuen Anregungen gegenüber nicht grundsätzlich ablehnend verhalten, wohl aber in ihrer Anwendung eine erhebliche Zurückhaltung walten lassen und insbesondere dem griechischen Original gegenüber die autoritative Bedeutung der lateinischen Vulgata im Gegensatz zum Protestantismus auch dogmatisch festgelegt. Die gleiche Haltung hat die katholische Kirche im großen und ganzen auch in der Folgezeit beim Auftauchen frischer Einflüsse beobachtet und dadurch ihrem inneren Leben den Charakter ruhigen, wenn auch nicht stagnierenden Beharrens, freilich oft um teuren Preis, zu bewahren gewußt. Inmitten des stürmischen Getriebes der modernen Zeit gewährt sie das imposante Bild eines über den Wechsel der Dinge erhabenen, weltumspannenden Reiches, das sich in höherem Sinne als Nachfolger des Weltimperiums der Cäsaren fühlt und zum äußeren Zeichen dieses ununterbrochenen Zusammenhanges auch heute noch in allen Landen die Sprache der Roma aeterna spricht. Noch heute erklingen täglich in allen Erdteilen bei jeder Messe Gebete, die im Rom des vierten, des fünften und des sechsten Jahrhunderts gebildet wurden; jeder Priester und Ordensangehörige liest alltäglich in seinem Brevier neben den altlateinischen Psalmen und den aus der Vulgata des Hieronymus stammenden Schriftabschnitten Predigten Augustins und Leos d. Gr., Hymnen des Ambrosius und Prudentius und die zum großen Teil nach Form und Inhalt der christlichen

Antike angehörigen Heiligenlegenden. Aber weit über diese handgreiflichen Zusammenhänge hinaus hat die katholische Kirche in tausend Einzelheiten des Glaubens und des Kultus, der Verfassung und der Umgangsformen treu das Erbe des Altertums bewahrt und erweckt es täglich in den für antikmenschliche Ursprünglichkeit empfänglichen Seelen des Volkes zu neuem Leben.

Die protestantische Kirche hat aus dem lebensprühenden Reformationszeitalter als kostbarstes Gut das griechische Neue Testament in die folgenden mehr und mehr erstarrenden Jahrhunderte herübergenommen. Die uns heute so fruchtbar erscheinenden Anregungen des Arminianismus, welche eine lebendigere Verwertung antiker Lebensäußerungen für das Verständnis der Urkirche erstrebten, haben auf die Haltung der theologischen Stimmführer nur geringen Einfluß geübt. Was Hugo Grotius (1645) in geistvollen Bemerkungen und Joh. Jac. Wetstein (1750) mit einer für alle Zeit bewundernswerten umfassenden Belesenheit für das Verständnis des Neuen Testamentes aus den lateinischen und griechischen Schriftstellern, aus Talmud und jüdischen Exegeten beibrachten, hat erst spät Frucht getragen. Die maßgebende Theologie des 17. und 18. Jahrhunderts behandelte das biblische Schrifttum als eine isolierte Größe, aber widmete ihm hingebende exegetische Arbeit unter den an den klassischen Autoren gewonnenen formalen und grammatischen Gesichtspunkten: des alten Jenaers Salomon Glaß Philologia sacra (1623) ist ein Muster dieser Arbeitsweise. Aber der neue Geist, der im Aufklärungszeitalter vollendete, was der Humanismus begonnen, bahnte sich seinen Weg auch zur protestantischen Wissenschaft, und nach heftigen Kämpfen fand die an dem Ideal antiker Klassizität geschulte Denkweise eines Lessing und Herder, Schiller und Goethe auch innerhalb der protestantischen Theologie Verständnis und Nachfolge. Der Neuhumanismus des beginnenden 19. Jahrhunderts und die ihm wesensverwandte Romantik lenkten mit Notwendigkeit die Blicke der Theologen auf die Welt Griechenlands und Roms als den Mutterboden der christlichen Religion, und

die nun einsetzende, am antiken Ideal orientierte Schulung der Jugend in den klassischen Sprachen schuf die notwendige Voraussetzung für ein intensiveres Erfassen der Zusammenhänge. Aber noch war das Interesse der theologischen Wissenschaft zu stark durch literarkritische Fragen in Anspruch genommen, wie sie die neu erwachte historische Methode in Verfolgung der Probleme der Aufklärungszeit zu stellen nicht müde wurde. Noch war auch die zu stolzen Leistungen aufblühende klassische Philologie zu sehr mit der Aufrichtung der Grundsäulen ihres Hauses beschäftigt, um der Schwesterwissenschaft entscheidende Hilfe zu leisten. Erst das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hat durch eine Reihe bahnbrechender Arbeiten theologischer und philologischer Forscher die innigen Zusammenhänge zwischen dem Urchristentum und der alten Kirche einerseits und antiker Philosophie, Religion und Gesellschaftsleben andrerseits klargestellt und damit einem lebensvollen und für die geistigen Strömungen der Gegenwart unmittelbar bedeutsamen Verständnis unsrer Religion die Wege geebnet. In dem gleichen Maße wie die moderne Forschung das klassizistische Ideal der Romantik auflöste und uns dafür mit dem viel reizvolleren Schauspiel der vorbildlichen Entwicklung der genialen Schöpfungsperiode der abendländischen Kultur beschenkte, hat sie auch die Isolierung der Religion beseitigt und uns das Christentum in seiner kirchlichen Ausgestaltung als die reife Frucht und das geistige Ziel der in der Spätantike sich vereinigenden Kräfte der alten Welt begreifen gelehrt. Wir schauen die ewigen Gottesgedanken Jesu in dem Kleide, das ihnen die Weltgeschichte selbst aus tausend bunten Fäden mit ihren schönsten Kräften gewirkt hat, und die Gestalt des Gründers der christlichen Religion schreitet durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in dem lichten Gewande der zum Abend sich neigenden Antike, über deren Morgen die Sonne Homers ihre Strahlen ergoß.

Literatur. Die beste zusammenfassende Darstellung der Kirchengeschichte (bis 1688) gibt Karl Müller, Kirchengeschichte, I, II, 1, 2, Mohr, Tübingen 1892—1919, ein auch dem gebildeten Laien zugängliches Meisterwerk der Geschichtschreibung. Über die älteste Zeit orientiert gut

Hans Achelis, Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten, I, II, Quelle & Meyer, Leipzig 1912. Paul Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum, 2. u. 3. Aufl., Mohr, Tübingen 1912, ist das klassische Werk über die Zusammenhänge zwischen Urchristentum und Griechentum; auch dem Nichtfachmann verständlich. Speziell für weitere Kreise bestimmt ist Hans v. Schubert, Grundzüge der Kirchengeschichte. 5. Aufl. Mohr, Tübingen 1914. — Hans v. Soden, Geschichte der christl. Kirche, I, II (bis Konstantin). Teubner, Leipzig 1919. (Aus Natur und Geisteswelt, 690, 691.) — Karl Sell, Christentum und Weltgeschichte. 1910. (Ebd. 297,298.) — Joh. Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums. 2. Aufl. (Ebd. 54.)

Philosophie und Weltanschauung.

Der antike Geist hat am Ende seines langen Weges die zahlreichen Gedankenrichtungen, welche er während seiner Entwicklung angesponnen hatte, in einer großen umfassenden Schöpfung vereinigt. Wir nennen sie, die auch als einer der wichtigsten Bestandteile in das Christentum einging, mit einem viel zu engen Namen Neuplatonismus. Denn neben der platonischen Lehre werden zahlreiche andere, ja beinahe sämtliche Richtungen der älteren Zeit hier vereinigt, und aus dieser Vereinigung wird eine höchst selbständige neue Leistung gewonnen. Vor allem verschmelzen hier, als einander geistesverwandt, die Lehren Platos, Aristoteles' und der Stoa, die sich sämtlich zum Geist als dem eigentlichen Grunde der Wirklichkeit bekannten. An die platonische Philosophie aber schließen hier die des Pythagoras, Parmenides und Sokrates an, an die aristotelische die des Empedokles und Anaxagoras, an die stoische die des Heraklit und der Kyniker.

So bildet der Neuplatonismus einen Auszug fast aus der gesamten älteren griechischen Philosophie. Und nur einige ganz bestimmte Richtungen werden als fremd und feindlich von dieser großen Vereinigung ausgeschlossen. Es sind die, welche sich nicht zum Geiste bekennen, weder zu seiner Wirklichkeit, noch zu seiner Wahrheit, noch zu seinem Werte. Nicht zu seiner Wirklichkeit: die Stofflehre der Atomistik bei Demokrit, übernommen von

Epikur und seiner Schule. Nicht zu seiner Wahrheit: die Skeptiker, welche ihrerseits die Überlieferungen der alten Sophisten fortsetzen. Und nicht zu seinem Wert: die Lustethik Aristipps und Epikurs. In der Schule Epikurs fließen alle diese Strömungen zusammen. Sie, die Vertreterin der Stofflehre, steht am Ausgang des Altertums als die zweite große, aber durchaus als feindlich angesehene Macht neben dem Neuplatonismus.

Der Neuplatonismus war berufen, das gesamte Erbe des Altertums einzusammeln, um es im Bunde mit dem Christentum den germanischen Völkern zu überliefern. Er durfte deshalb auch jene ihm feindliche Macht nicht einfach beiseite lassen. Und in der Tat hat er auch ihr, dem Gedankenkreis, der durch die Namen Atomistik, Epikureismus, Skepsis bezeichnet wird, in seinem umfassenden Gedankenbau eine Stelle angewiesen. Das wechselseitige Verhältnis beider Mächte ist nicht gleichartig, denn der Geist kann den Stoff begreifen, auch wenn er ihn als seinen Gegensatz begreift, dem Stoff dagegen bleibt der Geist ewig verschlossen. Deshalb ist für die Stofflehre die entgegenstehende Geistlehre einfach nicht vorhanden; die Geistlehre dagegen bestimmt die Grenzen, innerhalb deren auch die Stofflehre ihre beschränkte Gültigkeit hat. Sie gilt für das Gebiet des Sinnlichen, das freilich darum als ein Nichtiges und zu überwindendes erkannt wird. Das sinnliche Erkennen wie das sinnliche Handeln ist hier in der Hauptsache richtig erfaßt, und auch für die Erklärung des sinnlichen Seins liefert die Stofflehre wichtige Begriffe. So erkennt der Neuplatonismus die ihm entgegenstehende Richtung, die wir nach ihrem Hauptvertreter als Epikureismus bezeichnen mögen, in ihrem Gebiete an, nur gilt ihm dies Gebiet selbst als die zu überwindende und feindliche Welt. Unbedingt streitet er jener Richtung daher den Anspruch ab, die letzte und endgültige Deutung des Seienden überhaupt zu liefern.

Das Unbedingte ist der Geist: diese Lehre des Neuplatonismus ist auch die Wahrheit des Christentums. Das Christentum konnte daher die Gedankenwelt des Neuplatonismus in sich aufnehmen, es ergriff damit das Erbe der gesamten griechischen

Philosophie. Es konnte auch jener feindlichen Macht, die es als die Welt der Sünde verstand, ihren Platz belassen, als das verneinende Gegenbild der Lehren, die das Christentum gemeinsam mit dem Neuplatonismus als ewige Forderungen aussprach.

Dies also ist das Erbe griechischer Philosophie an die Germanen. Als eine einheitliche, alle verschiedenen Strömungen in sich befassende Geistesmacht ist sie ihnen überkommen. In der Lehre vom Geiste sprach sie ihren tiefsten und letzten Sinn aus. Dieser einheitliche Gedankenbau schloß aber in sich einen Teil, der sich als Lehre vom Stoff zu verselbständigen trachtete und in der Tat von bestimmten Schulen selbständig und ausschließlich vertreten wurde. Er hatte seine Gültigkeit, soweit er sich als dienendes Glied in den Gesamtaufriß des großen Gebäudes einfügte. Er maßte sich unberechtigte Macht an, wenn er über diese Stellung hinaus für den Abriß des Ganzen gehalten werden wollte.

Diese Lage ist für die gesamte Entwicklung der germanischen Philosophie von weittragender Bedeutung geworden. Prüft man sie auf ihren Gehalt an antikem Erbgut, so kann man sie als einen beständigen Kampf dieser beiden Geistesmächte, als einen Kampf zwischen Neuplatonismus und Epikureismus, zwischen Geistlehre und Stofflehre betrachten, in dem die Stofflehre dauernd danach strebt, sich selbständig zu machen, und die Geistlehre danach, ihr überragendes Recht über jene zur Geltung zu bringen.

Zunächst und fast während des ganzen Mittelalters herrscht der Neuplatonismus in der Gestalt, die ihm der größte christliche Denker der Antike, die ihm Augustin gegeben hatte. Die augustinische Mystik, in der Neuplatonismus und Christentum miteinander verschmolzen sind, wird die mittelalterliche Weltanschauung. Sie kann verschiedene Formen annehmen, indem sie bald den systematischen Gedanken in den Vordergrund stellt, um in engerem Anschluß an aristotelische Begriffe ein zusammenhängendes Lehrgebäude zu errichten, bald den mystischen, um im Gefolge des Vaters aller europäischen Mystik, Platos, der Seele die Geschehnisse des Göttlichen zu deuten. Während in den Ge=

danken des Scottus Eriugena noch der volle Augustinismus nachwirkt, streben Männer wie Anselm und Abälard nach einer selbständigeren Bewältigung des überlieferten Stoffes, um ihn zu einem umfassenden Lehrsystem auszugestalten. Gleichzeitig erhebt in der Schule von St. Viktor die Mystik wieder ihre Stimme, um im 13. Jahrhundert von Männern wie Alexander von Hales oder Bonaventura aufgenommen zu werden. Dieser augustinische Neuplatonismus behauptet sich als eine Nebenströmung während der ganzen Blütezeit der Scholastik. Er ist der Mutterboden, auf dem die ganze germanische Entwicklung der Philosophie erwachsen ist und zu dem sie, mag sie sich zeitweise noch so weit von ihm entfernen, doch stets von neuem zurückkehrt, um in der Berührung mit ihm neue Lebenskraft zu gewinnen.

Als einen wichtigen Bestandteil umschloß der Neuplatonismus auch die aristotelische Lehre. Er wurde mit dem Bekanntwerden der echten Schriften des Aristoteles seit dem 12. Jahrhundert aufs höchste verstärkt und ganz in den Vordergrund geschoben. Die großen Scholastiker, Albert von Bollstädt und sein Schüler Thomas von Aquino, sehen ihre Aufgabe darin, mit den Mitteln des aristotelischen Denkens die christliche Lehre allseitig zu begründen und einheitlich auszugestalten. Der allgemeine Aufriß der überlieferten Weltansicht wird dabei bewahrt, er wird nur soweit als möglich nach der aristotelischen Seite hinübergezogen, weil nur hier die Mittel zu solch systematischer Begründung zu finden waren. Immerhin mußte das Eindringen des aristotelischen Denkens einen realistischeren Sinn begünstigen, der sich freier der Mannigfaltigkeit des Wirklichen zuwandte.

Und eine solche Entwicklung wurde noch von einer anderen Seite her angeregt. Die alten skeptischen Gedanken beginnen sich wieder zu rühren, die Zweifel an der Wirklichkeit der Begriffe, und die Vermutung, daß sie nur einen subjektiven Gehalt umschließen oder bloße Worte seien. Schon im 11. Jahrhundert hatte Roscellinus diesen Nominalismus vertreten; zu Beginn des 14. Jahrhunderts tritt er dann vor allem bei Wilhelm

von Ockham entschieden hervor. Der allgemeine Begriff, das große Erkenntnismittel der platonisch-aristotelischen Philosophie, besitzt danach keine reale Geltung, sondern ist nur ein Bewußtseinsinhalt oder ein Name. Als das eigentlich Wirkliche muß das Einzelne der Erfahrung gelten. So verbindet sich auch hier, wie schon in der Antike, mit der Skepsis eine realistische Erfahrungslehre. Und sie artet rasch in Materialismus aus; die alte Wahlverwandtschaft zwischen skeptischer Erkenntnislehre und dem Materialismus Epikurs verleugnet sich auch hier nicht. Die Pariser Schule des 14. Jahrhunderts, Männer wie Nicolaus von Autrecourt, Nicolaus von Oresme, Buridan geben dem Nominalismus diese Wendung. Auf dem Boden einer Erneuerung der antiken Atomistik bereiten sie die neuere Naturwissenschaft vor.

Hier sucht sich der Epikureismus zum erstenmal auf germanischem Boden von der Vorherrschaft des Neuplatonismus zu befreien und beansprucht das Recht einer selbständigen Deutung der Welt. Die Möglichkeit, sich innerhalb der gemeinsamen kirchlichen Weltansicht zu entfalten, wurde ihm durch eine Lehre geboten, mit der man anfangs die weltliche Weisheit des Aristoteles mit der kirchlichen des Augustin zu vereinen gesucht hatte. Es ist die gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Paris aufgestellte Lehre von der doppelten Wahrheit, nach der in der Philosophie etwas Anderes, ja Entgegengesetztes wahr sein könne als im religiösen Glauben. Diese Lehre machte erst eigentlich den Platz frei für eine rein weltliche Entwicklung des Erfahrungswissens. Sie hat in diesem Sinne eine gewaltige Bedeutung für die Ausbildung der neueren Naturwissenschaft gehabt. In ihr ist der Zerfall der einheitlich aus dem Altertum überlieferten Weltanschauung verkündet und die Stofflehre von der Vormundschaft der Geistlehre losgesprochen.

Aber zunächst wurde diese Entwicklung durch eine entgegengesetzte noch hintan gehalten. Im äußersten Gegensatz zu der beginnenden Aufklärung des ausgehenden Mittelalters durchlief eine Welle der Mystik ganz Europa. In Meister Eckhart

erhebt der christliche Neuplatoniker seine Stimme und verkündet die Lehre von dem Unbedingten, das sich als ein Geistiges in der Seele offenbare. Und dieser Neuplatonismus erfährt in den folgenden Jahrhunderten eine mächtige Verstärkung und weite Verbreitung, da die seit dem hohen Mittelalter einsetzende Bekanntschaft mit den Urschriften griechischer Philosophie jetzt mehr und mehr auch den Neuplatonikern und ihrem Meister Plato selber zugute kommt. Es ist wohl zu beachten, daß das mit dem Beginn der Neuzeit einsetzende Streben nach Naturerkenntnis anfangs nicht gegen, sondern vielmehr innerhalb des überlieferten Rahmens neuplatonischen Denkens seine Befriedigung sucht. Ja dieser Rahmen wird sogar infolge der genaueren Kenntnis der Urschriften noch bestimmter und reicher ausgestaltet. Mit den Augen des Platonikers schaut im 15. Jahrhundert Nikolaus von Kues die Natur an und gewinnt ihr erneut wichtige platonische Begriffe ab, wie den der Unendlichkeit, des Mikrokosmus und der Einheit der Gegensätze. Als Platoniker versenken sich dann in den folgenden Jahrhunderten Männer wie Paracelsus oder van Helmont in die Geheimnisse der Stoffe und ihrer Verbindungen, Männer wie Copernicus und Kepler in die der Gestirnwelt. In Giordano Bruno findet diese platonische Naturanschauung der Renaissance ihren umfassenden Ausdruck. Bruno ist völliger Platoniker, aber er versteht Plato im Sinne des Neuplatonismus. Die mystischen Schriften des alten Plato, der Parmenides, der Timäus, stehen für diese Zeit im Vordergrunde der Aufmerksamkeit.

Auch die deutsche Reformation, in ihrem religiösen Bewußtsein auf demselben Boden erwachsen wie Eckharts Mystik, knüpft die Verbindung mit dem Neuplatonismus von neuem, insofern sie auf die augustinischen Begriffe zurückgreift. Leider hat sie, da in dem Streit der Bekenntnisse ihr eigentlicher Lehrinhalt rasch verknöcherte, es nicht verstanden, diesen Geist in einem eigentümlichen christlichen Lehrgebäude zum Ausdruck zu bringen, sondern errichtete den Bau ihrer Lehre einfach nach den der mittelalterlichen Scholastik entlehnten aristotelischen Maßen.

So blieb nur in der mystischen Bewegung, welche die maßgebende Entwicklung der protestantischen Kirche als ein vernehmlicher Unterton durch die folgenden Jahrhunderte begleitet, der platonische Gedanke lebendig. Er strebte in Jakob Böhme im Zusammenhang mit der mystischen Naturauffassung der Zeit einer umfassenden, ebensosehr aus neuplatonischem wie aus protestantischem Geiste geborenen Weltdeutung zu.

So ist der germanische Geist, als er sich anschickte, losgelöst von den mittelalterlichen Autoritäten, selbständig seinen Weg zu verfolgen, noch einmal zu den Quellen seines geistigen Lebens zurückgekehrt und hat einen tiefen Zug aus demselben Borne spätantiker, neuplatonischer Weisheit getan, aus dem ihm überhaupt die ersten Anregungen zum Denken zugeströmt waren. Die Welt ist noch einmal eingetaucht in platonisch-neuplatonischen Geist. Er erweist sich wiederum, wie am Beginn der germanischen Entwicklung, als deren eigentliche Grundlage.

Von dieser Grundlage löst sich nun aber, je mehr der Gedanke der Natur einseitig in den Vordergrund tritt, eine Gedankenrichtung los, die ihren Ursprung aus der Geisteswelt der epikureischen Schule nicht verleugnen kann. Es ist kein Zufall, daß sie ihre abschließende Lehre, den Atomismus, durch die philologische Leistung Peter Gassendis überliefert erhält, der die Anschauungen Epikurs aus den Fragmenten zum erstenmal im Zusammenhang zurückgewann. Diese Gedankenrichtung selbst aber war älter; sie ist seit dem späten Mittelalter, wo sie in der Pariser Nominalistenschule zuerst hervortrat, eigentlich niemals wieder ganz zum Schweigen gekommen. Und es ist wieder, wie schon am Ausgang des Altertums, eine einheitliche Richtung, in der sich skeptische, sensualistische und materialistische Gedankengänge unlösbar verbinden. Die Absicht ist abermals, die Natur, wie sie in der Erfahrung gegeben ist, nur aus sich selbst und ohne Rücksicht auf den Geist, der ihre Erkenntnis überhaupt erst möglich macht, zu erkennen. Die Erfahrung soll fortan die einzige Quelle der Erkenntnis sein; ihre Inhalte sollen als Glieder eines mechanischen, in mathematischen Begriffen auszusprechenden Zu-

sammenhangs verstanden werden. Die mechanische Naturwissenschaft wird für einige Jahrhunderte die tonangebende Geistesmacht. Sie wendet sich skeptisch gegen all jene rein gedanklichen Einsichten, in denen die neuplatonische Mystik Gehalt und Zusammenhang des geistigen Lebens sich verständlich machen wollte; die Sinneswahrnehmung gilt ihr wie als Grund aller Erkenntnis, so als Grund des geistigen Lebens überhaupt. Und im Verfolg ihres Weges ist sie mehr und mehr geneigt, den Geltungsbereich ihrer Lehre vom Stoff materialistisch auch über das Gebiet des Geistes zu erweitern.

Die alte Lehre von der doppelten Wahrheit machte in jener Zeit die Ausbildung einer rein naturalistischen Weltansicht neben der überlieferten Kirchenlehre möglich. Und sie erlaubte es, die gleiche Betrachtungsweise auch auf die geistigen Gebiete auszudehnen. Recht und Moral, Kunst und Religion müssen sich dem Naturgedanken unterordnen. Überall soll nur das dem natürlichen Verstande Einleuchtende gelten, während jene alten Gedanken gerade aus den über das Natürliche hinausdrängenden Forderungen erwachsen waren. Und die Begriffe, in denen man sich jetzt das Wesen dieser Geistesmächte deutet, weisen wieder unmittelbar auf die entsprechende Gedankenrichtung des Altertums zurück. In Demokrit und den Sophisten dürften sie ihre ältesten Ahnen haben, bei Epikur wiederholen sie sich. Für die Moral treten auch stoische Gedanken hinzu. Hier wie dort sollen alle Gestaltungen des gesellschaftlichen und geistigen Lebens nur aus den Bedingungen des sinnlichen, einzelnen Menschen abgeleitet werden.

Auf diesem Boden ist die große Entwicklung der Philosophie erwachsen, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert vor allem in Frankreich und England ausgebildet ist. Sie will in all ihrer Mannigfaltigkeit doch einheitlich der Rechtfertigung dieser Wissenschaft von der Natur dienen, wobei die Natur auch die Gestaltungen des geistigen Lebens mit umfaßt. Von Bacon in England und Descartes in Frankreich läuft hier eine geschlossene Linie durch die folgenden Jahrhunderte. Auf dem von ihnen ge-

legten Boden errichten Hobbes und Spinoza ihre Systeme, in denen alles dem Naturgedanken untergeordnet wird. Später treten, zumal in England, mehr die sensualistischen und skeptischen Teile dieser Geistesrichtung hervor. Locke begründet den Sensualismus neu; er bildet sich bei Hume zum Skeptizismus fort. Aber auch bei diesen Denkern steht überall das Weltbild der neuen Naturwissenschaft im Hintergrunde. Das wurde besonders deutlich, als die englische Erfahrungslehre nach Frankreich übergeführt und hier von den sog. Enzyklopädisten im Sinne einer allgemeinen Welterklärung weitergebildet wurde. Da trat alsbald unverhüllt ein völliger Materialismus hervor.

Aber selbst während dieser völligen Vorherrschaft der aus dem Altertum überlieferten naturalistischen Denkweise, verleugnete es sich nicht, daß die entgegengesetzte Gedankenwelt, jene neuplatonische Lehre vom Geist, die eigentliche Grundlage der neueren Entwicklung bildete. Sie regt sich auch jetzt vielfach unter der Decke und bricht an einzelnen Stellen völlig hindurch. Descartes folgt in der Begründung seiner Philosophie durchaus platonischen Gedankengängen, so sehr er sie dann im Sinne eines ganz unplatonischen Naturalismus ausgestaltet. Spinozas Lehre stellt den, man möchte beinahe sagen, gewaltsamen Versuch dar, die neuplatonische Einheitslehre zu einem naturalistischen Monismus umzuschmelzen. Beherrschend tritt der Neuplatonismus bei dem großen Fortsetzer Descartes', bei Malebranche, hervor. Indem er Descartes' Gedanken weiterbildet, wandeln sie sich unter seinen Händen zu einer religiösen Lehre vom Geist, die sowohl das Sein wie die Erkenntnis der Dinge in dem Göttlichen begründet sein läßt.

Dasselbe Schauspiel läßt sich in England verfolgen, obwohl der dort herrschende nüchterne Geist der Erfahrungslehre einer solch mystischen Wendung vielleicht noch ungünstiger war. Als im 17. Jahrhundert Hobbes die naturalistische Denkweise zur äußersten Grenze trieb, da pflegte gleichzeitig die Schule von Cambridge, in der Ralph Cudworth hervorragte, die alten neuplatonischen Überlieferungen. Und im folgenden Jahrhundert

mußte sich selbst die trockene Erkenntnislehre eines Locke eine Umbildung gefallen lassen, durch welche plötzlich und fast überraschend der volle Neuplatonismus wieder zutage trat. Dies ist Berkeleys Leistung, welchem die Dinge, da sie ihr Sein nur, indem sie vorgestellt werden, besitzen, selber als Vorstellungen gelten, als Vorstellungen Gottes, und daher die Wirklichkeit als eine Entfaltung des göttlichen Geistes.

Aber bei den westeuropäischen Denkern vermochte sich neben der Hauptrichtung ihres Denkens auf den Naturalismus diese altererbte, neuplatonische Geistlehre nur vereinzelt und ohne dauernde Wirkung zur Geltung zu bringen. So wurde es die Aufgabe des deutschen Geistes, sie wieder in ihrem vollen Reichtum und ihrer ganzen Tiefe zu erneuern. Die Ergebnisse des neuen naturwissenschaftlichen Denkens sollten deshalb nicht beiseite geschoben werden; wer hätte an ihnen, die so ganz die Entwicklung des neueren wissenschaftlichen Denkens bestimmten, fortan vorübergehen können? Und damit mußten auch jene Bestandteile antiken Denkens übernommen werden, die auf die naturalistischen Lehrgebäude des Altertums zurückweisend der neuen Wissenschaft ihre begrifflichen Grundlagen geboten hatten. Aber schon die antike Geistlehre hatte diesem Naturalismus ja seine bedingte Gültigkeit zuerkannt; sie hatte ihm seine Stelle innerhalb der Entwicklung des Geistes angewiesen. So gilt es auch jetzt wieder, die Naturlehre nicht zu beseitigen, wohl aber sie ihrer unbedingten Herrschaftsrechte zu entkleiden und sie als ein dauerndes Glied in den größeren Zusammenhang einer Lehre vom Geiste einzureihen.

Dies wurde die Aufgabe der deutschen Philosophie. Das allgemeine Gepräge jener spätantiken, neuplatonisch-christlichen Gedankenwelt ist an ihr nicht zu verkennen. Diese bedeutet ja aber eine Zusammenfassung eigentlich aller Gedankenrichtungen, welche das Altertum hervorgebracht hatte. So tritt die gesammelte Kraft des antiken Geistes in dem deutschen Denken wieder hervor. In Westeuropa waren seine Anregungen vereinzelt; man könnte sich denken, daß sie fehlten, ohne daß die Entwicklung

einen wesentlich anderen Weg genommen hätte. Die deutsche Philosophie dagegen erhält von allem Anfang und so lange sie ihrer echten Art treu blieb, ihr innerstes Leben von jenem antiken Erbe. Die wichtigsten, im Neuplatonismus zusammengeschlossenen Richtungen treten auch hier bestimmend hervor, vor allem die platonische und aristotelische Denkweise, daneben die stoische.

Den naturalistischen Gedanken wieder als ein Glied in dem umfassenderen Zusammenhang einer Lehre vom Geist zu erweisen, das ist zunächst die Aufgabe, welche das deutsche Denken in einer Auseinandersetzung mit den westeuropäischen Denkrichtungen zu lösen sucht. In diesem Sinne will Leibniz das atomistische Weltbild Demokrits mit den Gedanken der christlichen Scholastik, in denen, wie wir sahen, der Neuplatonismus fortlebte, vereinigen. Das ist, wie er es selber häufig ausgesprochen hat, die eigentliche Absicht seiner Gedankenarbeit gewesen. Und er ist sich bewußt, daß er damit das antike Denken eigentlich in seinem ganzen Umfang wieder erneuert. So Demokrit, den Begründer des Atomismus, und Aristoteles, den Lehrer der Scholastik; aber außer ihnen auch Parmenides und Plato, Skepsis und Stoa, sowie Plotin. Ihrer aller Lehren rühmt er sich in seinem Monadenbegriff bewahrt zu haben. Indem er die Welt als die ebenmäßige Entfaltung eines einheitlichen geistigen Grundes begreift, schließt er sich in der Tat jener antiken Denkrichtung an, die im Neuplatonismus allen älteren Lehren ihre bedingte Gültigkeit zuerkannte.

In der Aufklärung wurde der deutsche Geist unter ausländischem Einfluß seiner eigentlichen Aufgabe wieder entfremdet und damit vielfach auch dem antiken Erbe untreu. Aber in Kant ergriff er jene Aufgabe wieder mit desto größerer Kraft. Abermals gilt es, den Naturbegriff seines Anspruchs auf allgemeine und unbedingte Gültigkeit zu entkleiden und ihn aus den Bedingungen des Geistes herzuleiten. Und es gilt, eine skeptische Denkweise, die nur das einzelne der Erfahrung gelten lassen will, zu überwinden, indem im Bewußtsein selbst die Be-

dingungen allgemeiner und notwendiger Erkenntnis aufgewiesen werden. Naturalismus und Skeptizismus, seit der Antike so oft verbündet, erweisen auch jetzt wieder ihre natürliche Wahlverwandtschaft, indem sie als die gemeinsamen, von Kant bekämpften Gegner erscheinen. Und der deutsche Denker führt diesen Kampf durchaus mit Waffen, die er der Rüstkammer platonischer Philosophie entlehnt, so entschieden er sie auch weiterbildet. Die platonische Idee, schon von Plato zum Kampfe gegen die gleichen Richtungen des Naturalismus und Skeptizismus aufgerufen, muß abermals den Gedanken einer notwendigen, in dem Wesen des Geistes begründeten Erkenntnis rechtfertigen.

Diese Erkenntnis zu einem umfassenden, alle Inhalte des Lebens einheitlich aus den Bedingungen des Geistes begründenden Lehrgebäude zu erweitern, ist die Aufgabe von Kants Nachfolgern. Immer deutlicher tritt dadurch der neuplatonische Grund des germanischen Geisteslebens hervor. Fichte, der die kantischen Begriffe weiterbildet, um sie fähig zu machen, der neuen Aufgabe zu genügen, ist weit mehr Platoniker, als gewöhnlich angenommen wird. Er erneuert nicht nur die platonische Dialektik, sondern zeigt auch sonst, besonders in der Ethik und Staatslehre, einen tiefen platonischen Einfluß. Gleichzeitig drängt die Romantik mehr gefühlsmäßig wieder der neuplatonischen Mystik zu. Schelling wird ihr philosophischer Wortführer. Die neuplatonische Einheitslehre, wie sie Giordano Bruno verkündet hatte, erklingt von neuem. Die Aufgabe, alle Inhalte der Wirklichkeit als die Entfaltung eines einheitlichen geistigen Grundes zu begreifen, war damit gestellt, dieselbe Aufgabe, welche für den beschränkteren, damals in Frage gezogenen Umkreis des Wissens dereinst Plotin zu lösen versucht hatte. Sie fällt jetzt Hegel zu und wird von ihm gelöst, indem er, auch darin dem Neuplatonismus folgend, alle älteren Gedankenbildungen als ein notwendiges Glied in dem großen Zusammenhang des geistigen Lebens begreift. Dabei spielen die Begriffe der antiken Philosophie die wichtigste Rolle. Jeden Satz des Heraklit, rühmt er sich, in seine Logik aufgenommen zu haben, aber auch die Eleaten

und Plato haben ihn tief beeinflußt, und Aristoteles' Verfahren hat vielfach das seinige bestimmt. Der Fortschritt des platonischen zum aristotelischen Denken vollzieht sich noch einmal in dem Fortschritt der Gedankenarbeit von Fichte zu Hegel.

Aber diese Erneuerung der großen griechischen Geisteswelt blieb nicht auf diese einzelnen Denker beschränkt. Auf die Romantiker und ihren Platonismus wurde eben schon hingewiesen. Auch jenes Bildungssystem, das unsere klassischen Dichter aufgestellt haben und das wir über alle Gegensätze hinweg mehr und mehr als eine Einheit erkennen, ruht auf den Grundlagen, die von der antiken Geistlehre gelegt waren. Kaum ein Drama und kaum eine Ballade Schillers ist ohne Kenntnis dieser antiken Weltansicht völlig verständlich. Als Platoniker verficht er seine Gedanken gegenüber dem Aristoteliker Goethe, dem doch auch der Platonismus des Freundes nicht fremd ist. In platonische Harmonien läßt er sein Faustgedicht ausklingen.

So hat sich der deutsche Geist in seiner Blütezeit vollkommen von jener Weltanschauung des Altertums durchdringen lassen, die aus den verschiedensten Quellen gespeist, doch einheitlich dahin drängte, den Grund der Wirklichkeit als Geist und den Zusammenhang des Wirklichen als die Offenbarung eines einheitlichen geistigen Lebens zu begreifen.

Aber jene entgegengesetzte Weltansicht, in der sich Materialismus und Skeptizismus verbinden, und die während des späteren Altertums in Epikur ihren wichtigsten Vertreter gefunden hatte, glaubte wiederum in dieser großen geistigen Zusammenschau nicht zu ihrem Rechte gekommen zu sein. Sie machte sich wiederum selbständig und suchte eine eigene Deutung der Welt zu gewinnen. Die alte Stofflehre trat wieder hervor, und sie bewies abermals wie bei Epikur ihre natürliche Verwandtschaft mit einer Gefühlsmoral, welche in der Erreichung möglichst großer Lust das Ziel des Lebens erblickt. Skeptische Gedanken erneuerten sich in der Forderung, alle Erkenntnis auf die gegebenen Tatsachen zu beschränken; und dieser Positivismus berief sich ausdrücklich auf Protagoras als seinen geistigen Ahnen.

Es ist eine Gedankenwelt, welche das 19. Jahrhundert vornehmlich beherrscht hat. Sie kann ihre Verwandtschaft mit jenem Geiste nicht verleugnen, den am Ausgang der Antike der Neuplatonismus als den ihm eigentlich feindlichen erkannte und dessen Kampf mit diesem wir durch alle Jahrhunderte des germanischen Geistes hindurch verfolgen konnten. Ein inneres Verhältnis hatte man in dieser Zeit nur zu den naturalistischen und skeptischen Richtungen des Altertums. Aber die Richtung der Zeit auf das Tatsächliche und das Wissen vom Tatsächlichen führte auch in der Philosophie zu einer umfassenden geschichtlichen Arbeit, die allen Richtungen des antiken Denkens zugute kam. So blieben sie wenigstens als Inhalte des Wissens in dem Bewußtsein der Zeit lebendig und konnten, wenn ihre Zeit gekommen war, wieder unmittelbar in das Leben des Geistes eingreifen.

Gegen den Geist der Sophisten, der in jener skeptischen Epoche des bloßen Tatsachenglaubens umging, wurde der Geist seines alten Gegners, Plato, beschworen. Als in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts allmählich eine Erneuerung des deutschen Idealismus einsetzte, da bedeutete die Rückkehr zu Kant und Fichte ebensowohl eine Rückkehr zu Plato. Auch an seinen Schriften wurde, wie an denen der deutschen Denker, der echte Sinn des wahren Idealismus wiedererkannt. Und als man, mehr im Geiste Hegels, sich bemühte, von dem wiedergewonnenen Boden des Idealismus aus dem Reichtum tatsächlichen Wissens gerecht zu werden, welchen die vorangehende Zeit gewonnen hatte, da trat dem deutschen Geiste wieder Aristoteles nahe, der sich dereinst vor eine ähnliche Aufgabe gestellt sah. Wenn die Philosophie in der Gegenwart berufen scheint, alle Inhalte des geistigen Lebens in einem großen einheitlichen Gedankenbau zusammenzuschließen, so wird sie durch eine natürliche Wahlverwandtschaft zu der großen Geistlehre zurückgeführt werden, die wir Neuplatonismus nennen, und die am Ausgang des Altertums die gleiche Leistung erfüllt hat. Dieses große Ganze, in dem alle Richtungen antiker Gedanken=

arbeit zusammengeflossen sind, wird sich auch weiterhin als der Grund bewähren, aus dem das germanische Denken seine kräftigste Nahrung zieht.

Literatur. Bestimmte Werke, welche die vorstehenden Ausführungen ergänzen könnten, sind schwer zu bezeichnen, da es keine oder — zu viele gibt. Ein Werk, welches ausdrücklich dem Zusammenhang der alten und neueren Philosophie gewidmet wäre und ihn als Ganzes zur Darstellung brächte, ist mir nicht bekannt. Anderseits gibt es wohl keine Geschichte der Philosophie, welche diesen Zusammenhang nicht irgendwie berücksichtigte.

Um wenigstens eine zu nennen, sei auf Windelbands Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, 8. Auflage 1919, hingewiesen, weil es eine Geschichte der Probleme, nicht der einzelnen Denker geben will und so die Grundfragen durch den Gesamtverlauf der europäischen Philosophie hindurch verfolgt.

Einzelarbeiten sind zahlreich vorhanden, aber selten gründlich und zugleich von weiterem Blick. Bücher, wie das soeben erschienene von Peter Petersen, Geschichte der aristotelischen Philosophie im protestantischen Deutschland 1921, brauchten wir mehr.

Mathematik.

Die „Wissenschaft der ewigen Wahrheiten“ hat man die Mathematik genannt. Sie hat daher eine Geschichte — absolut da anfangend, wo man zum ersten Male einige ihrer Wahrheiten erkannte, ohne sie darum zugleich auch notwendig zu begreifen —, für uns da anhebend, wo erhaltene Urkunden uns einen Rückschluß auf den Kulturbesitz oder einen direkten Einblick in die Kulturarbeit vergangener Zeiten verstatten.

So hat denn die fortschreitende moderne historische Forschung auch die Anfänge der Mathematik immer weiter zurückgeschoben. Der Orient, besonders die Ägypter und Babylonier, erscheinen heute in einem ganz neuen Lichte. Aber vielleicht wichtiger als unsere damit vermehrte Einsicht in den Besitz der mathematischen Kenntnisse dieser Kulturvölker ist die andere Erkenntnis von dem engen Zusammenhang, der auch auf mathematischem Gebiete die Kulturarbeit des Orients mit der des Abendlandes verbindet.

Erst so hat man gelernt, durch die spärlichen Reste voreuklidischer Mathematik hindurch die Anfänge der griechischen Mathe-

matik richtig zu sehen. Was wir aus Eudemos' Geschichte der Mathematik über „mathematische Beweise" des Thales (um 600) erfahren (Gleichheit der Scheitelwinkel, Gleichheit der Basiswinkel im gleichschenkligen Dreieck usw. — wobei aber längst nicht alles als beglaubigt angesehen werden darf —), waren keine Beweise nach dem Muster Euklids, sondern intuitiv erkannte, längst bekannte Wahrheiten, wie sie durch die naive Raumanschauung unmittelbar gegeben sind. Aber sie wurden von Thales aus der Menge anderer erkannter Wahrheiten als diejenigen Bausteine (Prinzipien) herausgehoben, mit deren Hilfe ein geordneter Aufbau eines mathematischen Wissens möglich war. Wieviel mehr als erst die Problemstellung bei Thales vorhanden war, können wir heute nicht mehr feststellen — aber wichtig für allen späteren Fortschritt in der Mathematik ist es, daß gleich bei dem ersten Griechen, dessen Namen wir in der Geschichte der Mathematik antreffen, sich die mathematischen Kenntnisse zu einer mathematischen Erkenntnis zusammenzuschließen scheinen.

Jedenfalls ist es ein Schritt auf diesem Wege weiter, wenn von Pythagoras (um 580) und seinem Bunde die Mathematik zu dem Range einer wirklichen Wissenschaft erhoben wurde — als der Inbegriff alles dessen, was sich auf Grund gewisser zugestandener Wahrheiten vernunftgemäß verstehen und begreifen läßt (μαθεῖν). Auch bei Pythagoras — der Name des Schulstifters fließt für uns ununterscheidbar immer mit denen seiner Schüler zusammen — läßt die moderne Forschung die Frage offen, wieviel positive mathematische Kenntnisse und Anregungen er dem Orient entlehnt hat. Sicher ist der „Lehrsatz des Pythagoras" schon den Ägyptern und Indern bekannt gewesen, und viele zahlentheoretische Untersuchungen des Pythagoras, auch seine Lehre von den Proportionen, sind nicht ohne Vorbilder bei den Babyloniern, zu denen sie durch die Bedürfnisse ihrer Astronomie hingeführt wurden. Von entscheidender Bedeutung ist aber, was die Pythagoreer aus diesen Anregungen gemacht haben. Ihnen zuerst wuchs die Arithmetik und Geometrie in eins zusammen, verbunden durch den Begriff der —

zunächst ganzen — Zahl. Eine „geometrische Arithmetik“ (figurierte Zahlen) und eine „arithmetisierte Geometrie“ (in Maßzahlen ausgedrückte geometrische Beziehungen) waren das Ergebnis. Beide Disziplinen umfaßten zusammen mit der Musik und der Sphärik die vier κατ' ἐξοχήν sogenannten Lehrgegenstände (μαθήματα) der Pythagoreer. Wenn darüber hinaus überhaupt von ihnen in der Zahl das Prinzip aller Naturerkenntnis gesehen wurde, so bewundern wir in diesem kühnen Gedanken nicht nur den ersten Versuch, die Erscheinungswelt nach einem einheitlichen Gesetz der Vernunft unter dem Bilde der Zahl zu begreifen, sondern verstehen auch, weshalb für die Griechen die Mathematik eine Wissenschaft werden konnte, deren Ausbau zu fördern ein Zielpunkt ihres philosophisch orientierten wissenschaftlichen Strebens werden mußte.

Aber eine einzige Entdeckung von der folgenschwersten Bedeutung für die ganze Mathematik — vielleicht schon von Pythagoras selbst gemacht — drohte den bisherigen gesamten systematischen Aufbau der Mathematik einzustürzen. Man lernte erkennen, daß es „unaussprechbare“ Zahlen gab, deren Verhältnis — im Quadrat das Allereinfachste — „in der Linie“ unmöglich ist (das typische Beispiel $\sqrt{2}$). Sollte es wirklich ein irrationales Moment in der Mathematik geben? Niemals sind diese Schwierigkeiten prägnanter zum Ausdruck gekommen als in den Paradoxien des Eleaten Zeno: wenn die Elemente einer Vielheit keine Größen haben, so hat diese Vielheit auch keine Größe, jede Vielheit hat aber als solche eine Größe, also auch alle ihre Teile, und damit ist sie unendlich groß. Also der Übergang von dem Diskreten zum Kontinuierlichen ist eine Unmöglichkeit, das ist Zenons Ergebnis. Die Pythagoreer zogen hieraus den Schluß, daß sie die Mathematik auf dem Begriff der kontinuierlichen Größe — nicht der rationalen Zahl — aufbauen mußten. Das Resultat war eine „geometrische Algebra“: durch die geometrische Konstruktion erhielten die algebraischen Größen ihre Existenz (Existenz von $\sqrt{2}$ als Diagonale im gleichschenkligen rechtwinkligen Dreieck). So wurden die Aufgaben über quadra-

tische Gleichungen umgesetzt in die Probleme der sogenannten „Flächenanlegungen“, die nun bald zur Lösung anderer Aufgaben benutzt wurden (goldener Schnitt und Konstruktion der regulären Polygone und Polyeder). Wollte man über quadratische Gleichungen hinausgehen, so mußte erst die Existenz der Kubikwurzeln geometrisch aufgezeigt werden. So wurde das Problem der Würfelverdopplung (Konstruktion von $\sqrt[3]{2}$) in den Mittelpunkt des mathematischen Interesses gerückt, das bald von Hippokrates von Chios (400) in die Aufgabe umgesetzt wurde, zu zwei gegebenen Größen zwei mittlere geometrische Proportionale zu finden. Sie fand durch Archytas (400) eine eigenartige stereometrische Lösung in der Betrachtung der räumlichen Schnittkurve eines Torus mit einem Kegel. Fügt man hinzu, daß die Aufgabe der Trisektion des Winkels durch „lineale“ Konstruktionen (Einschiebungen) gelöst und auch das Problem der Quadratur des Kreises in Angriff genommen wurde — der nicht zur pythagoreischen Schule gehörige, aber vielleicht durch sie auf diesem Wissensgebiete beeinflußte Hippias von Elis (400) führte zur Quadratur des Kreises eine besondere Kurve (die Quadratrix) ein —, so übersieht man ungefähr das Ausmaß dessen, was von den Pythagoreern in der Mathematik geleistet worden ist, und daß sie schon Probleme zur Behandlung gestellt haben, an denen nicht nur die griechische Mathematik in der Folgezeit weitergearbeitet hat.

Auch das erste Lehrbuch der Mathematik ist aus dem Kreise der Pythagoreer hervorgegangen. Man muß den Verlust dieser „Elemente“ des schon genannten Hippokrates (bekannt durch seine quadrierbaren „lunulae“) sehr bedauern, vielleicht nicht so sehr seines positiven Inhalts wegen, sondern weil wir so einer sicheren Aufklärung darüber entbehren, wie weit man im Kreise der Pythagoreer in der Schaffung einer Präzisionsmathematik — die wir später in dem System des Euklid bewundern — wirklich fortgeschritten war. Denn daß sie die zunächst nur für die rationalen Größen begründete Proportionslehre auch in der Geometrie noch immer verwendeten, darf man eben schon aus den

Einsprüchen Zenons entnehmen, und auch durch die Einführung infinitesimaler Betrachtungen, von denen wir in Demokrits (430) Volumbestimmung des Kegels ein Beispiel haben, war das Problem nicht gelöst, sondern nur verschoben. So mußten denn des Antiphon und Bryson Versuche, die Kreisquadratur durch sukzessive Approximation vermittels eingeschriebener und umgeschriebener Polygone zu erzielen, auf diesem Standpunkt ebenfalls eine Ablehnung erfahren.

Das Problem einer Präzisionsmathematik war also von den Pythagoreern nur erst unvollkommen gelöst — der streng-logische Aufbau der gesamten Mathematik noch zu leisten. Hier fördernd und besonders ermunternd eingegriffen zu haben, ist das Verdienst des „göttlichen" Platon. Genaue Definition der Begriffe, scharfe Formulierung der Voraussetzungen (Postulate) und als Erkenntnisweise das Durchdenken (διάνοια) sind die unabläßlichen Forderungen, die Platon an die Mathematik stellte. Der „Diorismus" (Determination) eines Problems als die Abgrenzung seiner Möglichkeitsbedingungen und die „Analysis" als Mittel zu seiner Lösung sind die neuen methodischen Mittel mathematischer Forschung, die schon die antiken Historiker der Mathematik dem Platon zuschrieben. Wenn daneben auch positive mathematische Leistungen von ihm aufgezählt werden, so hat hier eine dankbare Nachwelt dem Führer mehr zugeschrieben, als er selbst beanspruchen will. Wirklich, Platon war kein „Problemmathematiker", ihn interessierte — als Philosophen — die Mathematik vielmehr in erster Linie nach ihrer axiomatischen und methodischen Seite. Hier war sein Einfluß aber um so bedeutungsvoller und wirksamer. In der platonischen Schule erreichte die griechische Präzisionsmathematik erst ihre endgültige Vollendung. Man spricht daher mit Recht von einer „platonischen Reform" in der hellenischen Mathematik: losgelöst von allen Fesseln versinnbildlichender Darstellung erscheint sie emporgehoben in die Sphäre der reinen Gedanken, als Muster jedweder Wissenschaft (ἐπιστήμη) schlechthin. Daher auf der anderen Seite auch die zentrale Stellung, die Platon (in der Rang-

ordnung von Arithmetik, Geometrie, Stereometrie und Astronomie) der Mathematik für die philosophische Ausbildung der Jugend zuwies. Niemals sollte man es vergessen, daß „die Mathematik ihre Hauptstellung noch in unserem Jugendunterrichte durchaus der Initiative Platons verdankt“, wie es v. Wilamowitz in seinem neuesten Buche (Platon I, Berlin 1919) ausdrückt, in dem die Stellung Platons zur Mathematik in besonders eindrucksvollen Strichen gezeichnet ist. Aber gerade weil Platon einen so maßgebenden Einfluß sowohl auf die Ausgestaltung der Mathematik wie ihre Wertung als propädeutische Disziplin im Jugendunterricht ausgeübt hat, darf man auch dasjenige Moment nicht verschweigen, das in der Folgezeit zu Konsequenzen von weittragender Bedeutung geführt hat. Bei Platon, der die Mechanik und Physik von der Mathematik trennte, sieht das Auge des Historikers die Wege einer Präzisions- und Approximationsmathematik sich scheiden, und man lernt begreifen, weshalb für die Griechen eine auf mathematischer Basis beruhende allseitige exakte Naturwissenschaft zur Unmöglichkeit werden mußte. Nur ein so unabhängiger Genius, wie Archimedes es war, geht hier später seinen eigenen Weg, unverstanden von Mit- und Nachwelt, bis erst das klassische Zeitalter der Naturwissenschaften im 17. Jahrhundert den Faden der Entwicklung da fortspinnt, wo Archimedes ihn aus den Händen gelegt hatte. Und damit auch das andere. Was hier die neuere Zeit nachgeholt hat, erschien zu neu, als daß man wagte, es organisch dem Jugendunterricht einzufügen. Die Mathematik blieb für die Gelehrtenschule das platonische, formale und begriffliche Bildungsmittel, womit dann ein wirklich umfassendes humanistisches Bildungsideal notwendig verfehlt werden mußte. Man wird gut tun, im Kampfe der Meinungen über den Wert und Unwert der Mathematik und Naturwissenschaften für die allgemeine Jugendbildung diese Zufälligkeit der historischen Entwicklung niemals aus dem Auge zu verlieren.

Wendet man aber von diesem weiter ausschauenden Standpunkt den Blick zurück auf das engere Gebiet der Mathematik

selbst, so wird man in der platonischen Reform den Grund sehen müssen zu dem raschen Aufstieg auf die Höhe, den die griechische Mathematik in den nächsten 2—3 Jahrhunderten genommen hat. Theodoros von Kyrene führt um 400 den Begriff der Irrationalität auf den der Inkommensurabilität zurück, die er wahrscheinlich durch den sogenannten Euklidischen Algorithmus des größten gemeinschaftlichen Teilers zu prüfen verstand. Theaitetos aber stellt die allgemeinen Bedingungen der Rationalität jeder beliebigen Wurzel auf Grund der Faktorenzerlegung der Zahlen fest. Menaichmos schafft die Grundlage der Kegelschnittslehre und gibt in ihrer Benutzung bei dem Problem der Würfelverdopplung ein Muster der analytischen Methode der Schule Platons. Der genialste Mathematiker in diesem Kreise, der vielseitige Eudoxos von Kyzikos (370) ist nicht nur durch seine Theorie der homozentrischen Sphären, durch die er die scheinbare Bewegung der Planeten erklärte, der eigentliche Schöpfer der später von Theodosios (150) bearbeiteten Sphärik, sondern vor allem der Überwinder der Zenonischen Einsprüche, indem er klar erkennt, daß ein Übergang vom Diskreten zum Kontinuierlichen nur durch Aufstellung eines neuen Postulats möglich ist: es soll für jede gegebene Größe immer ein solches Vielfaches geben, daß dadurch jede andere gegebene Größe übertroffen werden kann. Dies in der modernen Mathematik als „Archimedisches Prinzip" bezeichnete Postulat schuf, nachdem einmal festgelegt war, wann ein Verhältnis größer, kleiner oder gleich einem anderen Verhältnis sein sollte, in dem Verhältnis (λόγος) das genaue Äquivalent unserer heutigen reellen Zahl schlechthin (in der Darstellung als sogenannter Dedekindscher Schnitt). Damit mußte es möglich sein, auch die infinitesimalen Betrachtungen der pythagoreischen Mathematik streng zu begründen. Nach dem ausdrücklichen Zeugnis von Archimedes tat auch hier Eudoxos den ersten Schritt durch die Ausarbeitung der später von Gregorius a St. Vincentio (1624) sogenannten „Exhaustionsmethode", die keine Methode zur Auffindung neuer Resultate, sondern nur eine Beweismethode zur

Sicherstellung anderweitig gefundener Ergebnisse ist und auch nur sein sollte. Sie ist das Gewand, in das in alle Zukunft die griechische Mathematik ihre infinitesimalen Betrachtungen kleidete, um in der Ausdrucksweise das nicht definierte „Unendlich" zu vermeiden. Als solches hat es der Mathematik bis in die modernen Zeiten angehangen und konnte von ihr erst abgelegt werden, nachdem durch die scharfe Formulierung des Grenzbegriffs die Infinitesimalbetrachtungen ihre absolut strenge Begründung erhalten hatten.

Die Höhe selber der griechischen Mathematik aber wird bezeichnet durch die Trias: Eukleides, Archimedes und Apollonios. Ihre Leistungen und ihre Bedeutung für die gesamte weitere Mathematik auch nur in ihren wesentlichsten Punkten erschöpfend zu charakterisieren, würde einen Raum beanspruchen, der die Grenzen der vorliegenden kurzen Skizze weit überschritte.

Als Lehrer am alexandrinischen Musaion ist Euklid (300) der mathematische Lehrmeister aller folgenden Generationen und darüber hinaus für die gesamte Nachwelt geworden. Zählt man doch allein bis gegen 1700 Ausgaben seiner „Elemente". Diese Elemente sind gewissermaßen der Schlußstein in dem Gebäude der antiken Präzisionsmathematik. Sie geben auf Grund von Definitionen, den notwendigen und hinreichenden Voraussetzungen eine an logischer Strenge niemals übertroffene Darstellung aller derjenigen Gegenstände aus der Geometrie und Arithmetik, die für alles weitere Studium in der Mathematik die unabläßliche Vorbedingung sind. Daher die Bewunderung, die diesem Werke Euklids zu allen Zeiten von den Mathematikern — unter den Neueren besonders von Pascal, Fermat, Descartes, Leibniz, Newton — immer wieder gezollt worden ist und das ihre eigene Produktivität nach den verschiedensten Seiten immer wieder neu befruchtet hat. Hat doch das eine Parallelenaxiom eine Geistesarbeit hervorgerufen, die, schon im Altertum anfangend, sich noch bis in die neueste Zeit hinein auswirkt. Es ist wirklich ein schöner Dank, den man dem Genius

von Euklid dadurch abgestattet hat, daß man die unabhängig vom Parallelenaxiom von Gauß, Lobatscheffky und Bolyai begründete Geometrie mit dem Namen einer „Nicht-Euklidischen Geometrie“ belegte. Und vielleicht darf auch heute noch das Wort von Lagrange gelten: „Jemand, der die Mathematik nicht im Euklid studiert habe, komme ihm vor als einer, der Griechisch und Lateinisch aus den modernen, in diesen Sprachen geschriebenen Büchern lernen wolle“; nur sollte das Mißverständnis nicht obwalten, als ob die Elemente Euklids für den ersten Unterricht in der Mathematik die geeignete Grundlage abgeben; setzen sie doch eine Reife des Urteils und eine Abstraktionsfähigkeit voraus, die nur ausnahmsweise schon in der Jugend vorhanden ist. Über Euklids weitergehende Leistungen in den höheren Teilen der Mathematik sind wir zum Teil nur unvollkommen unterrichtet. Aber gerade diese Lücke der Überlieferung hat die Mathematiker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts zu eigenem Nachdenken und Rekonstruktion des Verlorenen angespornt. So ist z. B. über die drei Bücher „Porismata“ eine große eigene Literatur entstanden, anfangend bei R. Simson bis hin zu M. Chasles, nach dessen begründeter Vermutung sie die Grundlagen für eine projektive Behandlung der Kegelschnitte enthielten.

Nach Euklid Archimedes (287—212), der einen Vergleich nur mit den Allergrößten zuläßt. Mathematiker, Physiker, Ingenieur und Astronom in einer Person kannte er keine Schranken für die Betätigung seines mathematischen Genies. In seinem Geiste verwob sich — darin nur einem Galilei, Newton und Gauß vergleichbar — alles theoretische Wissen und alles praktische Können zu einer bisher im Altertum nicht gekannten und auch niemals wieder erreichten Einheit. Zunächst nur auf dem Gebiete der Mechanik liegen seine Untersuchungen über den Schwerpunkt der Körper. Aber indem er diesen physikalischen Begriff mit mathematischer Ideenbildung durchdringt, wird Archimedes zum Schöpfer der wissenschaftlichen Stereostatik (der Begriff des statischen Moments führte ihn zur präzisen Formu-

lierung des Hebelprinzips). Mit genialer Intuition erkennt er aber zugleich, daß sich ihm hier eine Quelle aufgetan hatte, die ihn auf rein mathematischem Gebiete zu ungeahnten Entdeckungen hinführen mußte. Alle seine Flächen- und Volumbestimmungen (Quadratur der Parabelsegmente, Volumen- und Oberflächenbestimmung der Kugel, Kubatur der Sphäroide und Konoide usw.) sind von ihm auf diesem Wege über die Mechanik gefunden worden, wie wir dies jetzt aus der erst 1906 aufgefundenen „Methodenlehre“ des Archimedes wissen. Aber noch mehr! Wir sehen aus diesem Briefe des Archimedes an Eratosthenes zugleich, daß er sich nicht scheute, bei der Entdeckung seiner Resultate in freiester Weise von infinitesimalen Betrachtungen Gebrauch zu machen (die Fläche als Summe von Linien, der Körper als Summe von Flächen), d. h. gerade von denjenigen Integrationsmethoden, die ein Kepler, Galilei und Cavalieri später wiederentdecken mußten, um damit die Grundlagen zu schaffen, auf denen die Integralrechnung eines Fermat, Newton und Leibniz erwachsen konnte. Die Exhausionsmethode aber war für Archimedes in der Tat nur das Gewand, in das er seine neu gefundenen Resultate einkleidete, um ihre Richtigkeit mit der erforderlichen mathematischen Stringenz zu erweisen. Nichts ist bezeichnender für die Meisterschaft, mit der er auch diese mathematische Beweismethode handhabte, als daß die Mathematiker des 16. und 17. Jahrhunderts in ihr noch einen Schimmer des ursprünglichen Gedankenganges des Archimedes hindurchleuchten sahen, so daß Wallis geradezu von einer Identität der Exhausionsmethode und der Methode der Indivisibilien des Cavalieri spricht. Wirklich, diese Mathematiker der Neuzeit fühlten, daß sie immer wieder nur an Archimedes anzuknüpfen brauchten, um über das vom Altertum in der Mathematik Geleistete hinauszugelangen; gab es doch keinen schöneren Ruhmestitel für sie, als der „Archimedes ihrer Zeit“ zu heißen. Wie mannigfach die Anregungen im einzelnen gewesen sind, die die Neuzeit auch aus den bisher nicht genannten Schriften des Archimedes (Kreismessung, Spirallinien, Sandrechnung usw.) ge-

wonnen hat, kann hier auch nicht im entferntesten angedeutet werden. Leibniz faßt das Resultat einmal in dem Satze zusammen: „Diejenigen, die in der Lage sind, einen Archimedes zu verstehen, haben vor den Entdeckungen der größten modernen Forscher weniger Respekt.“ So ist es denn auch kein Zufall, wenn der Begründer unserer heutigen wissenschaftlichen Dynamik — ein Galilei — an den Begründer der wissenschaftlichen Statik direkt wieder anknüpft.

Als dritter der „μέγας γεωμέτρης“ des Altertums: Apollonios (265—195) — übertroffen nur von Archimedes. Seine Hauptleistung sind die acht Bücher über „die Kegelschnitte“. Zum ersten Male ist hier der Versuch gemacht — nur z. T. unter Bezugnahme auf die Vorarbeiten eines Euklid, Aristaios und Archimedes —, einen systematischen Aufbau der Lehre von diesen Kurven zu geben, orientiert an dem einen einheitlichen Gedanken, die Kegelschnitte alle als verschiedene Schnitte an einem beliebigen Kreiskegel aufzufassen. Dieser Ausgangspunkt war so allgemein, daß er in weiterem Verfolg zu einer Aufdeckung der Eigenschaften dieser Kurven in solcher Vollständigkeit hinführen mußte, daß den Neueren eigentlich nichts Wesentliches mehr hinzuzusetzen übrig blieb. Involution, Brennpunktseigenschaften, Erzeugung durch projektive Punktreihen, Asymptoten, konjugierte Hyperbeln, Normalenkonstruktion, Evoluten usw., alles findet sich schon bei Apollonios, natürlich ausgesprochen in Form der „geometrischen Algebra“. Aber von entscheidender Bedeutung ist, daß Apollonios bei der Formulierung seiner Sätze gerade von denjenigen Bestimmungsstücken Gebrauch macht, die später die Parallelkoordinaten eines Punktes in der Ebene genannt worden sind. Es bedurfte allerdings noch eines wesentlichen, wenn auch nur einfachen — darum aber auch nur von einem Genie zu machenden — Schrittes, um die Formen der modernen Algebra auf diese geometrischen Probleme anwenden zu können. Dadurch daß Descartes den Gedanken faßte, daß Multiplikation zweier Strecken bei Festlegung einer Einheit auf die Konstruktion der vierten Proportionale hinausläuft, wurde

er der Begründer der analytischen Geometrie. Man sollte aber stets hinzufügen, daß das gesamte Material, das in der analytischen Geometrie zunächst verarbeitet wurde, bei Apolkonios vollständig durchgearbeitet sich vorfindet, wie denn auch Descartes seine „Geometrie von 1637“ mit dem von ihm sogenannten „Pappusschen Theorem“: „ad tres aut plures lineas“ des Apollonios anfängt. Die Aufgaben „de maximis et minimis“ im fünften Buche der Kegelschnitte wurden für Fermat der Anlaß zur Ausbildung der sog. „Tangentenmethode“, die sich später zur Differentialrechnung auswuchs; und welchen Einfluß Apollonios auf die Ausbildung der sog. projektiven Geometrie bei einem Desargues, Pascal, de la Hire und indirekt dann auch bei Poncelet und seinen Nachfolgern ausgeübt hat, hat niemand eindringlicher nachgewiesen als wieder M. Chasles, der seine eigene geometrische Produktion so gerne mit der antiken Geometrie in Parallele setzte. Welche umfangreiche Literatur auch spezielle Probleme des Apollonios bei den Modernen auslösten, zeigt vielleicht am besten das sog. „Taktionsproblem“ (apollonischer Kreis), wo schon Vieta den Reigen eröffnet.

Es ist selbstverständlich, daß ein so reicher Stoff, wie er der antiken Mathematik, insbesondere von Archimedes und Apollonios zugeführt worden war, zu weiteren Einzelleistungen anspornen mußte. So finden wir denn auch die Namen vieler, nicht unbedeutender Mathematiker unter den Nachfolgern jener großen Geometer. Aber eine Nachblüte war es dennoch nur, aus der als hervorragendste Leistungen die Schaffung der antiken Trigonometrie durch Hipparchos (180), die Vollendung der Sphärik durch Menelaos (100 n. Chr.) und aus viel späterer Zeit die Zusammenfassung griechischer Arithmetik durch Diophantos (250 n. Chr.) hier noch genannt seien. Denn so vielseitig auch ein Heron von Alexandrien, über dessen Lebenszeit und Würdigung die Meinungen immer noch geteilt sind, sicher ist, ein origineller Mathematiker ist er jedenfalls nicht gewesen. Damit soll nicht seine Bedeutung für die Entwicklung der Mathematik überhaupt geleugnet werden, wie auch nicht diejenige

der dürftigen Exzerpte und Handbücher, die gerade z. T. unter Zugrundelegung der Schriften eines Heron von Späteren als Einführungsschriften in das Studium der Mathematik verfaßt worden sind. Waren doch diese Bücher durch Vermittlung der römischen Autoren (z. B. eines Cassiodor und Boethius) die Quellen, aus denen auch die mittelalterliche Scholastik ihr Bedürfnis nach mathematischer Kenntnis und Erkenntnis befriedigte. Wo also auch der Strom der Tradition antiker Mathematik nur träge und dürftig floß, ist sie es doch gewesen, die die Geister des Humanismus und der späteren Zeit so bildete und formte, daß sie sofort — nach dem Wiederbekanntwerden mit den griechischen Originalen — den vollen Inhalt der griechischen Mathematik zu erfassen und selbständig zu erweitern vermochten. Wahrlich, eine schöne Mission, die auch hier noch die Nachblüte griechischer Mathematik erfüllt hat.

Literatur. Die umfassendste Darstellung der antiken Mathematik ist enthalten in M. Cantors Vorlesungen über Geschichte der Mathematik Bd. 1, 3. Aufl. Leipzig 1907, über die die moderne historische Forschung aber in manchen Punkten fortgeschritten ist. Wertvoll ist noch immer H. Hankels nachgelassenes (unvollendetes) Werk: Zur Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter, Leipzig 1874. Anregend aber zum Teil unmethodisch ist M. Simons, Geschichte der Mathematik im Altertum in Verbindung mit antiker Kulturgeschichte, Berlin 1909. Knappere Darstellungen geben S. Günther, Geschichte der Mathematik, Teil 1: Von den ältesten Zeiten bis Cartesius, Leipzig 1908 und E. Hoppe, Mathematik und Astronomie im klassischen Altertum, Heidelberg 1911. Erwähnt sei auch G. Loria, Le scienze esatte nel antica Grecia, 2 ed. Milano 1914. Die Darstellung von H. G. Zeuthen, Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter, Kopenhagen 1896 ist in wichtigen Punkten in desselben Verfassers Beitrag zur „Kultur der Gegenwart“, Die Mathematik im Altertum und Mittelalter, Leipzig und Berlin 1912 ergänzt worden. Einen Abriß von kundiger Hand besitzen wir in der 'Einl. in die Altertumswiss.' II² (Leipzig 1912) von J. L. Heiberg.

Einzelne Monographien können hier nicht genannt werden, ebensowenig einzelne historische Abhandlungen. Es sei nur auf die wichtigen Arbeiten H. G. Zeuthens in der Bibliotheca mathematica und den Denkschriften wie Sitzungsschriften der dänischen Akademie hingewie-

sen, da sie zum Teil ganz neue Fragestellungen und Ergebnisse enthalten.

Zur Einführung in die Schriften der großen griechischen Mathematiker ganz besonders geeignet sind die in modernen Bezeichnungen gehaltenen Ausgaben (mit wertvollen Aufschlüssen über die Auswirkung der griechischen Mathematik) von H. L. Heath: Euklid 3 Bände, Cambridge 1908, Apollonius, Cambridge 1896 (vgl. auch H. G. Zeuthen, Die Lehre von den Kegelschnitten im Altertum, Kopenhagen 1896), Archimedes, Cambridge 1897 und 1912 (Deutsch von O. Kliem, Berlin 1914), Aristarch, Oxford 1913 und Diophantos 2. Aufl. Cambridge 1910.

Weltbild und Physik.

Der oft und gern behauptete diametrale Gegensatz zwischen Antike und Neuzeit scheint nirgends deutlicher und anschaulicher herauszutreten als im Aufbau des äußeren Weltbildes.

1. Aristoteles und mit ihm der antike und mittelalterliche Mensch sieht eine einzige, kugelförmige, alles umfassende Welt um sich, außerhalb deren nichts, kein Stoff, kein Raum, keine Zeit bestehen soll. Diese alleinige Weltkugel besteht aus einer äußeren Schale und einem Innenraum. Die Schale umfaßt den Fixsternhimmel und unter ihm in kontinuierlichem Anschluß weitere Schalen, die Sphären der Planeten. Alle diese Schalen, die so ineinander geschachtelt liegen, drehen sich in kreisförmiger Bewegung um den Weltenmittelpunkt im Innern. Ihr Stoff ist ein göttlicher, ein dem Wesen nach von dem innen befindlichen, irdischen Stoff verschiedener. Im Mittelpunkt dieser Weltenkugel befindet sich genau zentral gelagert die Erde. Aus dem schwersten der Elemente, das seiner Neigung nach dem Weltmittelpunkt zustrebt und ihn nun umlagert, wurde die Erde geballt. Über ihr liegt das weniger schwere Element, das Wasser, welches als Meer die Erdkugel umgibt. Wieder über diesem befindet sich ein leichtes Element, die Luft. Über der Luft endlich dehnt sich die Feuerzone, deren Streben, abgewendet vom Weltmittelpunkt, nach der entgegengesetzten Seite hingeht, nach der Fixsternsphäre. Bewegen sich die Himmelskörper auf ihren Sphä-

ren ihrer Natur nach in Kreisen um den Weltmittelpunkt herum, so bewegen sich die Elemente in geraden Linien entweder zum Weltmittelpunkte hin, nämlich die schweren, Erde und Wasser, oder zum Fixsternhimmel hin, nämlich die leichten, Luft und Feuer. Und es unterliegt keinem Zweifel, dem Aristoteles steht die obere Sphäre, die himmlische, dem Werte nach höher als der irdische Innenraum. In diesem Weltbild finden sich ethische Werte ausgeprägt. Das ist die Wurzel und das Ziel seiner Lehre. In seinen Hauptzügen angesehen ist dieses Weltbild verständlich und einleuchtend.

Copernicus setzt die Sonne in den Mittelpunkt und läßt sie mitsamt der Erde, dem Planeten, den wir bewohnen, von den anderen Planeten umkreist werden. In langsamer Entwicklung über Galilei, Kepler, Huygens, Newton und die neuzeitliche Astronomie, Physik und Chemie zerfällt Stück für Stück von dem Bau, der bei Aristoteles die Welt gestützt hatte, in Staub, um schließlich ganz anderen, oft entgegengesetzten Auffassungen zu weichen. Selbst die Grundlagen der philosophischen Betrachtung ändern sich in diesem Prozeß, der noch nicht abgeschlossen ist, derart, daß der Beginn der neuen Zeit gern mit dem Auftreten der heliozentrischen Lehre angesetzt wird.

Es scheint keinen schrofferen Gegensatz zu geben. Wer heute die exakten Wissenschaften der Außenwelt betreibt, bedarf des Aristoteles nicht mehr, dem er nur widersprechen, der ihn nur verwirren könnte.

2. So liegen die Dinge für den ersten oberflächlichen Anblick. Bei tieferem Eindringen kehrt sich der Eindruck um.

In der Vorrede seines Werkes, die an Papst Paul III. gerichtet ist, erzählt Copernicus, daß ihm die damalige geozentrische Astronomie unsicher und zweifelhaft geworden sei.

Er habe nach einem Grunde „für die Bewegungen der Weltmaschine gesucht, die doch unsertwegen von dem besten und gesetzmäßigsten aller Meister gebaut ist“, und fährt fort:

„Daher gab ich mir die Mühe, die Bücher aller Philosophen, deren ich habhaft werden konnte, von neuem zu lesen, um nachzusuchen, ob

nicht irgendeiner einmal der Ansicht gewesen sei, daß andere Bewegungen der Weltkörper existierten, als diejenigen annehmen, welche in den Schulen mathematische Wissenschaft gelehrt haben. Da fand ich denn zuerst bei Cicero, daß Hiketas geglaubt habe, die Erde bewege sich. Nachher fand ich aber auch bei Plutarch, daß einige andere ebenfalls dieser Meinung gewesen seien; seine Worte setze ich, um sie jedem vorzulegen, hierher: 'Andere aber glauben, die Erde bewege sich, so sagt Philolaus der Pythagoreer, sie bewege sich um das Feuer in schiefem Kreise, ähnlich wie die Sonne und der Mond. Heraklides von Pontus und Ekphantus der Pythagoreer lassen die Erde sich zwar nicht fortschreitend, aber nach Art eines Rades, eingegrenzt zwischen Niedergang und Aufgang um ihren eigenen Mittelpunkt bewegen.'" Von diesen Anregungen aus habe er dann selbst begonnen, über eine neue Hypothese nachzudenken.

Aus diesen Stellen kann man aber nur wenig erschließen. Noch andere Anregungen haben mitgewirkt und wahrscheinlich tiefer als die Stellen, die Copernicus selbst angibt. Es gab schon im Altertum eine Bewegung, die schließlich zu einer klar formulierten heliozentrischen Lehre führte.

Es ist bekannt, daß Plato im Alter mit der heliozentrischen Lehre gerungen hat. Ob sie im Timaeus wirklich ausgesprochen ist oder nicht, darüber gibt es einen langen Streit. Noch näher kommt er ihr in den „Gesetzen". An beiden Stellen äußert sich Plato in einer problematischen, aber düster erregenden Weise, die das lebhafte Gemüt des jungen Copernicus — denn in seiner Jugend muß er den großen Gedanken gefaßt haben — mächtig aufstacheln konnte. Den Timaeus aber hat Copernicus gekannt. Er bezieht sich ausdrücklich auf ihn, wie auf die „Gesetze". Hier erwähnt er das siebente Buch, und zwar eine Stelle, die nur wenige Seiten von der berühmten Auseinandersetzung entfernt ist, in der Plato von einer falschen Auffassung der Bahnen von Sonne und Mond geheimnisvoll warnend spricht.

Faßt man dies alles zusammen, so stellt sich als wahrscheinlichste Annahme heraus, daß Copernicus die Anregungen der Antike als ein Samenkorn in sich aufgenommen hat. Es gab aber in der Antike zwei entgegenlaufende Strömungen, die geozentrische und die heliozentrische. Die erstere kam zum Siege. Die zweite blieb nur in Spuren erhalten. Aber die doppelseitige Problematik war da. Sie reichte in Spuren in die Neuzeit hinüber. Copernicus hat sich nicht so sehr an antike Vorbilder in ihrer

Vollendung gehalten, wie an die erregenden ungelösten Probleme, die ihm aus der Antike entgegentraten. An ihnen hat er sich zu neuem Leben entzündet und neues Denken entfaltet.

Es läßt sich aber noch weit wahrscheinlicher machen, daß Copernicus die Anregung zu seiner genialen Umstellung der Welthypothese aus der Antike empfangen habe. Sein Werk atmet in einer ganz anderen und eigentümlichen Weise platonischen Geist, als aus unseren bisherigen dürftigen Hinweisen hervorleuchtet. Es scheint, als habe Copernicus tiefer mit Plato zusammengehangen, als er selbst verrät, ja vielleicht als ihm selbst in der Zeit noch recht bewußt war, da er sein Werk verfaßte.

Platos Astronomie ist in ein dichtes Gewebe metaphysischer Spekulationen eingehüllt, die durchleuchtet werden müssen, wenn man den Denker ernstlich verstehen will. Sie haben mit exakter Astronomie wenig zu schaffen. Wie aber, wenn gerade diese Spekulationen die Hauptanregung für den jugendlichen Copernicus hergegeben hätten!

Wir wissen, daß in Platos Denken die Sonne eine eigentümliche Rolle spielte. Die Sonne ist für Plato das Abbild des höchsten Guten in der Welt. Im „Staat" kommt diese Anschauung zum gesteigerten Ausdruck. Es wird dort dem Guten eine Höhe gegeben, die der Steigerung nicht mehr fähig ist, insofern es über alles Sein erhoben, ja aus ihm herausgehoben wird. Wir sind auf dem Wege zu Plotin. Wie das Gute erst Sein und Wesenheit verleiht, aber sich selbst noch über diese erhebt, so wird nun auch die Sonne zum Quell alles Werdens und Gedeihens, ohne selbst dem Werdenden anzugehören. Als Körper muß doch aber die Sonne sich dem Reich des Werdens fügen, nun wird sie trotzdem dem Werdenden entrückt und außer und über die Welt gestellt. Mit Recht spricht Natorp von der auffallenden Bezeichnung der Sonne als dessen, was ohne selbst Werden zu sein, Grund des Werdens für alles Sichtbare sei. „Die Sonne", sagt er, „scheint hier fast eine ähnliche Rolle zu spielen, wie im Timaeus und im Grunde schon im Phaedrus die Weltseele. Es scheint ein unzerstörlicher Grund des Werdens im sichtbaren Reiche selbst angenommen zu werden, weil sonst das Werden und die Veränderung zum Stillstand kommen müßten, wobei man sich freilich wundert, wie zu dieser Rolle gerade die Sonne kommt, die doch nach Plato nicht etwa im Weltzentrum ruht, sondern als Planet um die Erde oder ein anderes Zentrum kreist."

Wir müssen uns leider versagen, das feine Gespinst, mit dem Plato seine Philosophie der Sonne umgeben hat, darzustellen und darauf verzichten, den Gründen nachzugehen, die ihn bewogen, die Sonne nicht in die Mitte zu stellen. Jene seine Sonnen- und Lichtphilosophie aber ist in den letzten Jahren zum Gegenstande eingehender Untersuchungen geworden. Sie wurde durch Antike und Mittelalter bis in die Renaissance verfolgt. Hier liegt nun die Anregung deutlich zutage, die Copernicus empfing. Es ist leicht, diese Einflüsse bis in die nächste Nähe des Copernicus zu verfolgen, den das Studium der Schrift des Marsilius Ficinus (1433—1499) „de lumine et sole" bis dicht an die heliozentrische Lehre heranführt. Dieses Buch aber enthält nichts anderes als in breiter scholastischer Form Platos Lichtphilosophie.

Wie ist der Vorgang, der sich hier vor unseren Augen abspielt, aufzufassen? Von Plato geht eine Lehre aus, die wir den „metaphysischen Heliozentrismus" nennen wollen. Der große Denker schreckt selbst davor zurück, diesen in einen „astronomischen" zu verwandeln, und mit ihm die gesamte lichtphilosophische Schule bis in den Anfang der Neuzeit hinein. Da fällt die große, fast religiöse, lichtphilosophische Erregung in das jugendliche Gemüt eines echten Astronomen, und nun springt die Metaphysik in Astronomie um: aus dem metaphysischen Heliozentrismus wird der astronomische. Die Sonne, Bild des höchsten Guten und Königin in der Welt der Ideen, wird es nun in der Welt der Körper.

Greifbar zeigt das nur eine, aber höchst bezeichnende Stelle bei Copernicus. Gerade als die neue Lehre zum ersten Male im Zusammenhang dargelegt wird, erhebt sich der Denker plötzlich zu dithyrambischem Schwunge. Er sagt: „In der Mitte aber von allen (den Planeten) steht die Sonne. Denn wer möchte in diesem schönsten Tempel diese Leuchte an einen anderen oder besseren Ort setzen, als von wo aus sie das ganze zugleich erleuchten kann, wenn anders einige sie nicht unpassend die Leuchte der Welt, andere die Seele, noch andere den Regierer nennen. Trismegistus nennt sie den sichtbaren Gott, Elektra des Sophokles den alles Sehenden. So lenkt in der Tat die Sonne, auf königlichem Thron sitzend, die sie umkreisende Familie der Gestirne."

Hier hören wir die Sprache und Terminologie des Ficinus. Der ganze Apparat ist ihm entnommen. Der Hinweis auf Trismegistus ist noch auffallender. Mag das Buch unter dem Namen des griechisch-ägyptischen Offenbarungsgottes Hermes Trismegistus, der „Poimander", zusammengeflossen sein, aus welchen Elementen es will, es ist durch und durch von Lichtphilosophie durchsetzt, und es ist leicht, in ihm Stellen zu finden, die in ihrer Denk- und Ausdrucksweise der herangezogenen des Copernicus nahe verwandt sind. An dieser Stelle erkennen wir den tiefgreifenden Einfluß antiker Lehren, freilich nicht der anerkannten aristotelischen, sondern der platonischen Richtung, die über die Renaissance in die Neuzeit hinüberleitete.

3. Copernicus ist durch antiken Einfluß in dasjenige Problem hineingestellt worden, dessen klare Formulierung wir nach Simplicius dem Plato verdanken, nämlich diejenige Hypothese zu finden, welche die Himmelserscheinungen verständlich macht. Er entschied sich, wie wir sahen, wieder auf antike Anregungen hin, für die heliozentrische.

Damit war die geniale Grundidee gegeben, doch mußte nun der zweite Teil der Aufgabe gelöst werden, die tatsächliche Erklärung der Erscheinungen selbst. Die geniale Konzeption ist dem Copernicus früh gekommen, der Ausbau der Lehre forderte ein Leben und wurde in seinem großen Werke „de revolutionibus" niedergelegt. Aber selbst diese Lebensarbeit löste die Aufgabe nicht ganz. Nur die Bewegungen wurden erklärt, während das Kräftespiel weiteren Forschern vorbehalten blieb, und zwar zunächst Galilei. Copernicus trieb keine Polemik, Galilei bekämpfte das Weltbild des Aristoteles auch vom Standpunkte des Physikers aus. Er ist ein zweiter Begründer der heliozentrischen Lehre und zugleich einer der Schöpfer der neuen Physik. Wieder scheinen Antike und Neuzeit diametral auseinanderzulaufen.

4. Aristoteles lehrte die Endlichkeit seiner kugelförmigen Welt; Copernicus lehrt noch nicht die Unendlichkeit der Welt. Erst Giordano Bruno wird in seiner Gefolgschaft zum Verkün-

der dieser Lehre. Hier klafft der Gegensatz zwischen der antik-mittelalterlichen und der neuzeitlichen Weltanschauung wieder in höchster Deutlichkeit auf.

Und dennoch ist auch hier die Antike der erste Anreger. Aristoteles deckt in „de coelo" die prinzipielle Wichtigkeit der Anschauung von der Welt auf, ob sie endlich oder unendlich sei. Der Gedanke der Unendlichkeit der Welt, dessen grundsätzliche Bedeutung also Aristoteles deutlich sieht, gehört dem Ideenkreis der Atomisten an. Die Atomisten sind es, deren Lehren von ihm siegreich bekämpft wurden, die nun aber in der Renaissance von neuem wieder erstehen. Lukrez' Gedicht „de rerum natura" übte einen Einfluß auf die neuen Denker aus, den wir noch gar nicht genau abzuschätzen vermögen. Nicht als ob es sich um sklavische Nachahmungen handelte, wie sie der Antike so oft zu widerfahren pflegten, sondern um eine Neuentdeckung und eigenartige Bearbeitung der Fragen, die sie aufgedeckt und unbeantwortet gelassen hatte. Antike Problematik in ihrer Größe ist es, die uns ans Altertum fesselt.

5. Die Endlichkeit und Kugelgestalt der Welt genügte Aristoteles nicht. Er will auch die Schale aus göttlichem Stoff bestehen lassen und innen eine Welt irdischer Unvollkommenheit haben „hier unter dem wechselndem Monde".

Diese Konstruktion gelingt ihm, indem er zwei Bewegungsarten voneinander trennt, die kreisförmige, himmlische, die er vergottet, und die geradlinige nach oben und unten, wie sie aufsteigende und fallende Körper beschreiben, die er geringer einschätzt.

Wir können hier den teils tiefgefühlten, teils fremdartigen Gedankengängen nicht folgen, die den großen Denker auf dem Wege zu seinem vorgesteckten religiösen Endziel leiten. Es handelt sich um den Wert dieser Konstruktion für die Neuzeit. Gerade da aber ergibt sich aus den Fehlbildungen des Philosophen ein unabsehbarer Anstoß für die weitere Forschung. Aus dem Gewirr der Bewegungserscheinungen sind gerade diejenigen herausgehoben, deren Analyse für die neu entstehende Mechanik

entscheidend war. Die Betrachtung der geradlinigen Bewegung führt zum Studium der Fallbewegung bei Galilei und damit zum ersten Gesetz der Mechanik, den Fallgesetzen. Die Methode der Forschung wurde für die theoretische Physik grundlegend. Die Kreisbewegung der Himmelskörper, für die Galilei die Fesseln des Aristoteles noch nicht überwand, wurde durch die Analyse von Huygens einer der Anfangspunkte der heutigen Gravitationstheorie und damit der mechanischen Weltbetrachtung.

Von diesem Standpunkt aus ist höchst seltsam zu sehen, wie die beiden in der Antike am meisten divergierenden Richtungen ihren einfachsten Ausdruck in der Betonung dieser beiden Bewegungsarten finden. Während der durch Aristoteles bezeichnete Zweig die höchste Wertschätzung der Kreisbewegung zuteil werden läßt, neigen die Anhänger der mechanischen Richtung dazu, die gerade Linie zu bevorzugen. Die Atome des Demokrit bewegen sich wesentlich gradlinig, und erst durch besondere Kombinationen entsteht aus dieser Bewegungsart das Wirbeln der Atome, das dann schließlich zu den kreisförmigen Bewegungen der Gestirne führt. Wir stehen also auch hier in der Fortsetzung der antiken mechanistischen Weltauffassung drin. Ganz allmählich, im einzelnen schwer nachweisbar hat sich der Umschwung in der Neuzeit vollzogen.

6. Nicht immer sind es bedeutende, mit umfassenden Mitteln ausgeführte Systeme, von denen die neuen großen Anregungen ausgehen. Manchmal führt ein überraschender Stoß schneller und sicherer eine Abänderung der Bewegungsrichtung herbei. Aristoteles setzte die Erde in den Mittelpunkt und ließ sie dort unbeweglich ruhen, und dann fügt er folgendes Argument bei, dessen Wirkung gerade die entgegengesetzte war, als er beabsichtigt hatte, und von unabsehbarer Tragweite wurde. Er sagt: „Augenfällig ist demnach, daß notwendig die Erde im Mittelpunkte und unbeweglich sein muß, sowohl aus den angeführten Ursachen als auch darum, weil die mit Gewalt nach oben in senkrechter Richtung geschleuderten schweren Körper wieder auf den nämlichen Punkt herabbewegt werden, wenn auch die Kraft

sie unbegrenzt weit hinaufschleudert.“ Dieses Gegenargument, bei ihm nur kurz angedeutet, ist von der größten Bedeutung für die Folgezeit geworden. Es zeigt uns, wie tief sich der damalige Astronom bereits in die Hypothesen hineingedacht hatte, die eine Bewegung der Erde behaupteten. Nimmt man nun an, es finde etwa in Platos Sinne eine Drehung der Erde um ihre Achse statt, so sollte man meinen, daß ein senkrecht emporgeworfener Stein nicht wieder auf die Stelle zurückkehren dürfte, von der er ausging, indem nämlich während der Dauer seines Fluges die Erde sich unter ihm fortdrehen müßte, so daß er erheblich weit von seinem Ausgangspunkte entfernt zur Erde zu fallen hätte. Wir wissen heute, daß infolge des von Galilei entdeckten Beharrungsgesetzes der Stein die ursprünglich ihm eingeprägte Bewegung, als er die Hand verließ, auch während seines Fluges beibehalten muß, so daß, wenn er zurückkehrt, er genötigt ist, an demselben Punkte einzutreffen, von dem er ausging. Aber diese Lehre, so einfach und selbstverständlich sie uns heute erscheint, war bis auf die Zeiten Galileis unbekannt, und es ist eine seiner größten und für die Entwicklung der ferneren Mechanik und Physik, vielleicht auch für unsere Weltanschauung überhaupt grundlegende Wahrheit, die im Beharrungsgesetz ausgesprochen ist. Das von Aristoteles vorgebrachte Argument aber blieb entscheidend gegen alle Lehren von irgendeiner Erdbewegung, bis es seine endgültige Widerlegung durch Galilei in den Dialogen „über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme“ fand. Auch Ptolemäus, der in seinem astronomischen Handbuch eine kurze Widerlegung der Hypothese einer Erdbewegung gibt, führt dieses Argument als besonders entscheidend an. Dasselbe ist es auch gewesen, was Tycho Brahe hauptsächlich von der Annahme der copernicanischen Lehre zurückhielt, ein „argumentum herculeum“, und noch Kepler ringt vergeblich mit der Besiegung dieses mißlichen Einwandes. Wie schon gesagt, erst Galilei faßt ihn konsequent ins Auge und entdeckt von ihm ausgehend die physikalischen Folgen des heliozentrischen Standpunktes, die in den oben erwähnten Dialogen zusammengefaßt sind, und als deren we=

sentlichstes Resultat sich das Beharrungsgesetz ergab. Im weiteren Verlauf der Entwicklung sollte sich das Verhältnis umkehren. Gerade dieses Argument hat Newton die Möglichkeit gegeben, einen neuen physikalischen Beweis für die Rotation der Erde vorschlagen zu können.

7. Die Untersuchung des senkrechten Falles und ein starker Anstoß zur Entdeckung des Beharrungsgesetzes ging so von Aristoteles aus, und zwar die erste Anregung im Sinne des Philosophen, die andere gegen ihn. Wir sahen ferner, wie die Kreisbewegung ebenfalls als himmlisches Phänomen besondere Würde erhielt.

Galilei gelangte nicht zu einer reinlichen Auffassung der Kreisbewegung im Sinne der heutigen Mechanik. Er schwankt zwischen der spiritualistischen Auffassung des Aristoteles und eigentümlichen Ansätzen zu einer mechanischen hin und her. Aus diesen und anderen Gründen gelangt er auch nicht zu derjenigen Weltauffassung, die der des aristotelischen entgegengesetzt war und sie ablösen sollte, zur Gravitationstheorie, und damit der mechanischen Weltbetrachtung.

Aber der Boden hierfür wird bei ihm bereitet.

Aus den beobachteten Erscheinungen der Kreisbewegung am Himmel und den geradlinigen Bewegungen hinauf und hinunter der irdischen Körper las Aristoteles, auch durch andere Erwägungen gestützt, die Göttlichkeit des Himmels heraus in ihrem Gegensatz zur Erde. Hier auf der Erde irgend etwas zu finden, das sich dem Prinzip der Veränderlichkeit entzöge, galt den Philosophen seiner Denkrichtung längst als unmöglich. Konnte nun irgendwo in der Welt ein Unveränderliches nachgewiesen werden, so ergab sich von selbst die Möglichkeit, dieses als göttlich anzusprechen. Solch ein Unveränderliches glaubte Aristoteles nach den alten von Assyrien, Babylonien und Ägypten auf die Griechen übertragenen astronomischen Lehren im Himmel zu entdecken, und damit war für ihn dessen Göttlichkeit zum zweiten Male bekräftigt.

Hier setzten die neuen Forscher ein, indem sie die Unveränderlichkeit des Himmels bestritten. Am 11. November 1572 sah Tycho

Brahe einen neuen Stern am Himmel, der ihm bis dahin unbekannt gewesen war. Diese Entdeckung erschütterte ihn aufs tiefste. Er ging ihr nach, bewies, daß der Stern dem Fixsternhimmel angehören müßte, und zerbrach so die gewaltige und erhebende Lehre des Aristoteles in ihren Grundfesten. Galilei weiter wagte es, das Fernrohr auf den Himmel zu richten. Die Jupitersmonde, die Sichelgestalt der Venus, die seltsame Henkelfigur des Saturn, die Sonnenflecke beseitigten die alte Lehre vollends.

An die Stelle tritt die entgegengesetzte Anschauung, die Himmelskörper bestünden aus demselben Stoffe wie die Erde. Diese Lehre hat eine lange und interessante Geschichte, die in die frühe Antike zurückreicht. Der Mond ist dabei der Lehrmeister gewesen. Schon im Altertum spricht ihn Anaxagoras als einen der Erde verwandten Körper an. Diese Vermutung wird besonders durch Plutarchs merkwürdige und einflußreiche Schrift „de facie in orbe lunae“ auf die Neuzeit übertragen. Maestlin und Kepler nehmen sie auf. In langsamer, wenig deutlicher Entwicklung verbreitet sich die Lehre von der terrestrischen Beschaffenheit aller Weltkörper, um ihren endgültigen Abschluß in unserer Zeit durch die Spektralanalyse zu finden. Damit ist der Gegenpol gegen Aristoteles erreicht. Nunmehr wird gelehrt: Es gibt nur eine Art von Stoff in der Welt!

8. Näher noch führt uns der Kampf um weitere Bestimmungen des geozentrischen Weltbildes in die Vorbedingungen der Gravitation hinein.

Die Himmelsschale allein kann Aristoteles nicht genügen. Die Erde muß in ihrer Mitte liegen. Auch dieses deduziert er aus allgemeinen Prinzipien. Er statuiert ein absolut Schweres, die Erde, das zum Mittelpunkt hineilt und ihn umlagert, und ein absolut Leichtes, das Feuer, das zur Fixsternsphäre aufstrebt. Galilei gelingt es, die kniffligen Gedankengänge der Alten zu widerlegen, indem er zu der heute so allgemein bekannten Lehre vom spezifischen Gewicht der Körper vordringt. Hierin aber steht er auf den Schultern des Archimedes, den er höchlich schätzt.

Auch das Streben nach dem Weltmittelpunkt als solchem wird

zerstört, denn bei Aristoteles drängt nicht Körperliches durch Gravitation zu Körperlichem, sondern hat vielmehr ein inneres Bestreben, nach dem leeren Weltmittelpunkt hin zusammenzufliegen. Einen solchen hält Galilei überhaupt für problematisch, ohne sich näher darüber auszulassen. In der weiteren Entwicklung über William Gilbert mit seinen Untersuchungen am Magneten bis auf Kepler und Newton sieht man die langsame Beseitigung der Anziehungskraft eines leeren Punktes und den Ersatz durch eine Anziehungskraft der Materie, also die ersten Schritte zur Gravitation. Aber auch hier waren die Alten die Anreger, freilich in einer anderen Entwicklungslinie als der aristotelischen.

Schon Lukrez bekämpft die Lehre, daß der Weltmittelpunkt eine Wirkung ausüben könne. Wirken und Leiden kann nach ihm kein Ding ohne Körper. Lukrez bekämpft ausdrücklich die Lehre, „als könne die Luft nach der Mitte die schweren Körper dort zusammentreiben". In der schon erwähnten Schrift des Plutarch, der überhaupt ein bedeutender Einfluß auf die Entwicklung der modernen Physik und Astronomie zugeschrieben werden muß, wird völlig deutlich gesagt: „Wenn jeder schwere Körper auf sich selbst zustrebt, sich mit allen seinen Teilen auf seinen Mittelpunkt drängt, so wird die Erde nicht als Mittelpunkt, sondern als Ganzes sich die schweren Körper als ihre Teile heranziehen. Ein Beweis dafür, daß die fallenden Körper nicht der Mitte des Weltalls wegen, sondern einer gewissen Gemeinschaft und Verwandtschaft wegen zur Erde, von der sie mit Gewalt abgerissen sind, zurückkehren."

Diese Lehren wurden später wieder von Galilei aufgenommen. „Wir sehen," sagt er, „daß die Erde kugelförmig ist, und sind darum von der Existenz ihres Mittelpunktes überzeugt. Nach ihm hin sehen wir alle Teile eilen, wie daraus folgt, daß deren Bewegungen stets senkrecht auf der Erdoberfläche stehen. Wir begreifen, daß sie bei der Bewegung nach dem Erdmittelpunkte ihrem Ganzen, ihrer gemeinsamen Mutter entgegeneilen. Nun sollten wir uns so gutwillig einreden lassen, ihr natürliches Streben führe sie nicht nach dem Mittelpunkt der Erde, sondern nach dem des Weltalls, von dem wir nicht wissen, wo und ob er überhaupt existiert! Und gesetzt auch, er existiere, so ist er nur ein gedachter Punkt, ein Nichts ohne irgendwelche Wirkungsfähigkeit." Hier wie in den Gedanken der Alten gehen immer zwei Einwürfe gegen Aristoteles Hand in Hand: der eine betrifft die Existenz des Weltmittelpunktes überhaupt. Diese leugnet Lukrez schon ganz und gar, und es ist damit der

Finger an den wunden Punkt der aristotelischen Anschauung gelegt. Der andere bestreitet einem leeren Punkt, irgendwelche Anziehungskraft ausüben zu können, und schiebt eine solche immer nur vorhandener Materie zu.

9. Bei Galilei kommt es zu keiner rechten Gravitationshypothese. Sein langes Nachdenken über das Wesen der Schwere war erfolglos geblieben, hatte aber gerade den für die neue Physik befreienden und Richtung gebenden Gedanken erweckt, auf die prinzipielle Ergründung des Rätsels zu verzichten, und statt dessen die Gesetze der Folgeerscheinung, der Fallbewegung, aufzudecken. Hier fand das Genie seine ihm eigentümlichen Schranken. Dem klaren Sinn des Italieners gefielen die dunklen Anziehungskräfte nicht, mit denen der mystisch veranlagte Deutsche Kepler zu arbeiten begann. Beider Geist ist ein entgegengesetzter. Die weniger verstandesklare Betrachtungsweise aber war die fruchtbarere.

Keplers Phantasie fand zwei Linien zur Gravitation. Durch die eine verband er den Mond mit der Erde, durch die andere die Erde mit der Sonne. Die Gravitation der Erde findet bei Kepler ihre Hauptstütze in der Beobachtung der Abhängigkeit der Flutbewegung von derjenigen des Mondes. Diese Abhängigkeit war schon den Alten bekannt und, daß der Gedanke einer Anziehung von ihnen auf Kepler übergegangen sei, ist wahrscheinlich.

Anders liegt die Sache bei der Sonne. Bei ihm ist die platonische Lichtphilosophie, von der wir bei Copernicus schon sprachen, aber nur Andeutungen fanden, zu üppigstem, wunderlichstem Flor entwickelt und von fremdartigen christlichen Elementen durchsetzt. Keplers ganzes Werk durchziehen diese phantastischen Spekulationen. Für ihn ist die Sonne Gott, ihre Strahlen sind der heilige Geist, und der Fixsternhimmel ist der Sohn. In glühenden Hymnen werden diese Ideen ausgeführt. Sie sollten sich aber zu physikalischen Aufstellungen verdichten. Ebenso wie bei Copernicus der metaphysische Heliozentrismus sich zum körperlichen astronomischen vergröbert und verdichtet, so ziehen sich die vagen Ideen der Lichtphilosophie zur Sonnengravitation zusammen. Wir können diesen schwierigen, seltsamen, aber reizvollen Gedankengängen nicht folgen, sondern wollen nur ein bezeichnendes Merkmal der Lehre Keplers herausheben. Wie das Licht der Sonne selbst, so läßt er von ihr „Kraftlinien“ ausfließen, die wie an Stangen die Planeten im Kreise herum-

drehen, und zwar mit der Rotation der Sonne selbst, die er zu prophezeien wagte und bald auch bestätigt sah.

Ein flüchtiger Blick auf diese Lehre zeigt, wie weit sie von der Präzision Newtons entfernt war. Der Eindruck würde sich vermindern, wenn sie hier weiter verfolgt werden könnte. Wie aber derselbe Geist Platos, der auf die heliozentrische Lehre so anregend wirkte, auch hier bei den Anfängen der Gravitationshypothese mitspielt, das war anzudeuten.

10. Etwa von Huygens an, dem es gelingt, die Kreisbewegung aus der Zusammensetzung geradliniger Bewegungen zu erklären, verblaßt der Einfluß der Antike auf die Entwicklung des neuzeitlichen Weltbildes und der Physik. Das philosophische Gewand, das im Altertum und Mittelalter die exakten Wissenschaften umhüllt und in jener großartigen Einheit des geozentrischen Weltbildes zusammengehalten hat, zerfällt, und die Wissenschaften sondern sich von der Spekulation ab. Die mathematischen und physikalisch-astronomischen Methoden klären, bereichern, verändern sich. Der Urgrund, aus dem dies alles erwuchs, wird vergessen, und wer das Ende, die heutigen Auffassungen, mit dem Anfang, wie er einst war, vergleicht, ohne die Zwischenglieder zu kennen, wird nichts als den diametralen Gegensatz bemerken, von dessen Feststellung wir ausgingen. Gewiß, die Physik und Astronomie des Altertums braucht niemand mehr zu studieren, der heute Physiker und Astronom werden will. Wer vorwärts strebt, braucht nicht zurückzuschauen.

Aber es gibt auch eine Bewegung in entgegengesetzter Richtung im menschlichen Erkennen. Wer die Prinzipien durchleuchten will, wende sich zu ihren geschichtlichen Ursprüngen. Er wird dort immer wieder auf die griechische Antike stoßen, auch in den exakten Wissenschaften.

Drei große geistesgeschichtliche Strömungen taten sich, freilich nur in den dürftigsten Zügen vor unseren Augen auf: der Geist des aristotelischen Dualismus, der Geist der Vereinheitlichung, der zentral von der Idee des Guten angeschauten Welt im Platonismus und der Geist der mechanischen Weltbetrachtung im

Atomismus. Für das Weltbild ist der Dualismus zerstört, während die anderen beiden fortwirken. Über den Bezirk des äußeren Weltbildes hinaus aber, im Bereich des Lebens sind alle drei noch in Bewegung. Es mangelt an Lösungen. Wer sie sucht, wird im Rückgang zur Antike Richtung und neue Kraft finden, die seine eigene Kraft bestimmen können, so wie die alten Physiker und Astronomen in ihnen Richtung und Kraft fanden. Vorbilder aber zu gedankenarmem Nachbilden liefert die Antike nicht, die selbst nur Leben und dessen Entfaltung war, bis auch sie versiegte.

11. Man sprach früher gern von der Vorbildlichkeit der Antike, man ahmte die Antike nach und nicht immer zum Vorteil ihrer Verehrer. Die vorstehenden Ausführungen zeigen, daß in dem umschriebenen Gebiet von solcher Vorbildlichkeit und Nachahmung nicht die Rede sein kann. Gerade die monumentale Schöpfung des Aristoteles brach zusammen, aber die großen prinzipiellen Fragen, die ihren schwankenden Grund gebildet hatten, traten nun wieder zutage. Die Anschauungen, die Aristoteles bekämpft hatte, wurden teils aus seinen Anregungen, teils aus den Originalen wieder lebendig. Der Geist des Atomismus und der Geist des Platonismus stiegen hier auf und erschütterten die Geister, so daß sie ihr Eigenstes und Bestes hergaben.

Literatur. Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten (anregend). Leipzig 1914. — S. Oppenheim, Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Teubner, Leipzig. (Aus Natur und Geisteswelt.) Der Gesichtspunkt des Überganges von der Antike zur Neuzeit tritt zugunsten einer allgemeineren Orientierung mehr zurück.

Astronomie.

„Wer sich mit einer Wissenschaft bekannt machen will, darf nicht nur nach den reifen Früchten greifen — er muß sich darum bekümmern, wie und wo sie gewachsen sind.“ Dieses Wort des Physikers Poggendorff gilt für die Astronomie in einem besonderen Sinne. Sie ist ihrem Wesen nach an eine ununterbrochene Tradition gebunden. Denn sie ruht auf dem Grund einer über Jahrhunderte und Jahrtausende reichenden Beobachtung, die niemand recht verwerten kann, ohne die historischen Bedingungen zu kennen, unter denen sie zustande gekommen ist. Darum sind so viele bedeutende Astronomen auch nach der Zeit Keplers und Newtons, bis R. Wolf und Schiaparelli, um Lebende nicht zu nennen, von starkem historischem Interesse erfüllt gewesen.

Die Geschichte der astronomischen Erkenntnis der europäischen Welt beginnt sich namentlich durch die Funde und Arbeiten des letzten Menschenalters immer mehr als eine große Einheit zu enthüllen. Sie läßt sich einem einzigen großen Strom vergleichen, der in Babylon seine zunächst noch an Erdenresten reiche Quelle hat und in Griechenland durch die verschiedenartigsten Zuflüsse zu gewaltiger Breite und Tiefe angewachsen ist. Im lateinischen wie im byzantinischen Mittelalter scheint er zeitweise unterirdisch zu rauschen oder ganz zu verschwinden, bis er mit frischer Kraft in der Renaissance wieder hervorbricht und neuen fernen Zielen zustrebt.

Noch ist es nicht sicher, wann die einzelnen grundlegenden Erkenntnisse in Babylon zuerst gewonnen worden sind. So viel aber ist gewiß, daß hier die Astronomie von religiösen Gedanken getragen und gefördert worden ist: von dem Glauben an die Verkörperung der Götter in den Gestirnen und an die darauf begründete Möglichkeit, den Willen der Himmlischen aus den Sternen zu lesen. Das erforderte eine genaue und regelmäßige Beobachtung, die freilich noch so naiv war, astronomische und atmosphärische Bedeckungen der zwei großen Gestirne des Tages

und der Nacht gleich zu werten, aber auch so moderne Probleme wie die Beobachtung der Sternfarben mit merkwürdiger Sicherheit des Auges durchführte. Aus Babylon empfingen die Griechen die wichtigsten Grundlagen für die Pflege der Astronomie: die Kenntnis der Bahnen der Sonne und der Planeten, die grobe Vorausbestimmung von Finsternissen, die Tageseinteilung in zwölf Stunden und manches andere. Was die Welt des Mittelmeers und Europas bis vor der Verwertung der Keilinschriften von babylonischer Astronomie wußte, verdankt sie einzig den Berichten der Griechen. Aber bei diesen erfährt die Himmelskunde und das von ihr abhängige Weltbild eine Erweiterung und Vertiefung, von der sich die orientalischen Vorgänger in der religiösen Befangenheit ihrer Himmelsschau nichts träumen ließen.

Es ist eine wundersam rasche und großartige Entwicklung, die hier vor sich geht; in ungefähr vier Jahrhunderten, von Thales bis Hipparch, wird die ganze Reihe der Erkenntnisse durchlaufen, die vor der Erfindung des Fernrohres möglich waren. Nur in flüchtig andeutenden Strichen kann dieses große Schauspiel hier vorgeführt werden. Die griechische Astronomie beginnt nicht im griechischen Mutterlande, sondern jenseits des Ägäischen Meeres, in Ionien, das bis zu fernen Küsten besiedelnd vorgedrungen war und zugleich durch die Verbindung mit dem asiatischen Hinterland die wichtigsten Ergebnisse babylonischer Himmelsschau empfing. Wenn Thales von Milet noch der Empirie des Ostens das meiste verdankt haben mag, so tut schon sein nächster Nachfolger Anaximander, die außerordentlichste Erscheinung unter diesen ionischen Naturphilosophen, den entscheidenden Schritt, die Erde, den heiligen Wohnsitz der Menschen, den alle Geschlechter vorher mit festen Wurzeln im Unergründlichen verankert und vom Himmel nur wie von einem Gewölbe oder Zeltdach überspannt glaubten, frei im Weltraum schweben zu lassen und die Halbkugel des Himmels zur ganzen Kugel zu vervollständigen.

Die weitere Entwicklung knüpft sich vor allem an die Schule

der Pythagoreer und dann an die Platons. Das Weltsystem des Pythagoreers Philolaos entfernt die Erde aus dem Mittelpunkt des Weltalls; sie bewegt sich, ein Stern unter Sternen, um das postulierte Zentralfeuer. Die Pythagoreer Hiketas und Ekphantos fordern zuerst die Bewegung der Erde um ihre eigene Achse. Eudoxos, Platons Freund, gibt eine geistvoll erdachte und mathematisch demonstrierte Theorie der Planetenbewegungen. Im dritten Jahrhundert v. Chr. hat der genialste der griechischen Astronomen, Aristarch von Samos, die Kühnheit, sein heliozentrisches System, die von Kopernikus erneuerte Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne, der geozentrischen Auffassung des Eudoxos und Aristoteles gegenüberzustellen. Hipparch von Nikaia gibt den heliozentrischen Standpunkt, dessen Berechtigung Seleukos von Seleukeia im zweiten Jahrhundert, wie wir hören, auch mathematisch bewiesen hatte, in der Bescheidung auf nähere Ziele der Wissenschaft wieder auf; aber in unermüdlicher Arbeit faßt dieser „Gewissenhafteste" von allen die eigenen Beobachtungen und die seiner babylonischen und griechischen Vorgänger zu einem großen Fixstern-Katalog, zur Erkenntnis und annähernden Bestimmung der Präzession der Fixsterne, zu bedeutsamer Förderung der Sonnen- und Mondtheorie zusammen. Den Abschluß macht Claudius Ptolemäus in Alexandria, der in umfassenden Handbüchern und kleineren Schriften in mathematischer Beweisführung das spätantike Bild des Himmels und der Erde für das ganze kommende Jahrtausend und darüber hinaus festgelegt hat.

Der Astronom, der heute den Almagest liest, wird bei aller Einsicht, daß hier ein überwundenes Weltsystem dargelegt und begründet wird, doch nicht leicht die Empfindung verlieren, mit diesem Alten sich auf dem gleichen Boden methodischer wissenschaftlicher Arbeit zu bewegen; und diese Empfindung würde sich noch steigern, wenn er in die Lage käme, die Arbeiten der eigentlich schöpferischen griechischen Astronomen, des Eudoxos, Aristarch, Hipparch, statt sie aus Trümmern notdürftig wieder aufgebaut zu sehen, im Original zu lesen. Es ist der Geist der

echten Wissenschaft selbst, der den heutigen Forscher aus den Leistungen seiner griechischen Vorgänger als etwas Verwandtes anspricht und ihm die Gewißheit gibt, ihre Arbeit fortzusetzen.

In der Beobachtung sind die Babylonier den Griechen vorausgegangen; doch hat eine Reihe von Beobachtungsorten und Sternwarten auf dem Boden der griechischen Weltkultur die älteren Erkenntnisse ständig erweitert, bis zu Hipparchs großem Unternehmen eines alle Sterne bis zur sechsten Größe umfassenden Kataloges und noch Jahrhunderte darüber hinaus, vor allem in der Schule von Alexandria. Die griechischen Sternwarten waren mit sinnreichen Instrumenten von mancherlei Art ausgestattet. Die komplizierte Bewegung der Planeten hat der große Archimedes in einem geistvoll erdachten, durch Wasserkraft getriebenen Mechanismus darzustellen vermocht. Himmels- und Erdgloben gehörten zum Apparat jeder höheren Schule im Altertum, und ein Sterngedicht wie das unendlich viel gelesene des Aratos oder Zufallsfunde gleich der vor zehn Jahren entdeckten Kalenderuhr des alten Juvavum (Salzburg) zeigen uns, wie astronomische Belehrung auch Laien zugänglich gemacht wurde.

Aber das Wesentliche an dieser griechischen Wissenschaft ist die siegreiche Kühnheit, die überall den täuschenden Trug des Sinnenscheines überwindet. Sie sucht das unverbrüchlich waltende, mathematisch nachweisbare Gesetz. Wenn den Orientalen die Tatsache der Präzession ihren Kalender verwirrt, so verlangt und findet Hipparch für sie die gesetzmäßige Formel. Platon stellt seiner Schule die Aufgabe, zu ermitteln, „welche gleichen und geordneten Bewegungen vorausgesetzt werden müssen, um die beobachteten Bewegungen der Planeten festhalten zu können". Daß immer Kreisbewegungen postuliert wurden, hat die Forschung ebenso gefördert wie auch gehemmt; aber das Vorurteil entspringt zuletzt dem gleichen leidenschaftlichen Drang, die vollkommenste mathematische Figur und damit die reine Harmonie in den Bewegungen des Weltalls zu finden, der noch Kepler zur Entdeckung seiner Gesetze geführt hat.

Der Zauber des gestirnten Himmels wirkt auch auf die Griechen mit religiöser Gewalt und hat darum auch sie zuletzt der Astrologie des Ostens erliegen lassen. Aber das spezifisch Griechische in ihrer großen, klassischen Zeit von Homer bis nach Alexander dem Großen ist gerade die unbefangene Freiheit ihres Denkens. Sie steht in ebenso schroffem Gegensatz zu der hieratischen Gebundenheit des Orients wie die autonome Sittlichkeit, das Ideal der Freiheit des Weisen, das ihre Philosophen aufstellen: in dieser Freiheit des Gedankens grüßen wir den Ursprung dessen, was wir als den europäischen Geist im Gegensatz zum asiatischen Traditionsglauben empfinden. Aus den Versen des Archilochos über eine Sonnenfinsternis spricht schon im siebenten Jahrhundert v. Chr. nur ein freies, fast heiteres Erstaunen darüber, daß Zeus solche regelwidrigen Dinge in der Welt geschehen lasse, und für Perikles ist die Erklärung dieses Phänomens, vor dem die Menschheit bis in die neue Zeit hinein zu zittern nicht aufhörte, längst eine Selbstverständlichkeit. Die Babylonier hatten das System der fünf oder mit Zurechnung von Sonne und Mond sieben Planeten geschaffen, die sich um die Erde drehen; ihre ganze Sterndeutung ist auf diese heiligen Zahlen aufgebaut. Griechischer Geist fragt zeitig genug (vermutlich schon bei Demokrit), ob es wirklich nur diese Planeten gebe oder nicht vielmehr nur sie beobachtet seien. Die Kugelgestalt der vorher als flache Scheibe geltenden Erde, ihr freies Schweben im Raume, ihre Drehung um die eigene Achse, ihre Bewegung um Zentralfeuer oder Sonne — alle diese Lehren sind ebensoviel Zeugnisse der griechischen Kraft der Abstraktion und des griechischen Willens zur Erhebung über das, was die Menschheit seit Jahrtausenden gläubig als handgreifliche Wahrheit überliefert hatte. Die ungeheure Entfernung der Gestirne und ihre Größe haben sie durch ein sinnreiches Verfahren bis zu einer fast genau richtigen Schätzung der Entfernung des Mondes von der Erde und einer nicht mehr allzu verfehlten der Entfernung und Größe der Sonne gefördert. Im Atomismus des Demokrit aber wird auch die letzte Erkenntnis vorgebildet, mit

deren Wiedergewinnung durch Giordano Bruno recht eigentlich die neue Zeit einsetzt: der Gedanke der Unendlichkeit der Welt und des Neben- und Nacheinander unendlich vieler Welten, den dann die Schule des Epikur aufnimmt und Lukrez in mächtigen Versen verkündet. Discedunt mœnia mundi.

Die ganze Terminologie der Astronomie wie so vieler anderer Wissenschaften, die Benennung der Planeten und der Sternbilder des Himmels, die Einrichtung des Kalenders und die Namen der Wochentage sind noch heute bei allen Kulturvölkern ein Erbe des griechisch-römischen Altertums. Aber wichtiger als diese Äußerlichkeiten ist der Geist der griechischen Forschung, an dessen frischer Kraft sich der Gedanke der freien Wissenschaft, des Suchens der Wahrheit um ihrer selbst willen, immer neu seines Siegerrechtes bewußt und froh zu werden vermag, wie er an der Schwelle der neuen Zeit in der wiedererfaßten Welt des Griechentums die Erfüllung seines eigenen heißen Strebens jubelnd begrüßt hat. Kopernikus hat mit vollem Bewußtsein den Faden aufgenommen, den Philolaos, Hiketas, Aristarch von Samos gesponnen hatten. Tycho de Brahe wiederholt das Weltsystem von Platons Schüler Herakleides von Pontos; und Kepler kann nicht leicht jemand verstehen, der sich nicht im Umgang mit den Alten klar gemacht hat, daß er viele Jahre lang den ahnenden Träumen der Pythagoreer nachsinnen mußte, um die unsterbliche Erkenntnis seiner drei Gesetze gewinnen zu können. Es ist kein Zufall, daß die Anklage, die ein antiker Zionswächter, freilich ohne Erfolg, gegen den Kopernikus des Altertums erhob, Wort für Wort das gleiche angriff, was 2000 Jahre später der siebzigjährige Galilei widerrufen mußte. Das Griechentum ist auch in der Erkenntnis der Gesetze des Himmels der Prometheus gewesen, der den kommenden Geschlechtern die Fackel der befreienden Erkenntnis gereicht hat: Griechentum und Freiheit — jene Freiheit, die zum Gesetze strebt — sind auch hier korrelate Begriffe.

Literatur. Überblicke über die Entwicklung der Astronomie vom Altertum zur Neuzeit geben S. Oppenheim, Das astronomische Welt-

bild im Wandel der Zeit, 1906 (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 110), das die Tatsachen knapp umreißt; weniger ergiebig Svante Arrhenius, Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten, 1908; nach der religiösen Seite vgl. das anregende Buch von Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. 3. Aufl. 1909. Der Verfasser der vorstehenden Skizze hat in einer seit 1912 im Druck vorliegenden Einleitung zu dem noch nicht erschienenen Bande „Astronomie" der Sammlung „Kultur der Gegenwart" eine ausführlichere Darstellung über „Die Entwicklung des astronomischen Weltbildes im Zusammenhang mit Religion und Philosophie" gegeben. — Für die Geschichte des Planetensystems vgl. das gute Buch von J. L. E. Dreyer, History of the Planetary System from Thales to Kepler, 1906; für die griechische Astronomie ist besonders wichtig Paul Tannery, Recherches sur l'histoire de l'astronomie ancienne. 1893. — Vgl. ferner die treffliche kurze Darstellung von Joh. L. Heiberg, Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum. 2. Aufl. 1920. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 370.) — Über die Fortwirkung der antiken Astrologie vgl. die Darstellung des Verfassers: „Sternglaube und Sterndeutung", 2. Aufl., 1919 (unter Mitwirkung von Carl Bezold, Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 638).

Geographie.

Die Geographie ist eine Gegenwartswissenschaft und Beobachtung dessen, was ist, ihr Hauptlebenselement. Das kann man getrost anerkennen und doch ernste Zweifel hegen, ob damit eine volle Abkehr von jeder Beziehung zur Vergangenheit gegeben und ob solch eine Abkehr möglich ist ohne Verlust an wertvollem Inhalt und an Quellen fruchtbaren Denkens. Gerade der Fachmann, der jene Leitsätze aussprach, hat selbst deren notwendige Begrenzung vollzogen mit seiner Darstellung des Deutschen Reiches und der darin bekundeten Auffassung der Geographie als Entwicklungsgeschichte der Erdoberfläche und ihres Lebens. Die Bedeutung verschiedener Epochen der Vergangenheit für die Erdkunde stuft sich nun keineswegs ab nach der Entfernung von der Gegenwart; vielmehr ist dafür entscheidend der Inhalt ihres Wesens, einerseits der größere oder geringere Einfluß, den Natur und Lage der Wohnplätze von Völkern auf ihre Kulturentwicklung ausübten, andererseits der Wert der Leistung der Völker für das Erkennen und die geistige Beherrschung der Hei-

mat und der weiteren Umgebung bis zur Gesamtheit des Sterns, den wir bewohnen. Bedarf es eines Beweises, daß nach all diesen Richtungen dem klassischen Altertum eine wichtige Stellung zukommt?

Der Name der Geographie und ihr Begriff, im engsten Wortsinn, wie in ausgereifter Erweiterung und Vertiefung, sind Erbstücke des griechischen Altertums. Die erste Aufgabe dieser Wissenschaft war der Entwurf der Umrisse des Landes. Deren antike Zeichnungen stehen an Treue zurück hinter den Seekarten des Mittelalters, denen nicht nur das Erbe einer langen Tradition, sondern mit dem Kompaß eine Verschärfung der Richtungsbestimmung zustatten kam. Aber in anderer Hinsicht bleiben die schönen mittelalterlichen Seekarten hinter den besten Kartenbildern des Altertums zurück: in dem Verzicht auf eine engere Beziehung zur Erdgestalt. Seit die Pythagoreer aus der beharrlichen Kreisform des Erdschattens bei Mondfinsternissen den Schluß gezogen hatten, die Erde sei eine frei im Weltraum schwebende Kugel, war die Aufgabe des Kartenentwurfs zu dem Problem gesteigert, die Bilder der Länder zu erfassen in ihrem Verhältnis zum Erdganzen. Die Kenntnis seines Umfangs war die Vorbedingung zur Erfüllung dieser Forderung. Wie man zu dem Gedanken kam, ein Stück eines Meridians zu messen und dann durch Bestimmung des geographischen Breitenunterschiedes der Endpunkte dieser Strecke zu ermitteln, der wievielte Teil des Erdumfanges sie sei, — und wie Eratosthenes allein unter allen, die sich im Altertum darum bemühten, einen praktisch vertrauenswerten Weg zur Lösung dieser Aufgabe einschlug, ist bekannt. Der Urheber des nächsten großen Fortschrittes in der Gradmessungskunst, Willebrord Snellius (1615), konnte dem Büchlein, das in sie das Triangulationsverfahren einführte, keinen stolzeren Titel geben als Eratosthenes Batavus. Und so unendlich seither Ziel und Technik der Erdmessung sich verfeinert haben, denkt sie heute noch des Bahnbrechers, dem der erste große Wurf gelang.

Das große ideale Ziel, das sein scharfer Kritiker Hipparch dem

Entwurfe der Weltkarte steckte, die Mehrung vollkommener astronomischer Ortsbestimmungen, blieb dem Altertum bei der Schwäche seiner Zeitmessung unerreichbar. Die Forderung ward nicht sachlich, sondern nur formal erfüllt durch Claudius Ptolemäus, der jedem der in seine Geographika aufgenommenen Orte auf Grund des vorliegenden Itinerar-Materiales seinen Platz auf der Erdkugel nach Länge und Breite bis auf 5 Bogenminuten anzuweisen versuchte. Auch diese die Grenzen der Möglichkeit überspringende Arbeit war nicht vergebens geleistet. Sie hinterließ der Neuzeit, die nach langem methodischen Stillstand die geographische Forschung im Schnellschritt wieder aufnahm, nicht nur das Inventar der antiken Wissenserbschaft, sondern das scharf gefaßte Problem, jede neue Entdeckung — lag sie auch jenseits ungeheurer Meeresweiten — selbständig auf dem Globus zu verankern und treffend einzuzeichnen. Dafür hatte das Altertum schon mit den ersten Schritten der Kartenprojektionslehre eine Vorbereitung geboten, aber auch die Ausdehnung der auf Ptolemäus' Karte überschauten Räume war nicht gering. Waren auch die Weiten der Ozeane unbezwungen, so waren von den 144 000 000 qkm irdischer Landflächen doch etwa 42 000 000, und zwar vorwiegend besonders wertvolle Räume in den Horizont der antiken Erdkunde getreten. Früh waren die Folgen der Kugelwölbung der Erdoberfläche für deren Sonnenbeleuchtung und Klimaabstufung erkannt worden. Schon Parmenides nahm wahr, daß die Nordgrenze des Wüstengürtels nicht mit dem nördlichen Wendekreis zusammenfalle, sondern in höhere Breite. Die auf ihn zurückgehende Scheidung von fünf Klimazonen, zwei kalten, zwei gemäßigten und einer wegen übermäßiger Hitze unbewohnbaren wurde als unzulänglich erkannt, sowie der Alexanderzug und die Forschungen der Ptolemäerzeit in die Tropen eindrangen. Posidonius erst unterschied treffend sieben Klimagürtel, da er nach den Erfahrungen der Nordhalbkugel sich den bewohnbaren äquatorialen Gürtel umrahmt vorstellen mußte von zwei Wüstenzonen unter den Wendekreisen. Vor seinem Geiste standen sie so, wie die Neuzeit sie wirklich vorfand.

Dem Klimastudium fehlten meteorologische Instrumente. Dennoch trug der rege Beobachtungssinn der viel im Freien lebenden Mittelmeervölker ihnen eine genaue Kenntnis des jährlichen Witterungsganges, der Verteilung von Winden und Niederschlägen ein. Seit Hesiods Bauern- und Schiffahrtskalender sammelte sich in allen Zweigen der Literatur, besonders in der meteorologischen und landwirtschaftlichen von Griechen und Römern ein Wissensschatz über des Luftmeers Vorgänge an, der — wie sich am Beispiel der Vogelwinde zeigen ließ — auch heute der Forschung nicht nur historische, sondern sachliche Probleme stellt. Und diese Heimatkunde gab den festen Hintergrund, von dem sich die völlig abweichenden Erscheinungen ferner Zonen abhoben, als Vorderasien und Indien, das Rote Meer und die Nilländer sich entschleierten. Den sommerlichen Nordostwinden der griechischen Meere trat unter dem gleichen Namen der Etesien der Südwestmonsun des Indischen Ozeans gegenüber als Glied desselben Windsystems, das die Erwärmung Vorderasiens und Nordindiens im Umkreis dieser Länder in Gang bringt. Entzogen sich auch die einzelnen klimatischen Elemente noch messender Vergleichung, so waren doch ihre Wirkungen der Forschung zugänglich: die von Aristoteles der Problemnatur entkleidete Hochflut des Nils ebenso wie die Pflanzenwelt der neu entdeckten Gebiete, die der große Naturforscher Theophrast so klassisch beschrieb, daß dem 20. Jahrhundert die Freude beschieden war, durch konzentrierte Wirkung der Lichtstrahlen philologischer und botanischer Untersuchung die Mangrovedickichte des Ozeans, die Wüstenflora Belutschistans, wie die Riesengestalt des indischen Feigenbaumes und die Höhengürtel der Himalajawaldung den Schriftzeichen alter Manuskripte entsteigen zu sehen.

Schon vor der Beherrschung so weiter Räume rückte innerhalb der Grenzen des Mittelmeergebietes den Griechen die Frage nach der Abhängigkeit des Menschen von Klimaunterschieden nahe. Ein Arzt des 5. Jahrhunderts v. Chr., dessen Studie „über Luft, Gewässer und Ortslage" früh in des Hippo-

krates Schriften eingereiht wurde, spann nicht nur Gedanken über die Einwirkung der Jahreszeiten, der Auslage gegen die Hauptrichtungen der Windrose, der Herkunft und Natur der Gewässer auf die Gesundheit von Städten, sondern sah in der Divergenz der Körpermerkmale der Ägypter und Libyer von denen der Skythen eine Folgeerscheinung klimatischer Gegensätze, die auch zur Erklärung unterwürfiger Schwäche und wehrhaften Freiheitssinnes herangezogen wurden. Die gehaltvollen Schilderungen des Aussehens und der Lebensweise der nordpontischen Steppennomaden und der Pfahlbauer in der Sumpfniederung des Phasis (Rion) bleiben Kabinetstücke der Völkerkunde. Die kühne Deutung der scharfen Beobachtungen wirkte nach. Noch Posidonius hielt der Neger krauses Haar, ihre wulstigen Lippen und breiten Nasen ebenso wie die Krümmung der Hörner der Wüstentiere für Wirkungen extremer Hitze. Aber er lehnte doch den Gedanken ab, Völkertypen als Funktionen der geographischen Breite zu betrachten; sah er doch bei jedem Besuche Alexandriens, wie von demselben Wendekreise so verschiedene Gestalten wie Inder und Mohren in das Völkergemisch der Weltstadt zusammenströmten. Wieviel mit dem Brande der großen alexandrinischen Bibliothek an Erfahrungen über Völkerleben zugrunde ging, das können wir nur ahnen, wenn wir die Reste durchblättern, welche Auszüge emsiger Leser aus des Agatharchides Werk über das Rote Meer der Nachwelt gerettet haben. Alle Beobachtungen über niedrig stehende Naturvölker der Neuzeit stellt das Lebensbild seiner Ichthyophagen in Schatten, der Kostkinder des Meeres an den Korallenriffen vor dem Wüstenrande. Allerdings tritt in dieser Zeit das anthropologische Interesse an fremden Völkern zurück hinter dem biologischen und kulturgeographischen, das der Ethik der Philosophenschulen anregende Wahrnehmungen zuführte. Zu dem, was griechischer Unternehmungsgeist auf großen Landreisen und weiter Seefahrt bis über Indien hinaus noch unter römischer Herrschaft erschloß, hatte diese noch die Völkerwelt des Westens hinzugefügt. Von ihr fand Posidonius wenigstens das

Keltenland noch in so ungebrochener Eigenart vor, daß das Bild seines Lebens durch die Frische der Farben und den Glanz wirkungsvoller Darstellung eine unschätzbare Ergänzung bietet zu dem Bericht des Bezwingers von Gallien. Wieder andere Reize hat, schon von der Vorahnung des Niederganges des Herrenvolkes durchweht, die Skizze des freien Germaniens im Gewande der silbernen Latinität mit ihren funkelnden Spitzen. Alle solche historischen Urkunden des vormaligen Zustandes von Ländern geben ihrem Gegenwartsbilde erst den rechten Hintergrund und begrenzen das Urteil über die wechselnde Wirkung von Lage und Naturausstattung der Länder auf das Geschick ihrer Bewohner. Monumente und schriftliche Überlieferungen der Vergangenheit, namentlich einer geistig hochstehenden würde auch die modernste Länderkunde nimmer entbehren wollen.

Mit geringeren Erwartungen wird nach der antiken Literatur der Geograph greifen, welcher Bewegungen und Veränderungen der anorganischen Natur zum Gegenstand spezieller Forschung macht. Die Meereskunde ist ein junger, erst mit den Mitteln fortgeschrittener Technik zu großen Erfolgen gediehener Wissenschaftszweig. Dem unheimlichen „Atlas, der jedes Meeres Tiefen kannte", haben die Griechen seine Geheimnisse nicht abgelauscht. Hinter des Posidonius Zeit, die dem Sarder-Meer eine Tiefe von mehr als 1000 Klaftern zuschrieb, blieb noch bescheidener der Seedichter Oppian zurück, wenn er gestand:

> Noch hat keiner erreicht des Meeres unterste Gründe.
> Nur dreihundert, nicht mehr, der Klaftern konnte durchmessen
> forschender Männer Lot; so weit nur kennt man die Tiefe.
> Viel bleibt uns noch verborgen im unermeßlichen Abgrund,
> was kein Sterblicher je untrüglich möchte verkünden.
> Denn nur gering ist der Witz der Irdischen und ihre Stärke.

Immerhin hatten die Alten die Gliederung des Mittelmeeres, wiewohl lediglich die Umrisse des Festlandes und die Verteilung der Inseln sie leiteten, so treffend vollzogen, daß dagegen die Tiefenkunde der letzten Jahrzehnte nichts Ernstes einwenden möchte. Und die Einsicht in die Ursache der Gezeiten kam ihnen am Ozean in einer Gedankenfolge, die daran erinnert, daß der-

selbe Weg, den die Menschheit in der Erkenntnis gegangen, bisweilen auch Vorteile für den Unterricht späterer Geschlechter bietet. Meeresströmungen waren ihnen nicht fremd. Auch im offenen Ozean entging „der Stromzug“ ihrer Wahrnehmung nicht; aber namentlich in Meeresstraßen achteten sie aufmerksam auf seine Richtung; haben doch byzantinische Fischer am Abtreiben ihrer Netze sogar den entgegengesetzten Unterstrom des Bosporus erkannt, den am Südende der Straße der Oberstrom, wie wir nun wissen, nur mit geringster Mächtigkeit eindeckt.

In der Morphologie der festen Erdoberfläche haben die Griechen einfachere Vorgänge (Dünenbildung, Alluvionen, namentlich den Aufbau der Delten) klar aufgefaßt, auch schwerer verständliche Erscheinungen (so die Seeschratten) treffend beschrieben, mit gespanntem Sinn die Kräfte des Erdenschoßes in richtiger Trennung verschiedener Dinge (Erdfeuer, Vulkane, Erdbeben) am Werke gesehen. Sogar die schwierigsten Probleme (Hebungen und Senkungen des Meeresbodens, Austausch in der Verteilung von Land und Meer) haben ihr Nachdenken beschäftigt. War da eine naive Auffassung früher Zeit schnell mit Poseidons Dreizack bei der Hand, so begegnen wir in Straton von Lampsakus einem Theoretiker, der — gewaltsame Hypothesen meidend — die Sinkstoffführung einmündender Ströme für ausreichend hielt, den Hohlraum des pontischen Beckens derartig zu beschränken, daß ein Überfließen gegen das Ägäische Meer und die Erosion einer ihm zustrebenden Abflußrinne eintreten mußte. Selbst das Spiel der regen griechischen Phantasie in kühnen Hypothesen erweist sich oft beherrscht vom lebendigen Eindruck der Landesnatur. Den Karst-Erscheinungen Griechenlands, namentlich des Peloponnes, entsprang die schnelle Bereitwilligkeit, an unterirdische Flüsse auch in viel größerer Ausdehnung zu glauben, und die wunderlichen Stromgabelungen im Argonautenepos des Apollonius Rhodius werden leichter erklärlich bei der Erinnerung daran, daß im Anschauungshorizont des Alexandriners wohl oft Stromläufe sich zerfaserten, aber nirgends eine Vereinigung selbständiger Flüsse sich vollzog.

Ein besonderer Unstern hat in der Überlieferung der antiken Länderkunde gewaltet. Die originalen Hauptwerke von Beobachtern, die an wichtigen Wendepunkten der Entwicklung standen, sind ganz oder großenteils verloren. Des Hekatäus Spuren, dem die Seegeltung Milets und die Einigung Vorderasiens unter der Perserherrschaft den Entwurf einer stoffreichen, von Eratosthenes bewunderten Darstellung der bekannten Wohnwelt ermöglichten, lassen sich nur in unsicherer Begrenzung in Herodots geographischen Exkursen verfolgen. Von den meisten Gefährten des Alexanderzuges blieben uns nur in abgeleiteten Quellen, wie bei Arrian und namentlich bei Curtius, Nachbilder glänzender Schilderungen des vor ihnen sich entrollenden Länderkreises, von den großen Reisenden der Diadochenzeit vereinzelte Auszüge, aus des Pytheas Nordwestfahrt nur entstellte Brocken. Von Polybius, der die ganze Griechenheimat so vollkommen übersah, wie den im Geleit römischer Heere geschauten Westen, ist viel, von Posidonius beinahe alles verloren. Nur der Scharfsinn neuerer Forschung vermochte Reste dieser verschollenen Literatur aus der darauf aufgebauten Geographie Strabos abzudestillieren. Aber nicht nur dadurch ist dieses einzige große Gesamtwerk, das uns von den Schätzen des Altertums erhalten blieb, wertvoll, sondern wegen der für die meisten Gebiete glücklichen Auswahl und geschickten Verwertung der Quellen zu einer wirksamen Darstellung. Namentlich aber muß man Strabo nachrühmen, daß aus den besten Teilen seines Werkes, so aus dem reichen, lebensvollen Bilde Iberiens, Italiens, Ägyptens, aus der Charakteristik der Vorzüge des „vielgestaltigen" Europa der Geist zu uns redet, in dem die antike Welt Länderkunde trieb. Es ist der Geist, der in Karl Ritter und seiner Schule wieder auflebte, — der Drang, den Erdenräumen Leben einzuhauchen durch den Nachweis der Einwirkung ihrer Lage und ihrer Natur auf Wohl und Wehe, auf Art und Kraft der Menschen, die in ihnen heimisch wurden. Für Griechenland, dessen Schilderung bei Strabo durch wunderliche Anlehnung an einen Homer-Kommentar mißriet, liegt uns wenigstens eine erstaunlich genaue Topographie

der Mitte und des Südens vor in „dem Baedeker des Altertums“, des Pausanias antiquarischer Periegese, dem unentbehrlichen Vademekum jedes Altertumsfreundes auf klassischem Boden. Auch der römischen Literatur fehlt es nicht an anziehenden Länderbildern. Sallust gab dem Jugurthinischen Krieg das rechte örtliche Kolorit des Grenzgebietes nomadischen Steppenlebens und seßhafter Kultur, und dem Livius hatten nicht umsonst die Alpen in die Wiege zu Patavium hineingeschaut. Noch die spätere Zeit zieren des Ausonius Mosella, die als anregendes Muster nachwirkte in die Kunstdichtung der Renaissance, und die entzückende Heimfahrt des Rutilius Namatianus.

Der Reichtum und die Lebensfrische des Natur- und Kulturbildes wichtiger Länder — z. B. Ägyptens, aus dessen Papyrusfunden und bekritzelten Tonscherben die Stimme längst versunkener Generationen unmittelbar zu uns dringt — begründet das klare Bewußtsein, welch bedeutsamer Vorzug dem Mittelmeergebiete dadurch zufällt, daß man hier mit sicherem Schritt die Entwicklung der Landoberfläche und ihres Lebens weiter als anderwärts in ferne Vergangenheit rückwärts verfolgen kann. Wie ein Film eigenen Erlebens ziehen die Veränderungen des Landschaftsbildes und der Kulturzustände eines Landes in verständlicher Folge an unseres Geistes Auge vorüber und geben dem Eindruck der Gegenwart eine ungewöhnliche historische Tiefe. Welche Probleme steigen aus ihr empor? Veränderungen des Pflanzenkleides der Länder oder der Auswahl ihrer Kulturpflanzen regen die Frage an, ob ihr Klima im Laufe der geschichtlichen Zeit sich umgestaltete. Darüber können nicht vereinzelte Nachrichten über abnorme Witterungserscheinungen Gewißheit schaffen, eher der Nachweis einer merkwürdigen Beharrlichkeit des Zuges wichtiger Vegetationsgrenzen, wie der des Ölbaumes oder der Dattelpalme. Für die Feuchtigkeitsspende des Luftmeeres einst und jetzt gibt einen Anhalt die Übereinstimmung des Niveaus und der Uferlinie abflußloser, als natürliche Niederschlagsmesser fungierender Seebecken (Schotts, Totes Meer). Sprachen solche Kriterien dafür, daß wohl zeit-

weilige Schwankungen der wichtigsten klimatischen Elemente, aber keine dauernde einseitige Veränderung angenommen werden könnte, so wollten manche Forscher, namentlich Ellesworth Huntington (The pulse of Asia 1912) als Endergebnis periodischer Schwankungen eine entschiedene hydrographische Verarmung der Landoberfläche seit dem Altertum aus einer Verengerung des Siedlungsraumes in Trockengebieten erkennen. So großen Eindruck die Weite des Horizontes dieser Untersuchungen macht, die von Innerasien bis Griechenland sich erstrecken, führt doch die Ungleichheit der Bedingungen der Arbeit zu der Überzeugung, daß — wenn irgendwo in der Welt — im Mittelmeergebiete diese Kontroverse zur Entscheidung gebracht werden kann mit strenger Prüfung besonders geeigneter Gebiete (Leiter, Nordafrika). Nur an noch aufzudeckenden Fehlgriffen der Methode kann es liegen, wenn die Ergebnisse noch immer auseinandergehen. In der reichen Überlieferung der altklassischen Kultur liegt ein gewiß noch nicht erschöpftes Arsenal von Beweismitteln, die eine bündige Entscheidung versprechen.

Ein ähnliches Feld wissenschaftlicher Arbeit, das ein Zusammenwirken von Naturwissenschaft und Altertumsforschung fordert, liegt in der Verschiebung der Grenzen von Land und Meer, in der Frage nach Hebungen und Senkungen des Landes. Wohl winkte auch da nicht dem ersten zuversichtlich danach Greifenden der volle Siegespreis. Nur geduldige, vorsichtig alle Möglichkeiten abwägende Durchdenkung kritisch geprüfter Tatsachen kann von örtlichen Ergebnissen zu allgemeineren Anschauungen langsam fortschreiten. Für den Westen Griechenlands würde ich heute aus der Zurückhaltung, die mir im Beitrag zum Olympia-Werk geboten schien, zur Anerkennung einer Senkung der Küste heraustreten, wie sie (nach Doerpfeld und Negris) neuere Arbeiten in der Lagune von Leukas feststellten. Auch für die Uferländer des Ägäischen Meeres dürfte diese Studienrichtung den Quellen noch Neues abgewinnen.

Schreitet man vom Meeresrand in das Innere der Länder hinein, so sind am Antlitz der Erde auch dort die Jahrhunderte

nicht spurlos vorübergegangen. Schon Plato fand eine wehmütige Freude daran, dem Attika seiner Tage ein Phantasiebild „vor 9000 Jahren" gegenüberzustellen aus Zeiten, in denen die felsigen Hügel um Athen noch Teile einer einheitlichen Hochfläche gewesen seien und die hohen Berge noch nicht, vom schweifenden Regen skelettiert, kahle Felslehnen mit duftenden Stauden für der Bienen Arbeit boten, sondern von mächtigerem Erdreich gepolstert aus dem Schatten kräftiger Waldung frische Quellen entsandten. Theophrast musterte schon als rühmenswerte Ausnahmen die Bergländer, die noch Bestände von Schiffsbauholz trugen. Mit der Waldverwüstung schritten die Verheerungen der Wildwasser fort. Den Felsschluchten entblößter Berge entsprachen im Niederland stockende Gewässer junger Schwemmlandsäume, Brutstätten der Malaria. Unvorsichtige moderne Fachgelehrsamkeit hat wohl in ihr die Ursache des Niederganges der griechischen Kultur erkennen wollen (Jones 1909). Aber der Beweis für ihr Fehlen in homerischer Zeit und ihre Einschleppung im 6. Jahrhundert v. Chr. ist nicht zu erbringen. Schon das Altertum hat schwer unter ihr gelitten und um die Aufklärung ihrer Ursachen in eindringendem Nachdenken gerungen. Woher mag wohl Varros zuversichtliche Überzeugung stammen, daß kleine, für das Auge unerfaßbare Organismen, in sumpfigen Gegenden entwickelt, durch Mund und Nase in den Körper dringend die Erreger der Krankheit seien? Es fehlte nur noch die naturgemäß nur dem bewaffneten Auge mögliche Kombination mit der den Alten geläufigen Erfahrung, daß die Mückenplage Städte unbewohnbar machen könne, um durch Entdeckung des Wirtes der mikroskopischen Organismen das Rätsel der Malariainfektion völlig zu lösen. Mit Bewunderung neigt sich unsere Zeit vor solch einer dem technischen Können zwei Jahrtausende vorauseilenden Annäherung an eine schwer zu entschleiernde Wahrheit. Und doch! wie weit bleibt dieser treffende Einfall und alles, was sonst die klassische Zeit im Verständnis irdischer Erscheinungen vollbrachte, zurück hinter der tiefen, das kopernikanische Weltsystem vorausnehmenden Einsicht Aristarchs von Samos,

daß die Erde nicht nur um ihre Achse sich drehe, sondern auch einen Umlauf um die Sonne beschreibe, — hinter der nur einer festen Überzeugung entkeimenden Kühnheit, der von den Gegnern ihm entgegengehaltenen Forderung einer Jahresparallaxe der Fixsterne mit dem Gedanken zu begegnen: im Vergleich mit den Dimensionen des Weltraumes sei die Runde der Erdbahn nur ein Punkt.

Den Gedankenwegen eines Volkes nachzugehen, das solche Früchte der Erkenntnis pflückte, wird lohnend sein für alle Zukunft.

Literatur. Für die Kenntnis des Schauplatzes der antiken Kultur war erste Vorbedingung topographische Orientierung. Was Philipp Clüver (1616, 1619) mit Beherrschung der Quellen und erwanderter Anschauung für Germanien und Italien unternahm, ward allmählich für andere Gebiete geleistet. Kritische Köpfe wie Bourguignon d'Anville bereiteten den Erfolg vor, der für den weiten Umkreis des Mittelmeers nun erreicht ist in Atlanten des Altertums. Unter ihnen steht voran der gewaltige Torso der Formae Orbis antiqui von Heinr. und Rich. Kiepert (1893—1914), durch klare, knappe Begründung der Entscheidungen ein Muster dessen, was für den ferneren Orient noch zu vollbringen bleibt. Füllten sich so weite Räume mit dem wiedererweckten Bilde einer fernen Vergangenheit, so entstieg tiefgründigem Erforschen der alten Literatur die Einsicht in das Ringen führender Geister nach Erkenntnis, Darstellung und Wertung der ihren Zeiten zugefallenen Teile der Erdoberfläche und der Weite des späteren Geschlechtern noch vorbehaltenen Erdenraumes. Hugo Bergers Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen (2. A. 1903) verfolgte die großen Probleme des Erdganzen (Zonengliederung, Verteilung von Erdteilen und Ozeanen, Vorgänge in Erdfeste, Meer und Luft, Weltkarten). In den Zusammenhang der antiken völkerkundlichen Arbeit eröffnet Eduard Norden, von des Tacitus Germania ausgehend, neuerdings tiefere Einblicke. Ein dritter ernteereicher Weg führte in die spezielle Länderkunde hinein. Ernst Curtius' Peloponnesos (1851/52) war ein bedeutender Vorläufer einer bald breiter ziehenden Strömung. Was Karl Neumann in seinen der weiteren Öffentlichkeit würdigen Vorlesungen über das alte Griechenland (1885) am lockendsten Beispiel durchführte, die von Karl Ritter betonte, aber nirgends so tiefgehend erwiesene Einwirkung der Landesnatur auf Handeln und Fühlen, Denken und Dichten der Bewohner, das hat dann im volleren Rahmen einer allgemeinen und speziellen Landeskunde für Italien Heinr. Nissen (1883, 1902) der Gelehrtenwelt geboten. So sprudeln aus dem Boden der Vergangenheit unerschöpfliche Anregungen für ihre Verwertung im Dienst der Vertiefung des Länderbildes der Gegenwart.

Biologie.

Auf uralten Beobachtungen der Orientalen aufbauend, vorzugsweise aber von ihrem eigenen Forschungsgeiste geleitet, forschten die ionischen Naturphilosophen nach den Wurzeln der Dinge, der Entstehung der Erde und ihrer Bewohner. Schon Anaximandros von Milet (um 610—547 v. Chr.) soll den Ansatz zu einer Entwicklungslehre gemacht haben. Die Erde habe sich anfangs in flüssigem Zustande befunden, bei der allmählichen Austrocknung durch die Sonnenwärme seien die lebenden Wesen entstanden; die Menschen zuerst in fischartiger Gestalt mit stacheligen Hüllen umkleidet im Wasser, das sie erst dann verließen, als sie für das Landleben reif geworden waren. Verwandte Anschauungen finden sich auch bei dem Anaxagorasschüler Archelaos (5. Jahrhundert) und später wieder bei Epikuros, von dem sie in das vielgelesene Lehrgedicht des Lucretius Carus de rerum natura und von da wieder zu den Gelehrten der Renaissancezeit und der Aufklärung gelangten. An den Kampf ums Dasein gemahnt Herakleitos' Lehre vom Kriege als dem Vater aller Dinge. Dagegen ist in den Bruchstücken des Empedokles nichts von einer natürlichen Zuchtwahl zu finden, wie öfter behauptet wird. Wohl läßt er zuerst einzelne Körperteile sich aus der Erde entwickeln und sich wahllos verbinden, aber von einer Auslese des Zweckmäßigen steht nichts darin, da heißt es nur: Tiere und Menschen seien anfangs unförmliche Klumpen gewesen, die erst mit der Zeit ihre Gliederung erhielten. Näher kommt der darwinistischen Anschauung Aristoteles, wenn er im zweiten Buche der Physik fragt, „ob nicht die Schärfe der Schneidezähne und die Stumpfheit der Backzähne etwas Zufälliges, der Dienst, den uns beide beim Essen und Kauen leisten, eine nicht beabsichtigte Folge dieses zufälligen Zusammentreffens sein könnte. Ebenso, könnte man annehmen, verhalte es sich überall, wo eine Zweckmäßigkeit vorzuliegen scheint; diejenigen Wesen nun, bei denen sich alles so fügte, wie wenn es um eines Zweckes willen gemacht worden wäre, haben sich erhalten, da sie der Zu=

fall zweckmäßig gebildet hatte; diejenigen dagegen, bei denen dies nicht der Fall war, seien zugrunde gegangen und gehen fortwährend zugrunde, wie nach Empedokles die Stiere mit Menschengesichtern". Aber das sagt er nur zur Widerlegung des Empedokles und kann es auch mit seinen teleologischen Anschauungen nicht vereinen.

Der Eleate Xenophanes ließ die Erde aus dem Meere entstehen und zeitweise wieder darin versinken; das ergebe sich daraus, daß man mitten im Land und in den Bergen Muscheln fand, in Syrakus in den Steinbrüchen Abdrücke eines Fisches und von Tangen, in Paros von einer Sardelle und in Malta von allen möglichen Seetieren.

Nebenbei schilderten Herodotos und später Ktesias eine Anzahl von Tieren des Ostens nach ihrem Vorkommen und ihrer Lebensweise. Manche ihrer Nachrichten hat ja die Neuzeit auffallend bestätigt. Die Sophistik und Sokratik ließ das öffentliche Interesse für die Naturwissenschaften etwas erkalten, doch blühten sie weiter bei den Ärzten. Die hippokratische Schule, deren Werke aus sehr verschiedenen Zeiten stammend unter des Meisters Namen zusammengefaßt wurden, bietet in der Schrift über Luft, Wasser und Örtlichkeit bemerkenswerte hygienische und anthropologische Betrachtungen. Selbst die Erblichkeit erworbener Eigenschaften wird dort schon gelehrt. Gewisse Skythenstämme pflegten nämlich durch Einschnüren die Säuglinge langköpfig zu machen. Als aber dieser Brauch später abkam, wurden trotzdem langköpfige Kinder geboren. „Denn wenn von Kahlköpfigen Kahlköpfige, von Blauäugigen Blauäugige, von Schielenden Schielende in der Regel gezeugt werden und bei anderen körperlichen Gebrechen dasselbe Gesetz obwaltet, was hindert da, daß von Langköpfigen Langköpfige gezeugt werden?"

Das zweite Buch der Diät aber bringt eine Aufzählung von 52 genießbaren Tieren in absteigender Reihenfolge, die man das Koische Tiersystem benannt hat (um 410). „Dessen Bedeutung beruht vor allem in der Abtrennung der Fische von den übrigen Wirbeltieren und der Wirbellosen von ihnen. Weit

wichtiger noch sind die Verdienste der Hippokratiker um Anatomie und Physiologie. Die Lehre von den vier Säften hat sich ja wenigstens im Sprachgebrauche bis heute behauptet, aber auch Vergleiche zwischen körperlichen Einrichtungen und Produkten der Technik, zwischen anatomischen Zuständen verschiedener Art bei verwandten Tieren, Versuche an lebenden Tieren, planmäßige Bebrütung von Hühnereiern, Parallelen zwischen der Entwicklung von Pflanzen, menschlichen und tierischen Embryonen, Zeugungstheorien u. a. deuten auf ein umfangreiches Wissen und eine fruchtbare Verwertung im Dienste der Biologie."

Einen Rückschritt von der Forschung zur Poesie bedeutet das Weltbild, wie es Plato im Timaeus zeichnete; doch gehört ihm anscheinend das Verdienst, Naturerscheinungen nach Gattung und Art zu gliedern und damit auf dem Wege der Induktion Allgemeinbegriffe zu schaffen, auch haben wir Nachrichten von einem lebhaften Betriebe naturwissenschaftlicher Untersuchungen in der Akademie.

„Aufgenommen aber und folgerichtig durchgeführt hat die hippokratischen Ansätze Aristoteles. Er nennt etwa 250 verschiedene Formen, für uns teils Arten, teils Gattungen oder mehr, meist Angehörige der Fauna des Ägäischen Meeres; eingeteilt werden sie erstens in Bluttiere (Wirbeltiere), d. h. Säugetiere (mit Ausschluß der Wale), Vögel und eierlegende Vierfüßler (Reptilien und Amphibien), Waltiere, Fische; zweitens blutlose Tiere (Wirbellose), die in Kephalopoden, höhere Krustazeen, Insekten und Weichtiere geschieden werden; zu letzteren gehört die große Masse der niederen Tiere. Er war auch der erste vergleichende Anatom, verlegte aber das Wesen des Tieres neben der Struktur auch in dessen Lebensweise und in dessen geistige Eigenschaften, ist also sozusagen modernster Biologe. Wohl bekannt ist ihm, daß nicht nur die Wale, sondern auch gewisse Haie lebendige Junge zur Welt bringen. Ja er zeigt sich mit Verhältnissen in der Entwicklung der Haie vertraut, welche erst im 19. Jahrhundert ihre Bestätigung gefunden haben, so daß es unter den Haien eierlegende und lebendig gebärende gebe und

unter den letzteren auch solche, bei denen der Fötus mit dem Uterus wie bei den Säugetieren durch einen Mutterkuchen verbunden sei (Mustela laevis). Auch seine Beobachtungen am Ei des Katzenhaies, die Anatomien der Oktopoden und Seeigel wurden viel bewundert. Von Vivisektion und Experiment macht er bescheidenen Gebrauch, nach Möglichkeit leitet er durch Induktion aus den Tatsachen allgemeine Sätze ab, die zu Gattungsbegriffen führen; daher finden sich bei ihm z. B. viele Sätze über Korrelation der Organe und der Funktionen. Erst wo die Beobachtung versagt, greift er, manchmal freilich zu viel, zur Deduktion.

„Zur Erläuterung des Textes dienten Illustrationen (*ἀνατομαί*), auf welche oft verwiesen wird. In seiner Physiologie sind am wichtigsten seine Ausführungen über die Entwicklungsgeschichte. Von der Zeugung sind vier Arten zu unterscheiden, die Urzeugung, wodurch niedere Lebewesen (Läuse u. a.) aus faulenden Stoffen entstehen sollten, die Sprossung (der Coelenteraten), die hermaphroditische und die geschlechtliche Zeugung. Die Ernährung des Embryo ist die Fortsetzung der Zeugung. Die Fruchtbarkeit steht in Korrelation mit der Form der Ernährung, der Größe der Eier. Die Reihenfolge, in der die Organe auftreten, richtet sich nach ihrer physiologischen Bedeutung. Daher entsteht zuerst das wichtigste Organ, das Herz, wie sich am Hühnerembryo sehen läßt, wo es als ‚der springende Punkt' imponiert; Dann entstehen die großen Gefäße und der Kopf mit den schon früh großen Augen. Sind die Grundstoffe nicht genügend, so geht die Entwicklung in Mißbildung aus."

Wollten wir die Zoologie des Aristoteles, deren Gehalt in diesen dürftigen Zeilen sich kaum andeuten läßt, mit einem modernen Werke vergleichen, so wüßte ich nur Hesse-Dofleins Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhange betrachtet (Leipzig, Teubner 1910ff.) zu nennen, aber auch dieses kommt ihr nicht gleich in Hinsicht auf philosophische Begründung der wissenschaftlichen Prinzipien für die Biologie und deren Eingliederung in die Allgemeinwissenschaft.

Diese hohe wissenschaftliche Stellung vermochte die Folgezeit nicht zu behaupten, ja nicht einmal zu verstehen. Wohl finden wir noch Angaben über den Farbenwechsel und den Wallbau des Polypen, die Schutzfärbung des Tarandus u. a., aber schon darin wird immer weniger die Tierwelt als wissenschaftliches Objekt aufgefaßt, sondern nur noch auf den Menschen bezogen, auf seine praktischen, dekorativen, magischen Bedürfnisse. Hellenistische Gelehrte wie Antigonos von Karystos, Aristophanes von Byzanz und Alexander von Myndos machen ja noch Auszüge aus Aristoteles, aber nur mehr als Grundlage zu Wundergeschichten, und diese Art von Tiergeschichten beherrscht dann die ganze Folgezeit, wir finden sie bei Plutarch und Aelian, bei den Spätgriechen, Römern und Byzantinern bis zum Beginn der Neuzeit.

Diese Art von Zoologie war auch nach dem Geschmacke des Plinius († 79 n. Chr.), der in seiner Naturgeschichte nach eigener Angabe 20000 „Tatsachen" zusammengetragen hat aus 2000 Bänden anderer Schriftsteller, von denen er die wenigsten selber gelesen hat, denn er benützte hauptsächlich fertige Exzerptensammlungen. Einige Tiere hat er ja mehr als Aristoteles, wie die Alpenkrähe u. a., aber dafür um so weniger Ordnung und wissenschaftlichen Geist. Ihn schrieb wieder aus Solinus, ein Lieblingsschriftsteller des Mittelalters, das aus der spätrömischen Literatur große Aufzählungen heimischer und fremdländischer Tiere entnahm, worin die Fabelwesen wie Mantichoras, Greif, Phönix, Cinnamolgus Chimaera, Sirenen, Einhorn u. a. eine große Rolle spielen. Sie waren besonders in dem aus Ägypten stammenden Physiologus zu finden und grüßen uns noch heute in den Verzierungen romanischer und gotischer Kirchen und Kirchengeräte. Auf die „Naturwissenschaft" dieser Zeit wirkten auch ein die Kirchenväter Augustinus († 430) mit seinem Versuche, zwischen Platonismus und mosaischer Schöpfungsgeschichte einen Ausgleich herbeizuführen, und Ambrosius († 397), der in seiner Schöpfungsgeschichte, einer Bearbeitung des gleichnamigen Werkes des hl. Basilios, viele Tiergeschichten teleologisch behandelte.

Eine weitere Quelle floß in den Origines des Bischofs Isidorus von Sevilla (um 600), den wieder unser Rhabanus Maurus von Fulda ausschrieb († 856), während die hl. Hildegard († 1179) aus dem Wissen und Glauben des deutschen Volkes schöpfte.

Später machen sich auch arabische Einflüsse geltend, so in dem Werke des Arnoldus Saxo (um 1220), dem ersten der Enzyklopädisten des 13. Jahrhunderts. Ihm folgen Bernhardus Anglicus und Thomas von Cantimpré — einen Auszug aus seinem liber rerum stellt Konrads von Megenbergs puoch von der natur dar, die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache — und Vinzenz von Beauvais im speculum naturale, alle Nachahmer der Art des Plinius, in bunter Reihenfolge (vielfach in alphabetischer Anordnung) alles Wissenswerte von einem Tiere mehr oder weniger kritiklos zusammenzutragen, ein Verfahren, das selbst Gesner († 1565) und Aldrovandi noch nicht überwunden haben und das schließlich noch in Okens Allgemeiner Naturgeschichte und in Brehms Tierleben nachwirkt.

Aristoteles selbst war in der späteren Zeit des Altertums und im frühen Mittelalter dem Westen entrückt gewesen, ihn brachten erst die Araber wieder in den Gesichtskreis. Ibn Sînâ (Avicenna) gab einen Auszug aus den Tierbüchern, den Michael Scottus in ein barbarisches Latein übertrug und dem Hohenstaufen Friedrich II. widmete. Dieser Fürst schrieb selbst ein weit seiner Zeit vorauseilendes Werk über die Falkenjagd und veranlaßte Scottus, auch die zoologischen Werke des Stagiriten aus dem Arabischen ins Latein zu übersetzen. Diese Übersetzung legte dann Albertus Magnus († 1280) seiner Aristotelesparaphrase in den neunzehn Büchern de animalibus zugrunde, fügte die Anatomie aus dem auf Galenos beruhenden Qânun des Ibn Sînâ hinzu und reihte hieran eine große Menge eigener Erfahrungen und Beobachtungen der mitteleuropäischen Tierwelt. Diese harren jetzt ihrer Verarbeitung, nachdem Text und Herkunft durch meine Ausgabe sichergestellt ist. Gar manche aber von seinen Geschichten, wie die im Mulm hohler Bäume überwinternden Schwalben oder der von den Mehlschwalben zu Köln als Nesträuber mit

Einmauerung bestrafte Spatz sind bis auf die letzten Jahrzehnte von Tierbuch zu Tierbuch gewandert, ja selbst die 4. Auflage von Brehms Tierleben schildert die Bildung des Brülltones der Rohrdommel noch nach Albertus.

In der Systematik knüpften an Aristoteles an die Tierkundigen des 16. Jahrhunderts, so der Engländer E. Wotton, dessen Buch de differentiis animalium ein mit Geist angefertigter Auszug aus den Schriften des großen Griechen ist, bereichert durch gelegentliche Berücksichtigung der Ansichten späterer Schriftsteller. Auf der gleichen Stufe stehen Belon, Rondelet und Salviani, die Darsteller der marinen Fauna, alle reichlich benützt von Gesner, dessen großes Sammelwerk für alle späteren Beschreiber bis auf Buffon maßgebend war. Aldrovandi schloß sein Werk sozusagen ab und entnahm dem Hippokrates die Anregung zu methodisch geordneter Embryologie, während Jonston bereits den Ballast der Zitate zu verringern sucht. Dagegen lehnte sich Ray († 1705) wiederum in noch höherem Grade als seine Vorgänger an Aristoteles an sowohl in den allgemeinen Ausführungen über das Tier als auch in der Gliederung der Tierwelt, worin er bereits als ein Bahnbrecher Linnés erscheint.

Noch ein weiterer Faden führt von Aristoteles zu den Neueren in der Teleologie. „Aristoteles begnügt sich nämlich nicht mit der Darstellung dessen, was geschieht, sondern suchte auch nach dem Warum? (wozu?) des Geschehens. Deshalb unterschied er neben der Materie und dem Grund der Erscheinungen noch die Bewegungs(Veränderungs)ursache und den natürlichen Zweck. Diesen Grundgedanken baut Galenos von Pergamon († 200) dahin aus, daß er zu erklären sucht, wie zweckmäßig alle Körper und Körperteile gebaut sind.“ So sagt er z. B. (de usu partium II 1): Hände hat von allen Lebewesen allein der Mensch als Werkzeuge, wie sie einem Vernunftwesen gebühren. Zweifüßig aber ist er allein unter den Landbewohnern und aufrecht, weil er Hände bekam. Denn da die Erfüllung der vegetativen Aufgaben den Organen der Brust und des Unterleibes obliegt und man Glieder für den Gang braucht, so haben die Hirsche

und Hunde und Pferde und sonstigen Säugetiere die Vordergliedmaßen den hinteren ähnlich gebaut bekommen, und dieser Bau gewährt ihnen Schnelligkeit, dem Menschen aber — er brauchte ja nicht eigene Schnelligkeit, da er durch seine Geisteskraft und seine Hände das Roß bändigen sollte und es ihm weit zuträglicher war statt der Schnelligkeit zu jeglicher Verrichtung taugliche Werkzeuge zu erhalten — wurden die Vorderglieder zu Händen.

„Dieses Verfahren ist verführerisch, es stützt sich auf Erfahrung (erklärt es doch Tatsachen), verleiht der Theorie den Schein des Geistreichen und ist leicht zu handhaben: daher ist es denn auch neuerdings wieder sehr zu Ehren gekommen“ und blüht in manchen vielverbreiteten Schulbüchern üppig unter dem Namen „Biologie“.

In der Botanik war bei den Griechen, zum Teil vom Orient übernommen, ein reicher Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen vorhanden. Das zeigen Homer und die späteren Dichter, besonders die der Komödie, Herodot und die hippokratischen Schriften: es gab aber auch, wie wir aus gelegentlichen Anführungen ersehen, schon vor dem 4. Jahrhundert eine botanische Fachliteratur. Auch hatten bereits die ionischen Seefahrer in bestimmten Charakterpflanzen den treuen Abdruck des wechselnden Klimas und der Bodenverhältnisse entdeckt. Aber wissenschaftlich behandelt haben den vorhandenen Stoff doch erst die Aristoteliker. Des Meisters eigene botanische Schriften gingen ja freilich schon früh bis auf unbedeutende Bruchstücke verloren, aber von seinem Schüler und Nachfolger Theophrastos von Eresos haben sich zwei bedeutende Werke erhalten. Die „Ursachen der Pflanzen“ stellen den Versuch einer Pflanzenphysiologie dar, der trotz vielversprechender Ansätze von vornherein scheitern mußte, denn auf den vier Qualitäten: trocken und feucht, warm und kalt — letztere in Ermangelung eines Thermometers ohnehin nur subjektiv faßbar — war kein so wuchtiger Bau zu errichten. Dafür haben wir in der „Pflanzengeschichte“ zunächst ein

Handbuch der allgemeinen Botanik — keine Flora des östlichen Mittelmeeres — mit starkem Einschlag der Technologie, dann aber eine Pflanzengeographie von solcher wissenschaftlicher Höhe, daß erst die allerneueste Zeit ihre Bedeutung erkannt hat. Er hat sich selbst für Beschreibungszwecke eine eigenartige auf Vergleich mit allbekannten Formen beruhende Terminologie geschaffen und eine Anzahl von Vegetationsformen aufgestellt und weiß mit diesen Hilfsmitteln nicht nur vortreffliche Einzelbeschreibungen einheimischer Gewächse zu geben (z. B. Trapa natans, Nymphaea alba, Corylus avellana, Smilax aspera u. a.), sondern ganze Vegetationsbilder von den Tangmassen vor der Straße von Gibraltar und den Lorbeer- und Myrtenhainen am Kirkaion in Italien bis zu den Mangrovebeständen des Roten Meeres, der Bahreininsel und des Indusdeltas, den Banyanhainen des Pendschab und den Bambusdickichten am Akesines, von den Nordischen Wäldern Makedoniens und Thrakiens zu den Kastanienwäldern am Tmolos und den Tannenbeständen des Himalaja, den Dattelhainen in Babylon und den Citruspflanzungen Mediens. (Bretzl.) Auch auf die Sexualität der Pflanzen kam man schon damals, indem bei der Befruchtung der Dattelpalme die Bedeutung des Blütenstaubes und an der Blüte der Zedratzitrone (Citrus medica Risso) die des Griffels erkannt wurde. Nur die Allgemeinheit dieser Einrichtung vermißt der Grieche; sie hat erst Camerarius (1694) nachgewiesen.

Seine gute Kenntnis des fernen Ostens verdankte der Philosoph dem Weitblicke Alexanders, „der sich immer von den gewissenhaftesten Beobachtern über die neuesten ethnographischen, geographischen, zoologischen und botanischen Tatsachen berichten ließ“. Diese Generalstabsberichte waren im Reichsarchiv zu Babylon verwahrt und wenigstens in Auszügen dem Schüler des Aristoteles zugänglich.

Das war den folgenden Zeiten zu hoch: die wollten fürs Leben Brauchbares haben; darum ward Theophrastos bald vergessen und blieb fast unbeachtet bis auf die Gegenwart, denn

daß ihn Plinius stellenweise ausgeschrieben hat, geschah nur aus praktischen Absichten, das Wissenschaftliche wußte er meist zu beseitigen.

Um so mehr Anklang fand die pharmazeutisch-botanische Richtung, die auf Diokles von Karystos (1. Drittel des 4. Jahrhunderts) zurückzuführen ist. Dessen Wurzelbuch ist schon im (unechten) IX. Buche des Theophrastos benützt und wurde von den späteren Pharmakologen ausgeschrieben, besonders von Krateuas, dem Leibarzt des Königs Mithradates von Pontos und dem Römer Sextius Niger. Diese sind aber wieder Hauptquellen des Plinius und zugleich des römischen Militärarztes Dioskurides, eines Landsmannes und Zeitgenossen des Apostels Paulus. Dieser Arzt gab in seiner ὕλη ἰατρική zum Teil vorzügliche Pflanzenbeschreibungen und beherrscht die ganze Folgezeit bis ins 17. Jahrhundert hinein: Galenos gesteht ihm ohne weiteres die Meisterschaft auf seinem Gebiete zu, Gargilius Martialis (3. Jahrhundert n. Chr.) und Oreibasios (4. Jahrhundert n. Chr.) schreiben ihn aus, in der Gotenzeit wird er ins Latein übersetzt (cod. Monac. 337), und die Salernitaner machten daraus mit allerlei Zutaten ihr alphabetisch geordnetes pharmakologisches Handbuch (den Dyaskorides), aus dem wieder Odo Magdunensis um 1180 ein medizinisches Lehrgedicht, den Macer de virtutibus herbarum gewann. Auch die Araber übersetzten den Dioskurides in ihre Sprache und schrieben ihn aus, und als man zur Renaissancezeit auch auf die Naturwissenschaft der Alten zurückgriff, da übertrugen ihn nacheinander Hermolaus Barbarus, Marcellus Vergilius und Ruellius in das Latein ihrer Zeit. Die Väter der Pflanzenkunde suchten seine Pflanzen zu bestimmen, und als sie langsam einsahen, daß das unmöglich sei, weil er ja ganz andere meinte, als sie kannten, wandten sie sich allmählich den heimischen Gewächsen zu, und so entstand aus der Beschäftigung mit ihm die moderne Botanik. Zunächst gab es freilich einen harten Kampf gegen seine Autorität, aber das war eigentlich nur der Kampf des jungen Vögelchens gegen die Eischale, die ihm bisher Schutz gewährte, schließ-

lich aber doch zerbrochen werden muß. Geblieben aber ist von ihm der Botanik bis heute die Mehrzahl der wissenschaftlichen Namen, deren wohl drei Vierteile aus Dioskurides und Plinius geschöpft sind. Ein besonders deutlicher Weg führt übrigens vom Altertum zur Neuzeit auf dem Gebiete der Pflanzenabbildungen. Plinius berichtet in der Einleitung des 25. Buches seiner Naturgeschichte, der obengenannte Krateuas und einige andere hätten illustrierte Kräuterbücher herausgegeben, die nur Bild und Anwendung der Pflanzen enthalten hätten, ein Verfahren, das Dioskurides in der Vorrede seines Werkes bemängelt. Nun wurden diese Bilder des Krateuas, wie M. Wellmann unzweifelhaft nachgewiesen hat, für die Vorlage des codex Constantinopolitanus verwertet, jener für die Julia Anicia, die Tochter des vorletzten weströmischen Kaisers Flavius Anicius Olybrius († 472) geschriebenen Prachthandschrift der Wiener Hofbibliothek, welche jetzt vollständig im Lichtdruck vorliegt, und einer Anzahl weiterer Dioskurideshandschriften. Aus der gleichen Quelle stammen aber letzten Endes die Pflanzenbilder des sogenannten Apuleius de herbarum medicaminibus, und da die römische Ausgabe des Lignamine in ihren Holzschnitten die Abbildungen der Handschrift von Monte Cassino wiedergab, übten sie noch einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Holzschnittechnik der Folgezeit aus. 1583 nahm Rembert Dodoens (Dodonaeus), der als Leibarzt Maximilians II. die Wiener Handschrift hatte kennen lernen, aus dieser 10 Bilder in seine stirpium historiae pemptades sex auf (Antverpiae ex off. Chr. Plantini), und noch im 18. Jahrhundert wurden auf Gerhard van Swietens Betreiben unter Maria Theresia 409 Tafeln einer zweiten Wiener Handschrift gleicher Überlieferung (des Neapolitanus — 1919 von den Italienern entführt —) in Kupfer gestochen, aber schließlich nicht veröffentlicht. Ein Teil der Platten und einige Abzüge liegen noch zu Wien: einen nahm Sibthorp mit auf seine botanische Reise in Griechenland, und 1857 bestimmte darnach C. Daubeny in seinen Lectures of Roman husbandry die Pflanzen des Dioskurides.

Literatur. Für die Zoologie ist zur Einführung am empfehlenswertesten die Geschichte der Zoologie von R. Burckhardt (Samml. Göschen 357), welche den Stoff so knapp und klar gibt, daß ich ihr vielfach wortwörtlich folgte. Eine gute Ergänzung besonders in physikalisch-mathematischer Richtung bietet Siegmund Günther, Geschichten der Naturwissenschaften. Reclam, Leipzig (1909). Ausführlicher ist das vortreffliche Buch von F. Dannemann, Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange. Leipzig (1910). Auch Edg. Dacqué, Der Deszendenzgedanke und seine Geschichte, München (1903), und Em. Rádl, Geschichte der biologischen Theorien, Leipzig 1905—13, leisteten mir gute Dienste. Älter sind J. V. Carus, Geschichte der Zoologie, München (1872), und J. B. Meyer, Aristoteles Tierkunde. Berlin (1855). Die Stellen der alten Philosophen bringt mit guter Übersetzung H. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker. Berlin (1912). In der Botanik fehlen kurze Abrisse; von älteren Werken ergänzen sich die Geschichten der Botanik von Ernst Meyer, Königsberg (1854/56), bis 1600, und J. Sachs, München (1855), von 1530 an. Ein ganz hervorragendes Werk, das weite Gebiete der alten Botanik erst aufgehellt hat, ist H. Bretzl, Botanische Forschungen des Alexanderzuges. Leipzig (1903). Das übrige beruht auf Einzelabhandlungen verschiedener Forscher, die meist in gelehrten Zeitschriften zerstreut, weiteren Kreisen schwer zugänglich sind.

Chemie.

Das Altertum besaß Anfänge einer chemischen Technik, namentlich Verfahren zur Gewinnung und Verwendung von Metallen und Legierungen, Metallabkömmlingen, Glas- und Tonwaren, Farbstoffen, Hilfsmaterialien verschiedener Art usw.; sie alle entsprangen so gut wie ausschließlich fremder, meist orientalischer Überlieferung (asiatischer oder ägyptischer) und hatten z. T. schon vor und zu Beginn unserer Zeitrechnung einen erstaunlich hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, besonders soweit kunstgewerbliche Erzeugnisse oder Luxuswaren in Betracht kommen. Daß sie durchaus empirisch waren und blieben, kann nicht wundernehmen, denn allein die Wissenschaft vermag die Technik durch neue leitende Ideen zu fördern, Chemie als Wissenschaft aber kannte die Antike nicht. Zwar tauchten gewisse, die Grundfragen betreffende Lehren auf, unter ihnen auch von atomistischen Voraussetzungen ausgehende, welche letzteren zunächst freilich nicht Boden zu fassen

vermochten; tiefgreifender Erfolg blieb jedoch auch jenen Vorstellungen versagt, die der Kreis der Vorsokratiker über die vier Elemente und den angeblichen Urstoff aussann, Platon über die Urmaterie, die Elemente und ihre gegenseitigen Übergänge, endlich Aristoteles über Wesen und Wandlung, Mischung und Verbindung der Elemente, über ihren aktiven und passiven Charakter, über den Gegensatz von Stoff und Form usw. Der Wissenschaft und ihren Anwendungen gegenüber erwiesen sie sich sämtlich als bedeutungslos und unfruchtbar, denn nicht Erfahrungen lagen ihnen zugrunde (die in ausreichendem Maße überhaupt noch fehlten!), sondern vorgefaßte Meinungen; so merkwürdig daher auch zahlreiche Einzelheiten und so bewunderungswert mancherlei Vorahnungen erscheinen mögen, — den Pfad zu einer wissenschaftlichen Chemie haben sie nicht gebahnt. Auch den Bemühungen der Nachfolger obengenannter Schulhäupter, also jenen der Peripatetiker, Stoiker, Neupythagoreer, Neuplatoniker usw., war in dieser Hinsicht kein besserer Erfolg beschieden.

Dennoch hat die Antike bedeutsamen Einfluß auf die Entwicklung der Chemie geübt, jedoch nur auf mittelbarem Wege, der über das Gebiet der Alchimie führt. Die Lehre von der Möglichkeit einer künstlichen Darstellung des Goldes und Silbers ist eine Frucht des hellenistischen und synkretistischen Zeitalters; ihre Entwicklung, die sich hauptsächlich in Alexandria abspielte, umfaßte die ersten Jahrhunderte n. Chr., und ihre völlige Ausgestaltung in mystisch-magischem Sinne fällt etwa in die Periode zwischen 150 und 400. Ihr Ursprung lag in der sakralen Technik der ägyptischen Tempelwerkstätten, die schon in alter Zeit die Nachahmung und Fälschung jener kostbaren Edelmetalle, Edelsteine und Farbstoffe betrieb, deren sie zur Herstellung der Götterbilder sowie der gottesdienstlichen Geräte und Gewänder bedurfte; bei aller Geheimtuerei geschah dies ungezählte Jahrhunderte lang in ganz aufrichtiger Weise, und hierin erfolgte erst eine Änderung, als das Eindringen und Überwuchern orientalischer Kulte, hermetischer und gnostischer Vorstellungen, abergläubischer Anschauungen, mißverstandener Philosopheme usw. den gänzlichen Verfall der alten

ägyptischen Landesreligion und ihrer gesamten Organisation herbeiführte. Die Priester, die, um ihr Dasein zu fristen, der großen Menge bieten mußten, was sie verlangte, sanken allmählich zu Beschwörern und Geisterbannern, zu Zauberern und Gauklern, schließlich zu bewußt täuschenden Betrügern und Schwindlern herab, und so behaupteten sie nunmehr auch, vermöge magischer Mittel und unter Mithilfe der Geister nicht etwa gleichwertigen Ersatz für Gold, Silber und andere Kostbarkeiten herstellen zu können, sondern diese selbst. Wie es aber der synkretistischen Richtung überhaupt eigen war, sich nicht mit der bloßen Verschmelzung verschiedenartiger Bestandteile zu einem oft höchst absonderlichen Ganzen zu begnügen, vielmehr auch eine den sog. gebildeten Kreisen des Zeitalters einleuchtende „philosophische Begründung" anzustreben, so durfte es auch im vorliegenden Falle nicht an der Stütze einer zureichenden Theorie fehlen. In welcher Art eine derartige Forderung zu erfüllen sei, darüber waren sich die seit vielen Geschlechtern unter hellenistischen Einflüssen großgezogenen Priester ohne weiteres klar: Beweise für die Möglichkeit und Lösbarkeit der Aufgabe hatte die griechische Philosophie zu erbringen, und zwar auf Grund der oben angeführten Meinungen über Wesen und Umwandlung der Elemente und der Urmaterie. Auf die Einzelheiten der so entstandenen, in vielen Teilen verworrenen und aberwitzigen, in anderen geradezu unsinnigen und vernunftwidrigen Lehren kann an dieser Stelle nicht des Näheren eingegangen werden, aber — das ersah schon der treffliche Medizinhistoriker Haeser — „so dunkel die Abwege waren, auf die die Geister für Jahrhunderte hinaus verlockt wurden, . . . dieser Mutter der mittelalterlichen Alchimie . . . entsprangen die Keime . . . der neuzeitlichen Chemie."

Da uns die alchimistische Literatur der ersten Jahrhunderte nur in spärlichen, durch mannigfaltige Um- und Überarbeitungen arg verballhornten Bruchstücken erhalten ist, von denen wir bisher nicht einmal eine durchaus zuverlässige Ausgabe besitzen, so lassen sich Rückschlüsse hinsichtlich Gestalt und Inhalt der ursprünglichen Werke nur mit größter Vorsicht ziehen; aber auch soweit sie statthaft erscheinen, können doch die Ergebnisse an dieser Stelle unmöglich in

Kürze dargelegt oder gar begründet werden. Es muß daher die Versicherung genügen, daß zu den maßgebendsten Quellen der alchimistischen Theorien jene gehören, die der griechischen Philosophie entfließen; wurden sie auch nicht den klassischen Hauptwerken selbst entnommen, sondern nur späten, von Mißverständnissen und Entstellungen aller Art erfüllten Kompendien und Auszügen seitens dritter oder vierter Hand, so spiegeln sie, trotz aller Brechungen und Zerstreuungen, das alte Licht doch noch wider, wenn auch nur in schwachem und trübem Abglanze. Diesen Sachverhalt erkannten daher gleich die ersten Gelehrten, die sich mit den um 1500 wieder auftauchenden Überresten der griechischen alchimistischen Literatur beschäftigten; der Zusammenhang blieb ihnen aber begreiflicherweise rätselhaft und unerklärlich.

Von Ägypten aus, wo die Alchimie, ungeachtet aller Verfolgungen der Magier und Zauberer durch Staat und Kirche, andauernd lebendig blieb, begann sie sich im frühen Mittelalter auch nach dem Westen hin auszubreiten. Den einen Hauptpfad erschloß Byzanz und das mit dem griechischem Kaiserreiche viele Jahrhunderte lang in engstem Verbande stehende Unteritalien; den anderen eröffnete die Eroberung Ägyptens durch die Araber (um 640) und die Aufrichtung arabischer Reiche in Nordafrika, Sizilien, Spanien und Südfrankreich. Vielfach hat man die Bedeutung des ersteren unter-, die des letzteren überschätzt, um so mehr, als man glaubte, die allein ausschlaggebende Rolle für das arabische Spanien in Anspruch nehmen zu sollen. Nach beiden Richtungen sind noch eingehende weitere Forschungen vonnöten, doch dürften die Ansprüche Spaniens zugunsten jener Italiens und vielleicht auch Frankreichs wesentlich einzuschränken sein. Sicher ist jedenfalls, daß die wichtigen, in ihren Einzelheiten bisher immer noch nicht genügend aufgeklärten Entdeckungen des Alkohols im 12. und der Mineralsäuren im 13. Jahrhundert nicht arabischen oder orientalischen Ursprungs sind, sondern okzidentalischen, daß aber der Übergang von der Alchimie zur Chemie, der in ihnen schon deutlich zutage tritt, nur als Ergebnis anhaltender und eifriger Beschäftigung mit alchimistischen Problemen denkbar ist.

Diese letzteren nahmen noch über ein halbes Jahrtausend lang ungezählte Geister in Anspruch, wobei allerdings neue Ideen nirgends zutage traten, die altüberlieferten hingegen auch nicht das geringste an ihrer erstaunlichen Wirkungskraft einbüßten; dafür, daß dieses fortdauernde Treiben noch in späterer Zeit zu überraschenden Ergebnissen führte, liefert u. a. die Entdeckung des Phosphors (um 1670) ein glänzendes Beispiel. Erst nach 1800 kann von eigentlicher Bedeutung der Alchimie nicht mehr die Rede sein; sie hatte, teleologisch gesprochen, ihre Aufgabe erfüllt und bot seither nur mehr geschichtliches Interesse. Den verkümmernden Resten des abgestorbenen Baumes und seiner verrotteten Wurzeln war aber inzwischen allmählich ein neuer Stamm entsprossen, der heute stolz und herrlich gen Himmel aufragt; zur vollen Krone blicken viele bewundernd empor, wo jedoch in letzter Linie der Ursprung des Keimes zu suchen ist, und wie dessen Entwicklung möglich wurde, ahnen nur wenige.[1])

Medizin.

Die Umwälzungen der Gegenwart lenken unsern Blick auf ein kommendes Zeitalter, von dem wir einen Wiederaufbau unter den veränderten Verhältnissen und nach harter Arbeit erneuten Fortschritt erwarten; nur mit solcher Aussicht läßt sich unser Schicksal ertragen. Wer so der Zukunft entgegenschaut, wird sich sagen müssen, daß sorgsame Wahrung des geistigen Besitzstandes auf jedem Wissenschaftsgebiete niemals nötiger war als heute. „Stirb und werde!“ tönt uns aus dem Chaos entgegen, das über uns hereingebrochen ist, drohend und tröstend zugleich; es ist der ewige Grundton des Weltengeschickes. Aber das Werdende bedarf des einstmals Gewordenen, um ein höheres Daseinsrecht zu gewinnen; wo die Entwicklung rücksichtslos unterbrochen wird, lauert die Gefahr des Rückschrittes. Wie Staatengebilde, so werden auch die Wissenschaften durch diesel-

1) Über alles Nähere sei verwiesen auf meine „Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte der Naturwissenschaften“ (Bd. 1 u. 2., Leipzig 1906 u. 1913) sowie auf meine „Entstehung und Ausbreitung der Alchimie“ (Berlin 1919).

den Kräfte erhalten und gefördert, die sie groß gemacht haben; das lehrt ihre Geschichte, und daraus sollten wir lernen.

Diese Überzeugung widerspricht der neuesten Morphologie der Weltgeschichte, wonach jede einzelne Kultur als in sich abgeschlossenes Phänomen wachse, blühe und absterbe, ohne daß ein lebendiger Zusammenhang mit früheren Perioden möglich sei. Gewiß, das Bewußtsein des Zusammenhanges war häufig und lange Zeit hindurch zurückgetreten; aber wie es dennoch wiederum emporkam und maßgebend gewirkt hat, vermag der Blick auf ein wichtiges Sondergebiet zu bekräftigen, das in dem vielseitigen Buche vom „Untergang des Abendlandes" bisher völlig unberücksichtigt geblieben ist.

Einen verheißungsvollen Aufschwung nahm in den letzten Jahrzehnten die Medizingeschichte, nicht zum wenigsten die des Altertums; war man ja gerade vor Kriegsausbruch nach den umfassendsten Vorarbeiten damit beschäftigt, die gesamte medizinische Literatur der Griechen und Römer in vielen Bänden mustergültig herauszugeben. Das große Unternehmen, an dem außer deutschen Gelehrten auch solche in Dänemark, Schweden und Italien beteiligt sind, soll energisch fortgesetzt werden, wenn auch die äußeren Bedingungen dafür ungemein schwierig geworden sind, so daß es sich nur durch immer neue Opferwilligkeit aufrecht erhalten läßt; erst nach seiner Vollendung wird es möglich sein, im wahren Sinn eine Geschichte der griechischen Heilkunde zu schreiben.

Ist dieses Ziel auch für die kargen Jahre, die kommen werden, erstrebenswert? Dürfen wir uns, in Deutschland wenigstens, den Luxus der historischen Behandlung einer Wissenschaft gönnen, deren praktische Hilfe uns gerade jetzt so unentbehrlich ist? Ich möchte darauf hinweisen, daß die Entwicklung der antiken Heilkunde nicht nur für jene verflossene Kulturperiode von Wert gewesen ist, sondern auch dem heutigen Forscher und Betrachter ein anregendes und maßgebendes Schauspiel von höchster Wichtigkeit bietet; beobachten wir doch dabei Werden und Wachsen der Natur- und Geisteswissenschaften überhaupt. Die damals

gefundenen Methoden und Grundsätze sind in den Hauptpunkten unerschüttert; es hat sich im Laufe der Jahrhunderte schwer gerächt, wenn man sie vergessen hatte, und ihre Wiederaufnahme lohnten stets neue Erfolge. Das Griechentum hat auch hier eine zeugende Kraft an den Tag gelegt, die über Zeit und Raum erhaben ist und sich auch bei denen erweist, die unbewußt von ihm befruchtet waren. Denn auch hier ist es nicht äußere Nachahmung, die das Heil und den Fortschritt bringt, nicht Aneignung von Einzelergebnissen, mögen sie noch so bedeutsam sein, sondern die Weiterarbeit in jenem Geiste voraussetzungslosen Denkens und unermüdlichen Beobachtens, wie er einst an den Küsten Kleinasiens, Unteritaliens und Siziliens, dann auch in Athen und endlich in Alexandreia und Rom betätigt und von Lehrer auf Schüler fortgepflanzt wurde.

Die Zeit von den Anfängen der griechischen Wissenschaft bis tief in die Renaissance hinein erweist sich im Überblick der Medizingeschichte als eine große, mehr als zwei Jahrtausende umfassende Periode. Schnelles, energisches Emporstreben kennzeichnet sie bis ins 4. Jahrhundert v. Chr., sodann gewaltige Ausbreitung nach Wirkungskreis und Inhalt im Hellenismus, gelehrte, umsichtige Sammeltätigkeit in West- und Ostrom, Vegetieren durch lange Strecken des Mittelalters, Wiederaufleuchten der echten Forschungsmethode gegen dessen Ende bis zum Einsetzen einer neuen, selbständigen Forschung, womit sich dem alten Ring ein weiterer anschließt. Den Höhepunkt stellt ohne Zweifel, wie auch bei anderen Fachwissenschaften, die ältere hellenistische Epoche dar; der Verlust ihrer unersetzlichen Hauptwerke, deren Ergebnisse nur in späterer Überlieferung zum kleinen Teile vorliegen, hat in die ganze Entwicklung der Medizin bis in unsere Zeit einen empfindlichen Riß gebracht, denn vieles damals Festgestellte mußte neu entdeckt werden, da die Tradition geschwunden oder unzugänglich geworden war.

Nicht auf geradem Wege ist die Medizin zu jenem Höhepunkte gelangt und nicht durch dieselben Methoden; die wunderbare Vielseitigkeit griechischen Lebens und Denkens zeigt sich

auch auf diesem Gebiete. Nebeneinander finden wir schon frühe die auch anderwärts weit verbreiteten Elemente mystischen Volksglaubens, die Wundertaten der Heilgottheiten, und dagegen feine Beobachtungen echt wissenschaftlicher Natur, aus denen mit besonnenem Urteil praktische Folgerungen gezogen werden. Die wissenschaftliche Heilkunde ist nicht aus der Tempelmedizin herausgewachsen, wie man lange Zeit geglaubt hat, obwohl sie sich deren Erfahrungen zunutze gemacht haben wird; sie lehnt in ihrem Aufstieg alles Mystische ab und erwartet die Hilfe nur auf natürlichem Wege, denn eine jede Krankheit ist nach den Worten eines ihrer ältesten Hauptvertreter göttlich, insofern die Natur Gottes ist, und eine jede menschlich. Aber gerade die Überzeugung, daß jedes Leiden seine natürliche Ursache habe, die ohne Kenntnis allgemeiner Naturgesetze nicht aufzuklären sei, führte bald zur Aufstellung physiologischer Theorien von verhängnisvoller Lebensdauer, wie der fälschlich dem Hippokrates zugeschriebenen Viersäftelehre, die, als Versuch vernunftgemäßer Systematisierung aufgestellt, in unfruchtbaren Jahrhunderten dem Schicksal eines starren Dogmas verfiel und dem Fortschritte hemmend im Wege stand. Daß jedoch phantastische Spekulation keineswegs nach dem Sinne der scharfblickenden Vorkämpfer exakter Heilkunde war, die uns in der umfangreichen Sammlung der sog. hippokratischen Schriften des fünften und vierten Jahrhunderts mit so vielen trefflichen Krankheitsbildern, mit diagnostischen, prognostischen, therapeutischen und diätetischen, vor allem auch chirurgischen Beobachtungen und Lehren entgegentreten, beweist ihre Methode und die Vorzüglichkeit eines großen Teiles ihrer Ergebnisse. Die griechische Medizin zeigt in ihrem ganzen Verlaufe bald mehr, bald weniger engen Zusammenhang mit der Philosophie, deren Fortschritten sie in gemessenem Zwischenraume zu folgen pflegt. Sie fühlt sich als Naturwissenschaft, wie denn unter „Physik" bis in die sokratische Zeit hinein die Wissenschaft überhaupt verstanden wird. In kühnem Drange, die Heilkunst in ein festes System zu bringen, habe mancher ihrer Vertreter, wie ein zielbewußter Arzt von damals erklärt,

sein Lehrgebäude vorschnell auf unsicherer „Hypothese“ gegründet (der Ausdruck wird von dem Verfasser in seiner bildlichen Bedeutung noch unmittelbar empfunden), während die wahre ärztliche Wissenschaft von positiven Erfahrungen ausgehen müsse, vor allem über die Wirkung der einzelnen Nahrungsmittel auf gesunde und kranke Individuen.

Der Fülle des Lebens verdankt die griechische Medizin trotz der Unvollkommenheit mancher theoretischen Grundlagen ihren dauernden Wert. Eine Beobachtungsgabe von einzigartiger Schärfe befähigte jene Forscher, das Wesentliche zu erkennen und zu kombinieren; die leidenschaftlich von den Hellenen geübte Gymnastik und Athletik bot stete Gelegenheit zum Studium des lebenden Körpers, das ihnen am toten meist versagt blieb; endlich dürfen wir nicht vergessen, daß ihnen in ihrer unvergleichlich für wissenschaftliche Darlegung und Terminologie geeigneten Sprache das denkbar beste Werkzeug zu Gebote stand. Es sind nicht allein Aphorismen, schlagende Einzelsätze und geflügelte Worte, die sich dem Gedächtnis aller Zeiten eingeprägt haben: unsere gesamte medizinische Terminologie ist bekanntlich bis auf den heutigen Tag das durch Humanistenlatein oder bereits früher leicht umstilisierte Griechisch; nahezu alle Namen beispielsweise der Anatomie des Auges gehen auf Galenos zurück.

Bereits im ältesten anatomischen Buche, das wir in griechischer Sprache besitzen, taucht das Experiment auf, ein Tierversuch zu anatomischem und physiologischem Zweck. Zwar führt es in diesem Falle zu falschem Ergebnis (es soll nachgewiesen werden, daß ein kleiner Teil des Getränkes durch die Luftröhre in die Lunge fließe); doch gewann man auf solchem Wege, durch unermüdliche Befragung der Natur, im Laufe der Zeit das wichtigste Tatsachenmaterial. Während Platon dieser Seite der Forschung ferngeblieben war, hatte sich ihr Aristoteles, der Sohn eines makedonischen Hofarztes, mit größtem Nachdruck gewidmet, ist er ja auch der Schöpfer der vergleichenden Anatomie gewesen. Seine großartigen Anregungen wirkten zunächst unter den günstigsten äußeren Umständen auf die Entwicklung der

Fachwissenschaft im 3. Jahrhundert, deren Mittelpunkt Alexandreia geworden war. Ägypten war ohnehin seit Urzeiten das Land der Ärzte gewesen; nun empfing es, was ihm dabei gefehlt hatte, den göttlichen Funken des griechischen Genius, der dort seinen erst hell aufleuchtenden und dann allmählich verblassenden Glanz bis in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters verbreiten sollte. Was in dieser hellenistischen Metropole des Ostens fast ein Jahrtausend hindurch für die Medizin durch Forschung und Lehre geleistet worden ist, muß unermeßlich gewesen sein; nur ein Bruchteil davon überdauerte die Völkerstürme und hat bis zur Renaissance, manches bis heute noch, brach gelegen. Denn nicht allein das von den Meistern in Alexandreia selbst Gefundene rechnen wir, sondern alles, was von den zahlreichen unmittelbaren und mittelbaren Schülern ihres Kreises im Osten und Westen niedergeschrieben und nach ihrem Vorbild entdeckt wurde.

Im Dienste der strengen Wissenschaft standen diese Bahnbrecher, die hellenistischen ebenso wie die zu Klassikern gewordenen der älteren Blütezeit, auf denen man fußte, wenn man sie gleich durch Aufstellung neuer Schulgrundsätze zu überbieten suchte und mit den feineren Untersuchungsmethoden eines fortgeschrittenen Zeitalters auch wirklich vielfach übertroffen hat. Das Schauspiel ist für den tiefer Eindringenden imponierend in seiner Großzügigkeit, zugleich aber bedrückend bei dem Gedanken, daß es der Vergänglichkeit anheimfallen sollte. Wir sind heute in der Lage, vieles damals Erreichte wenigstens in Umrissen wieder heraufzubeschwören, und deuten einiges davon, Allgemeines und Besonderes, in kurzen Worten an.

Obgleich die Anatomie bereits seit den Anfängen der medizinischen Wissenschaft beachtenswerte Entdeckungen aufzuweisen hat und Sektionen von Tierkörpern, auch Vivisektionen, vorgenommen wurden, kam es doch erst in Alexandreia zu systematischer Ausübung der Autopsie in größerem Maßstabe, dabei auch zu lebhaften Streitigkeiten über ihre Zulässigkeit und ihren Wert. Daß Herophilos, der Begründer der alexandrinischen Ana-

tomie, und nach ihm der große Erasistratos durch königliche Erlaubnis in den Stand gesetzt worden waren, sogar lebendige Verbrecher zu sezieren, erregte Entrüstung in den Reihen der Gegner; die Vivisektion von Tieren betrieb noch Galenos, der das in Alexandreia gelernt hatte, mit seinen Schülern in wissenschaftlichen Lehrgängen und selbst in voller Öffentlichkeit, um einem interessierten Laienpublikum Roms gewisse physiologische Tatsachen darzulegen. Die bei dem Römer Celsus in seinem enzyklopädischen Werk überlieferte Anatomie der Eingeweide, auch der weiblichen, wird fast durchweg als ausgezeichnet anerkannt; sie stammt ebenfalls aus den alexandrinischen Präpariersälen.

Ohne die subtilsten anatomischen Arbeiten wären die außerordentlichen Fortschritte der Physiologie in der hellenistischen Periode undenkbar. Das Gehirn hatte für das Zentralorgan der Wahrnehmungs- und Verstandestätigkeit schon Alkmaion von Kroton erklärt, ein Schüler des Pythagoras. Die hippokratische Schule von Kos war anderen Auffassungen gegenüber, die den Sitz des Verstandes im Zwerchfell oder im Herzen erblickten, jener Lehre treu geblieben, ebenso wie Demokritos und Platon, aber es gelang weiterhin erst dem Herophilos, dank vervollkommneter Untersuchungsmethode die aus Gehirn und Rückenmark entspringenden Nerven zu entdecken und ihre Funktionen nachzuweisen. Daß er dafür den alten, für Bänder und Sehnen gebrauchten Namen beibehielt, ist noch heute daraus erkennbar, daß wir im ursprünglichen Sinne vom „nervus rerum" oder von „nervigen Armen" sprechen, im andern dagegen auch von „nervöser Konstitution". Empfindungs- und Bewegungsnerven zu unterscheiden lehrte dann Erasistratos, und aus Galens umfangreichen anatomischen und physiologischen Schriften ersehen wir, wie eingehend und erfolgreich diese Studien weiter betrieben wurden.

Pathologie als Wissenschaft kann nur auf genauer Kenntnis des Körpers und seiner Funktionen aufgebaut werden; es ist also begreiflich, wenn sie sich im Altertum erst in zweiter

Linie entwickeln konnte und deshalb vielfach rückständig blieb. Freilich nicht in jedem Sinne. Die scharfe Beobachtungsgabe der griechischen Ärzte und ihre Berücksichtigung aller natürlichen Umstände und Einflüsse hat erstaunlich Zutreffendes über Einteilung, Ursachen und Symptome der Krankheiten ermittelt und dadurch die Kunst sicherer Diagnose und Prognose auf einen hohen Stand erhoben. In den unter dem Titel „Epidemien" überlieferten Krankheitsgeschichten der Hippokratiker vermögen wir Tag für Tag bis ins einzelne zu verfolgen, was dem Arzte charakteristisch erschien, und bewundern die sachlich genauen Schilderungen an Hunderten von Fällen. Berühmt ist bei Celsus das Kapitel über die Schwindsucht; der moderne Arzt findet darin die wesentlichen Symptome der Lungentuberkulose verzeichnet sowie eine mit der heutigen großenteils übereinstimmende Therapie. Die Fieberlehre war aufs eingehendste ausgebildet, der Verlauf zahlreicher Gattungen wird vollkommen richtig beschrieben; allerdings erblickte man darin noch nicht Symptome, sondern eigene Krankheiten, bei den meisten Arten handelt es sich um Malariafieber. Waren auch die Temperaturschwankungen ohne Thermometer nur mangelhaft anzugeben, so hatte man es doch seit der hellenistischen Zeit zu einer uns übertrieben fein erscheinenden Systematisierung der Pulslehre gebracht; bereits Herophilos pflegte die Pulsfrequenz seiner Patienten mit Hilfe einer Taschenwasseruhr festzustellen. Besondere Anerkennung zollt die neuere Medizin den Krankheitsbeschreibungen bei Aretaios, der z. B. ein treues Bild der Diphtherie überliefert und eine Schilderung der Lungenschwindsucht, die heute geschrieben sein könnte.

In den „Epidemien" heißt es, daß die Naturkraft der rechte Arzt sei, der berühmte Asklepiades (seit etwa 91 v. Chr. in Rom) war der Begründer des Naturheilverfahrens, und Galenos nennt den Arzt Diener der Natur, der ihr zu seiner Zeit zur Wirksamkeit verhelfen müsse. Das ist ein goldener Grundsatz für die *Therapie* aller Zeiten, der Arzt ein Physikus; nicht Buchgelehrsamkeit, nicht Begriffsspalten und graue Theorie

wollen die besten Vertreter der griechischen Heilkunde gelten lassen, sondern nur die Kunst, die ihre Kraft aus tiefer Einsicht in die Wirklichkeit schöpft. Mit wenigen Medikamenten suchte die Koische Schule auszukommen; der einfachsten Hilfsmittel bediente sich die ältere Chirurgie, die doch so musterhaft arbeitete, daß der moderne Fachmann bei ihr manches Praktische und seitdem Neuentdeckte oder Wiederaufgenommene bereits vorfinden kann. Wer etwa die Verbandmethoden der Hippokratiker mustert, wird das Vertrauen auf die Natur als beste Ärztin deutlich herauserkennen, der eine behutsame Technik verständnisvoll zu Hilfe kommen will. Bei Operationen kannte man, wie aus der Kaiserzeit bezeugt ist, die Narkose durch Mandragoras, allerdings ein gefährliches Betäubungsmittel; die vielfach gefundenen chirurgischen Bestecke weisen vortreffliche Arbeit auf und zeigen auch, wie sorgsam und zweckmäßig etwa Augenkranke oder die römischen Legionssoldaten von ihren Truppenärzten behandelt wurden, weit besser als noch die Verwundeten des 16. und 17. Jahrhunderts; für das Unterbinden der Blutgefäße mit Fadenschlingen bediente man sich nach Galens Angabe eines aus Gallien bezogenen Stoffes, der an das in neuerer Zeit gebrauchte Catgut erinnert, und Anfänge des aseptischen Verfahrens sind schon in den Zeiten des Hippokrates nachweisbar. Selbst im Kompendium des Paulos von Ägina (7. Jahrhundert n. Chr.), der uns darin die einzige systematische Darstellung der Chirurgie aus dem Altertum bietet, erscheint die damals erreichte Höhe sehr achtungswert. Die gründliche Erforschung der antiken Augenheilkunde hat eine besonders überraschende Entwicklung dieses Zweiges ans Licht gebracht, die in der Hauptsache im 1. Jahrhundert n. Chr. abgeschlossen war; wir besitzen in dem Sammelwerke des Aëtios (6. Jahrhundert) nach dem Urteil des kompetentesten Fachmannes (J. Hirschberg) das beste, geistreichste und vollständigste Lehrbuch, das auf uns gekommen ist, und man müsse bis zum 18., in mehreren Fällen bis ins 19. Jahrhundert herabsteigen, ehe man Besseres und Lehrreicheres finde (1850 Erfindung des Augenspiegels durch

Helmholtz). Einen weitreichenden Einfluß auf die Folgezeit hat auch die antike Geburtshilfe ausgeübt, obwohl die griechischen Originalwerke früh in den Hintergrund traten und durch mangelhafte Surrogate ersetzt wurden, die zum Teil für den Gebrauch von Hebammen bestimmt waren. Noch im 17. Jahrhundert finden sich in geburtshilflichen Werken Abbildungen, die auf Soranos von Ephesos aus der Zeit Trajans zurückgehen. Es hat sich hier in der Systematik und im einzelnen sehr vieles zähe erhalten bis auf die Neuzeit, wo besonders seit Entdeckung der Ursache des Kindbettfiebers durch Semmelweis (1847) ein bedeutender Aufschwung eintrat. Was wir bei Soranos über die ersten Mutterpflichten und über Kinderpflege lesen, berührt durchaus vertrauenerweckend; es hat lange gedauert, bis man zu seiner Wissenschaftlichkeit zurückgekehrt ist. Ähnliche Eindrücke gewährt die antike Psychiatrie, der bereits Hippokrates eine rein medizinische Grundlage zu geben versuchte. Daß jede Geisteskrankheit Gehirnkrankheit sei, erkannte Asklepiades und suchte es im einzelnen zu erklären; systematische Darstellungen geben Celsus und später namentlich Aretaios (nach Archigenes) und Caelius Aurelianus (nach Soranos). Gar manchen der empfohlenen Maßnahmen für Heilung und Pflege wurde erst durch die große Reform der Irrenbehandlung seit Beginn des 19. Jahrhunderts wiederum Bahn gebrochen, deren Träger Philippe Pinel gewesen ist.

Nach welchen Grundsätzen die griechischen Ärzte ihre Praxis ausübten, kann hier nur gestreift werden. Das erstrebte Ideal des Asklepiosjüngers, wie er sein soll, ist sehr hoch. Unbestechlicher Wahrheitssinn in der Forschung, auch bei Mißlingen, Würde, Menschenliebe und Uneigennützigkeit den Patienten gegenüber, auch möglichste Erhaltung des Ungeborenen wird verlangt und betätigt; „rein und fromm will ich mein Leben und meine Kunst bewahren", schwört der Neuling. Daß der Ärztestand ein Kulturelement ersten Ranges bildete, beweisen nicht zum wenigsten seine Verdienste um die Gesundheitspflege im allgemeinen, die durch ein weitgehendes Verständnis des großen

Publikums dafür wesentlich gefördert wurde. Der bedeutende Anteil der praktischen Wissenschaften am Bildungsideal des Hellenismus darf ja überhaupt nicht vergessen werden; in der Medizin insbesondere zeigt er sich früh durch populäre Schriften, namentlich diätetischen Inhalts, und die eifrig betriebene Gymnastik veranlaßte den einzelnen immer aufs neue dazu, die Vorschriften erfahrener Fachmänner zu beachten. Die Notwendigkeit des Gleichgewichts zwischen Arbeit und Ernährung wird schon von den ältesten unter ihnen eingehend dargelegt und seine Störung als Krankheitsursache festgestellt. Lehrbücher über „hygienische“ Lebensweise hat es in großer Mannigfaltigkeit gegeben, und daß die öffentliche Gesundheitspflege auf erstaunliche Höhe gelangt war, haben wir mehr und mehr kennen gelernt: nach dem wohlbegründeten Ausspruch eines Sachverständigen (F. Hueppe 1897) „war die ganze modernste Technik der letzten Dezennien dazu nötig, um die Antike darin wirklich zu übertreffen“.

Wir glauben im allgemeinen nicht mehr an das „Dunkel“ des Mittelalters und müssen auch in der Medizingeschichte unser Urteil differenzieren. Im byzantinischen Osten haben wissenschaftliche Sammelarbeit und praktische Krankenpflege manche Verdienste aufzuweisen. Weiterhin im Orient entwickelte sich, durch Übersetzungen griechischer Werke ins Syrische und Persische angeregt, hauptsächlich aber auf Grund der Originalschriften, die ungemein einflußreiche Medizin der Araber, denen der Ruhm zukommt, am meisten auf diesem Gebiet im Mittelalter für die Erhaltung griechischer Geistesarbeit beigetragen zu haben, soweit sie von ihnen aufgenommen werden konnte. In Unteritalien, wo sich antikes Wissen lange erhalten hatte, blühte die Civitas Hippocratica von Salerno, auch von lateinischen Übersetzungen arabischer Griechenweisheit befruchtet; und von den Arabern Spaniens führte seit dem 11. Jahrhundert ein reicher, wenn auch durch denselben doppelten Prozeß stark getrübter Wasserlauf aus griechischer Quelle nach den Pflegstätten der Wissenschaft im Westen. Im ganzen jedoch muß der Verfall als außerordentlich bezeichnet werden, namentlich auf den grund-

legenden Gebieten der Anatomie und Physiologie. Mit dem Vertrocknen seiner Lebenssäfte war der stolze Baum morsch geworden, und Parasitengewächs hatte sich auf ihm angesiedelt: Autorität, Dogma, scholastischer Formalismus, Aberglaube. Das alles war ja auch im Altertum vorhanden gewesen, aber nicht hoch gekommen. Wer schärfer zusieht, kann verfolgen, wie es sich an einzelnen Stellen der absterbenden antiken Lehre allmählich einnistet und ausbreitet, ja wie sogar grundsätzlich Opposition gemacht wird, mag er etwa das Doktorbuch des Galliers Marcellus Empiricus (4./5. Jahrhundert) zur Hand nehmen, das dem Kulturhistoriker vieles Volkstümliche bietet, oder bei Aëtios eine ganze Kollektion von Amuletten empfohlen finden, wo dessen hellenistischer Gewährsmann derartiges entschieden abgelehnt hatte, oder das kürzlich bekannt gewordene Gedicht „Antipocras" des Dominikanermönchs Nikolaus von Polen genießen, der am Anfang des 14. Jahrhunderts in Montpellier heftig gegen die Hippokratiker kämpft und durch die Gnade des Himmels mit seiner „Dreckapotheke" alle Krankheiten zu heilen verspricht.

Doch die echte Wissenschaft hatte nur geschlummert, die alten Meister erstanden aufs neue und wirkten in ursprünglicher Gestalt. Und sie fanden Geschlechter, die ihrer würdig waren. Die vielseitigen Humanisten, denen wir jene Ausgaben verdanken, waren sich bewußt für die geistige Emanzipation zu arbeiten gegen Scholastik und Arabismus. Allerdings lag in der Wiedererweckung die Gefahr neuen Autoritätsglaubens; wenn man z. B. im 16. Jahrhundert zu Florenz eine „Neue Galenische Akademie" begründete, so konnte dadurch zwar gewiß die Kenntnis erweitert, aber selbständiger Fortschritt gehindert werden. Die Gefahr ist nicht immer vermieden worden, aber sie wurde überwunden. Wie unverpflichtet sich erleuchtete Geister fühlten, in jener Zeit des „Iuvat vivere", zeigt die Anschauung des Paracelsus: „Natur und Leben sind das Ziel, nicht tote Büchergelehrsamkeit. Was in Galenus' Schriften zu finden ist, das gleicht dem Schwamme, der auf dem Baume wächst. Ein Tor,

wer hiermit den Baum selbst zu kennen glaubt." Gerade solch befreiende Wahrheit verkündete ja das Griechentum; es erwies sich nicht nur als Norm, sondern als Samen, ein Charisma, das überall von ihm ausging, wo es verstanden wurde. Auch die moderne Medizin als autonome, allein auf Erfahrung begründete Wissenschaft ist in der Renaissance geboren, also im letzten Grunde griechischer Herkunft.

Dabei soll keineswegs der Gesamtaufschwung des Geisteslebens unterschätzt werden, der nach tausendjähriger Gebundenheit zur Natur zurückgeführt und eingewurzelte Dogmen überall erschüttert hatte. Es war eine innige Verbindung dieses erneuten Erkenntnisdranges mit den Einflüssen einer wiedergewonnenen großen Vergangenheit, wodurch der mächtig einsetzende Fortschritt hervorgerufen wurde. Mit Überspringung der unfruchtbaren Jahrhunderte bemüht man sich, unmittelbar an die Antike anzuknüpfen, in Praxis und Wissenschaft. Guido Guidi, der Leibarzt Franz des I. von Frankreich, übersetzt die berühmteste Sammlung griechischer Chirurgie ins Lateinische, und Francesco Primaticcio fertigt die Zeichnungen an, indem er die verblaßten Vorlagen der Handschrift ergänzt und berichtigt. Andreas Vesalius, der große Erneuerer der Anatomie, lernt von Galenos, was Wissenschaft ist, um den Lehrer dann weit zu übertreffen und seine Autorität zu stürzen; im nächsten Jahrhundert, das William Harveys Entdeckung des Blutkreislaufs erlebt, setzt sich dieselbe Entwicklung fort. Aber wenn auch diese Zeit aufstrebender Selbständigkeit namentlich der Anatomie und Physiologie auf die humanistische Vermittlung mehr und mehr verzichtet (weniger allerdings in der Pathologie und Therapie, wie Thomas Sydenham beweist, der „englische Hippokrates"), so treten doch in bedeutsamen Epochen antike Einflüsse immer wieder hervor: es sei nur des genialen Franzosen Bichat gedacht, der in Hochschätzung des Hippokratismus um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der naturwissenschaftlichen Methode zum Siege verhalf und dadurch Richtlinien gab für das mächtige Vorwärtsschreiten bis heute.

Seit der Renaissance ist in der medizinischen Wissenschaft und Praxis vieles wieder aufgenommen worden, was die Griechen kannten, manches entdeckt, was sie geahnt hatten, mehr, was sich ihrer Beobachtung und Technik entziehen mußte. Das eine ist unbestreitbar, daß der heutige Stand ohne ihren Vorgang nicht erreicht worden wäre. Das Studium des Griechischen ist es gewesen, das der Medizin einstmals die Emanzipation gebracht hat; möge sie des Humanismus nicht uneingedenk sein!

Literatur. J. L. Pagel, Einführung in die Geschichte der Medizin in 25 akademischen Vorlesungen. 2. Aufl. von K. Sudhoff (Berlin 1915). Den Gesamtverlauf und Einzeldarstellungen der verschiedenen Gebiete bietet das Handbuch der Geschichte der Medizin, begründet von Th. Puschmann, hrsg. von M. Neuburger und J. Pagel (3 Bde. Jena 1902, 1903, 1905), eine knappe Zusammenfassung P. Diepgen: Geschichte der Medizin, I. Altertum, II. Mittelalter (Sammlung Göschen 1913, 1914). Spezialfächer behandeln ausführlich: E. Gurlt, Geschichte der Chirurgie und ihrer Ausübung (3 Bde. Berlin 1898); J. Hirschberg, Geschichte der Augenheilkunde (4 Bde. Berlin 1899—1918); H. Fasbender, Geschichte der Geburtshilfe (Jena 1906). — Über die ältere Medizin der Griechen: Th. Gomperz, Griechische Denker I (Leipzig 1911[2]); ein Überblick bei J. L. Heiberg, Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 370, 1912). Über das neue Corpus medicorum: H. Diels, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1907 und J. Ilberg, Die Erforschung der griechischen Heilkunde (ebd. 1908). Orientierend einige Aufsätze des Verfassers in derselben Zeitschrift: Asklepios (1901, II. Abt.); Aus der antiken Medizin (1904); Aus Galens Praxis (1905); A. Cornelius Celsus und die Medizin in Rom (1907); sowie der Vortrag: Verbände in der griechischen und römischen Heilkunde (Zeitschr. f. Samariter- und Rettungswesen 1911). Vgl. auch W. v. Brunn, Die Bedeutung Salernos für die Medizin (Neue Jahrb. 1920); J. F. Payne, Harvey and Galen (London 1897).

Technik.

In der Technik, ähnlich wie in Geometrie und Astronomie, haben die Griechen zunächst viel vom Orient und von Ägypten zu lernen gehabt, ehe sie zur Selbständigkeit gelangten. Die Zikkurrati des alten Babylon, die Pyramiden Ägyptens sind technische Meisterwerke hohen Ranges. Aus dem härtesten Steinmaterial hat man im Niltal die geschmeidigsten Formen herauszuarbeiten verstanden, ehe griechischer Marmor griechischem Meißel dienstbar wurde. Wir verstehen zumal nach den archäologischen Entdeckungen der letzten zwei Generationen die Stimmung, aus der heraus noch in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts Herodot mit wahrer Ehrfurcht die Kulturschöpfungen der Ägypter bestaunt und beispielsweise bekennt, daß die ihm vertrauten Tempel von Ephesos und Samos wahrlich der Rede wert seien, aber an Größe der Arbeitsleistung und materiellem Wert doch hinter den Pyramiden und namentlich dem Labyrinth zurückstehen müßten (II 148).

Aber damit ist nicht mehr gesagt, als daß es eine ganz törichte, nur mit Unwissenheit zu entschuldigende Argumentationsweise ist, wenn gegen moderne Griechenverehrung eingewendet wird, die Griechen selbst hätten von Fremdvölkern nicht lernen mögen, also brauchten auch wir nicht von den Griechen zu lernen. O nein, sie haben stets gern und ausgiebig gelernt; aber darnach freilich haben sie sich aus Kraft ihres eigenen Geistes über ihre Lehrmeister erhoben. Der charakteristische Zug, der im hellenischen Wesen allenthalben wahrnehmbar ist, daß die Griechen durch ihren Drang nach geistiger Beherrschung, durch Erkennen der vereinheitlichenden Gesetze erst Erfahrung in Wissenschaft umgewandelt haben, gilt auch von dem Gesamtgebiet des Technischen. Dazu kommt in der Technik noch eines, was gleichfalls bezeichnend für das Griechentum ist, und was z. B. Furtwängler in der Einleitung zu seinen „Meisterwerken“ im Hinblick auf die Kunstentwicklung scharf hervorgehoben hat:

der Grieche schätzt die Tradition aufs höchste. So vervollkommnet sich alle handwerkerliche Technik in beharrlichem Fortschreiten unaufhörlich, solange überhaupt die Kultur im Aufstieg ist. Hiedurch ist jener letzte Grad technischer Vollendung erreicht worden, den wir an der Steinschneidekunst, an der Stempelschneidekunst etwa der sizilischen Münzen, aber auch im großen z. B. an der Marmortechnik bewundern, mit der ein Praxiteles den Meißel führt, ja mit der einfache Handwerker die Quadern der athenischen Propyläen so aufeinandergesetzt haben, daß der darüber gleitende Finger kaum die Fuge spürt.

So sehr man indes veranlaßt ist, die Stetigkeit der Entwicklung zu betonen, so heben sich doch zwei Perioden heraus, in denen die griechische Technik in besonderem Maße schöpferisch gewesen ist: die erste Epoche ist das 6. Jahrhundert, die Zeit, in der die griechische Wissenschaft überhaupt geboren wurde, in der zum ersten Male der Versuch gemacht wurde, die Welt rational zu erfassen, die Zeit der ionischen Naturphilosophie; und eben Ionien ist auch das Geburtsland dieser Technik, Milet mit Thales und seiner Schule ihre Heimat im besonderen. Aus Samos, der Nachbarinsel, stammt Mandrokles, der dem Dareios für seinen Skythenzug die Brücke über den Bosporos schlug; an ihn mag Harpalos, dessen Heimat wir nicht kennen, angeknüpft haben, als er um eine Generation später für Xerxes die noch schwierigere Leistung der Überbrückung des Hellesponts zustande brachte. Im 6. Jahrhundert unternimmt es der Megarer Eupalinos mit Erfolg, der Stadt des Polykrates Samos, die auch durch einen etwa 400 Meter langen Molo ausgezeichnet war (Herod. III 60), aus einer im Gebirge nördlich der Stadt entspringenden Quelle Wasser in einem 1000 Meter langen, mannshohen Tunnel zuzuführen. Von Norden und Süden ist die Bohrung gleichzeitig in Angriff genommen worden, und mit mäßigem Fehler (in der Horizontalen 5—6 Meter, in der Vertikalen 2—3 Meter) trafen die beiden Stollen zusammen, so daß man dann in den Tunnelboden einen Graben einarbeiten konnte, der eine Leitung von gleich=

mäßigem Gefälle aufzunehmen vermochte. Ohne Zweifel hatte die Vermessungskunde ausgiebig vorgearbeitet. So tritt uns hier der Zusammenhang von Geometrie und Technik greifbar vor Augen. Athen erhielt unter Peisistratos eine ähnliche in Stollen geführte Leitung, in Megara hatte Theagenes eine solche herstellen lassen, auch Akragas und Syrakus im griechischen Westen erfreuten sich kunstvoller Wasserleitungen. Ob die Aquädukte der Römer im Prinzip den unterirdischen Leitungen der Griechen überlegen sind, ist sehr die Frage.

Wir kennen das Visierinstrument der Griechen, die Dioptra, in der hohen Vollendung, die es in alexandrinischer Zeit erhalten hat, durch die leider nur verstümmelt überlieferte Beschreibung des später noch zu besprechenden Heron von Alexandreia. In einfacheren Formen muß aber schon vor Eupalinos' Zeit Thales ein derartiges Hilfsmittel zur Verfügung gehabt haben, wenn er durch Anvisieren die Entfernung eines Schiffes vom Lande bestimmte. Visier- und Nivellierinstrumente haben wir uns schon sehr früh auch in den Händen der Architekten zu denken. 100 und mehr Meter lange Tempelflanken, ja die Versetzung jeder einzelnen Säulentrommel erfordern solche Hilfsmittel. Auch für die astronomischen Untersuchungen dieser Frühzeit ist ein, wenn schon verblüffend einfaches, Instrumentarium die Voraussetzung. Ein senkrechter Stab auf genau horizontal liegender Platte, der Gnomon, ermöglicht die Bestimmung der Mittagslinie als Halbierungslinie des durch zwei gleichlange Schatten vom Vor- und Nachmittag gegebenen Winkels; und indem man in einer Steinquader eine Halbkugel aushöhlt und vom Rande bis genau zum Zentrum der Höhlung einen Stift hineinragen läßt, gewinnt man an dem Schatten der Spitze dieses Stiftes ein Mittel, die tägliche und dann die jährliche Sonnenbahn in der Halbkugel abzuzeichnen, und bestimmt so die Wenden und Gleichen und damit die Länge des Sonnenjahres genau genug, um eine Regulierung des Kalenders zu wagen, die fortschreitender Verbesserung fähig ist, in ununterbrochener Kontinuität bis herab zum julianischen, dem Alexandriner Sosigenes ver-

dankten Kalender. Gnomon und „Skaphe“ — dies der übliche Name für die hohle Halbkugel — hatten nach Herodots Zeugnis die Griechen von den Babyloniern übernommen; aber wie sie die Skaphe zur vielseitig verwendeten, späterhin auf jede beliebige gegebene Fläche projizierten Sonnenuhr ausbildeten, das ist ihre eigene Leistung.

Das zweite griechische „Zeitalter der Erfindungen“ ist durch reichlich 200 Jahre von der Blüte Joniens getrennt. Was dazwischen liegt, kann als die attische Periode der hellenischen Kultur bezeichnet werden. Da feiert die Skulptur, auch nach der technischen Seite hin, Triumphe, und attische Keramik ist, auch was die Behandlung des Materials, Ton wie Firnis, angeht, heute noch Gegenstand unserer höchsten Bewunderung, — aber an „Erfindungen“ ist diese Zeit nicht reich. Die Trieren, mit denen Athen sein Inselreich beherrschte, waren technisch den Mittelmeerschiffen anderer Staaten augenscheinlich nicht überlegen; Athens Stärke zur See beruhte auf der Schulung seiner Seeleute, während z. B. in den Kämpfen um Syrakus die Verteidiger durch sehr einfache technische Verbesserungen ausschlaggebende Vorteile für den Nahkampf gewannen (Thuk. VII 36). Auch der größte technische Fortschritt, den diese Epoche brachte, hat sich nicht in Attika, sondern im griechischen Westen vollzogen, hervorgelockt durch die Verteidigungskriege der Griechen gegen die Karthager auf Sizilien. Um 400 hören wir erstmals von der Verwendung schwerer Geschütze in diesen Kämpfen. Mathematiker aus der Schule der Pythagoreer sind nach einer Vermutung von Diels die Erfinder gewesen. Von da an haben sich die Kriegsmaschinen zu Angriff und Verteidigung gewaltig entwickelt. Technisch am interessantesten und uns am besten bekannt sind die Schußwaffen; für sie haben wir eingehende, auch die mathematische Grundlage nach Gebühr berücksichtigende Beschreibungen aus hellenistischer Zeit und aus der römischen Kaiserzeit (Philon, Vitruv im 10. Buch seines Handbuchs der Architektur, Heron), welche nach verschiedenen Anläufen in neuester Zeit eine in der

ballistischen Leistung voll befriedigende Rekonstruktion der wichtigsten Typen erlaubt haben. Schramm hat, unterstützt vom preußischen Staat, bekanntlich für das Saalburgmuseum diese Aufgabe mit so gutem Erfolge durchgeführt, daß, als im Jahre 1912 in Ampurias in Spanien ein wichtiges Stück eines solchen Geschützes aufgefunden wurde, dieses lediglich eine Bestätigung des bisher Ermittelten brachte. Der erste Schritt, der über die uralte Fernwaffe, den Bogen, hinausführte, war die Trennung von Spannvorrichtung und Abzug, die es ermöglichte, viel stärkere Spannungen herzustellen, als die Kraft des die Sehne zurückziehenden Armes vermag; man erreichte das, indem man das Geschoß auf eine Art Schlitten oder Schieber legte, der mit einer Winde zurückgezogen und durch eine Sperrvorrichtung fixiert wurde, während eine Klammer oder Klaue die Sehne festhielt. Der zweite Schritt war der Ersatz der Schnellkraft des Holzes der Bogenarme durch die viel größere von Bündeln aus Tiersehnen oder aus Seilen von Haar, in welche die nun nicht mehr federnden Bogenarme hineingesteckt wurden. Die Nachbildungen haben Schußweiten bis gegen 400 Meter erzielt. Bemerkenswert ist, daß man bei diesen Kraftquellen nicht stehen blieb, sondern es auch mit federnden Metallstreifen, ja mit Luftdruckgeschützen versuchte. Die Rekonstruktion eines solches Luftgeschützes „bot“, wie Schramm bemerkt, „ein klares Bild von der hohen Vollkommenheit der technischen Hilfsmittel des Altertums, die wir Neueren leider immer noch allzu sehr von oben herab ansehen“. Sogar Mehrladegeschütze, bei denen aus einer Kammer jedesmal nach dem Abschuß ein neuer Pfeil auf den Schlitten herabrollte, kannte das Altertum.

Die besprochene Entwicklung des Geschützwesens führt uns schon weit in die zweite Blüteperiode antiker Technik hinein, in die mit Unrecht als unfruchtbar verschrieene alexandrinische Epoche. Das ist ja nicht nur die Zeit der großen Ärzte (die, wie hier zu bemerken nicht überflüssig ist, durch ausgezeichnet gearbeitete Instrumente in der Ausübung ihrer Kunst unterstützt wurden, wovon uns pompejanische Funde einen Begriff geben), nicht nur

die Zeit der großen Mathematiker (von denen Eratosthenes mit Hilfe der erwähnten astronomischen Instrumente die Bestimmung des Erdumfanges mit überraschendem Erfolg in Angriff genommen hat), nicht nur die Zeit des größten Astronomen der Antike, des Hipparch, — es ist auch die Zeit der großen Mechaniker. Nach dem, was über die erste Periode der griechischen Technik gesagt ist, versteht es sich fast von selbst, daß Mathematiker, Astronom und Techniker vielfach identisch sind. In einem Kopfe entstehen die wissenschaftlichen Fragestellungen und die technischen Erfindungen, welche die Antwort ermöglichen, und wiederum wird von ein und demselben Manne die Technik benützt, um astronomische Theorien zu veranschaulichen; endlich stellt ein und derselbe Mann seinen Erfindergeist zur Verfügung, um Kriegsmaschinen zum Schutz der bedrohten Vaterstadt zu erfinden oder um durch krafterſparende Instrumente wirtschaftlichen Nutzen zu stiften. Das glänzende Beispiel, in dem sich dies alles vereinigt, ist Archimedes. Er erfindet, um den Goldgehalt der Krone des Hieron zu ermitteln, die Methode, durch die das spezifische Gewicht festgestellt werden kann, er stellt eine im Altertum berühmte, durch Wasserantrieb bewegliche „Sphäre" her, ein Planetarium, das die Bewegungen der Himmelskörper veranschaulicht[1]), er erfindet (oder zum wenigsten entwickelt) Flaschenzugvorrichtungen, mit denen schwerste Lasten bewegt werden können, erfindet die noch heute nach ihm benannte Schraube als Wasserhebemaschine und ist unerschöpflich im Ersinnen von Abwehrmitteln gegen die Römer, wie diese seine Vaterstadt belagern. Dort, in Syrakus, ist auch, nicht ohne des Archimedes tätige Beihilfe, der gewaltigste Schiffsbau des Altertums ausgeführt worden, König Hierons „Syrakosia", die mit ihren Spielplätzen, Gartenanlagen, Bibliothek und Bad

1) Eine solche Sphära in kleinem Maßstabe, bestimmt, die verschiedenen Umlaufszeiten der Planeten an konzentrischen Ringen, dazu vielleicht auch die Bewegung eines Planeten auf einem „Epizykel" zu demonstrieren, ist nach meiner Deutung das sog. Astrolab von Antikythera im Athener Nationalmuseum.

an die gigantischen Ozeandampfer unserer Zeit erinnert (Athenaios V 206 d ss.).

Im Dienste der Astronomie und der wissenschaftlichen Geographie steht die Technik bei dem schon erwähnten großen Astronomen Hipparch aus Nikomedeia in Bithynien. Wir kennen das Instrumentarium der antiken Astronomen vornehmlich aus Ptolemaios (aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.), der im 1. und 5. Buch seiner „Syntaxis" diese Hilfsmittel beschreibt. Es ist für die Folgezeit im wesentlichen unverändert geblieben, bis die Erfindung des Fernrohres die fundamentale Umwälzung der Astronomie herbeiführte. Die Hilfsmittel aber, die wir bei Ptolemaios finden, decken sich mit denen, welche wir bei Hipparch vorauszusetzen haben. Zur Bestimmung der scheinbaren Größe von Sonne und Mond dient eine technisch vervollkommnete Dioptra, ein Lineal mit einer senkrecht darauf angebrachten festen und einer ebensolchen verschiebbaren Scheibe mit kleinen Absehöffnungen; ihr Prinzip, die Fixierung der Sehlinie wie etwa an der Zielvorrichtung eines modernen Zimmerstutzens, kehrt auch bei den kunstvolleren Instrumenten wieder, beim „parallaktischen Instrument", das zur Messung des Zenitabstandes der Gestirne dient, wie bei dem „Meridianinstrument" und dem „Astrolab". Beide sind stattliche, auf festem Stativ ruhende Instrumente, bestehend aus Systemen ineinandergefügter konzentrischer Metallringe, durch deren Verschiebung mit Hilfe der angebrachten Absehvorrichtung Positionsbestimmungen, beim Meridianinstrument nur in der Ebene des Mittagskreises, beim Astrolab, das auch Achsendrehung erlaubt, in beliebiger Richtung angestellt werden konnten. Aber auch das planisphärische Astrolab, das kleine, tragbare, durch die ganze arabische Epoche hindurch bis in die Neuzeit hinein von Astronomen und Astrologen viel benutzte Instrument, von dem jede Sammlung mehr oder minder kunstvoll gearbeitete Exemplare besitzt, scheint eine Erfindung des Hipparch zu sein, wenn es nicht sogar noch älteren Datums ist. Es dient hauptsächlich der Bestimmung von Sternpositionen. Bekannt ist, was die antike

Astronomie mit jenen uns so übereinfach scheinenden Hilfsmitteln geleistet hat: die Entdeckung der Präzession der Tag- und Nachtgleichen ist eben unseres Hipparch stolzester Ruhmestitel.

So enge wie bei Archimedes und Hipparch ist nun freilich die Verbindung von wissenschaftlicher Forschung und Technik nicht bei allen Erfindern alexandrinischer Zeit. Weit überwiegend diente, wie das in der Ordnung ist, die Technik auch damals den Bedürfnissen des praktischen Lebens. Wie die Schnellkraft der Sehnen zum Schusse, wie, gewiß schon in sehr früher Zeit, der Keil, namentlich der angefeuchtete Holzkeil, im Steinbruch zum Absprengen der Blöcke benutzt wird, so wird noch sonst eine bescheidene Zahl von Naturgesetzen in unendlicher Variation technisch verwertet. Philons und mit größter Reichhaltigkeit Herons Mechanik, seine Pneumatik, d. i. Lehre von den Druckwerken, dazu in kürzerer, nicht immer verständnisvoller Fassung Vitruvs 9. und 10. Buch von der Architektur bieten uns eine Fülle von Einzelheiten. Mit musterhafter Klarheit wird das Wesen und die vielfache Verwendung des Flaschenzuges wie des Zahnrades zum Bewegen schwerer Lasten bei Heron entwickelt, Hebel und Schraube (auch die Schraube ohne Ende) lernen wir in ihrer antiken Verwendung kennen. Ölpressen, wie sie uns die antiken Autoren schildern, habe ich vor wenig Jahren noch auf der Insel Kos im Gebrauch gesehen, und knarrende Zahnradtriebwerke aus Holz arbeiten noch jetzt in unzähligen griechischen Windmühlen. Im großen bedient sich das Altertum freilich nur der bewegenden Kraft von Mensch und Tier; Windmühlen kennt man nicht: nur zum Antrieb einer Orgel findet sich einmal ein Windrad verwendet, und Wassermühlen, deren Konstruktion allerdings Vitruv beschreibt, und die Plinius einmal (XVIII 97) in der „Naturgeschichte" erwähnt, waren bis gegen das Ende des Altertums augenscheinlich eine Seltenheit. Wenigstens erwähnt Strabon in seiner Geographie (XII 556) eine Wassermühle beim Palast des Königs Mithradates als Merkwürdigkeit. An diesem Punkt ist mit Händen zu greifen, daß das Altertum auf kraftsparende tech-

nische Hilfsmittel freiwillig verzichtete, weil die lebende Kraft billig war.

Man verwendet aber das Wasser zum Antrieb, wo man in kleinem Maßstab gleichmäßig wirkende Kraft nötig hat, so bei der Uhr; gelegentlich benutzt man aber auch den Dampf, freilich nur zu dem unnützen Spielzeug der Aeolipile, einer um die eigene Achse rotierenden Kugel, endlich in nicht ganz wenigen und recht wichtigen Fällen den Luftdruck. Auch in der großen Masse von künstlichen Luftdruckwerken, die uns Heron beschreibt, überwiegt das bloß Spielerische ungeheuer. In unendlichen Variationen wird der Heber (der gebogene wie der Kapselheber) verwendet, um überraschend Flüssigkeit bald erscheinen, bald verschwinden zu lassen, ja in kühnerer Kombination mit allerhand Räderwerk wird etwa ein Rind vorgeführt, dem man den Kopf abschneiden kann, ohne daß er herunterfällt, und das gleich nach diesem Eingriff aus einem Wasserbecken trinkt. Der Luftdruck läßt den Heronsball Wasser spritzen oder läßt Vögel pfeifen oder zwitschern, erwärmte Luft läßt Figürchen zu einem Brandopfer eine Spende ausgießen oder sich im Tanze drehen.[1]) Man fühlt sich unter all diesem Spielwerk in der heiter behaglichen Welt, wie sie uns etwa die bunten Zimmerwände von Pompei mit ihrer Fülle leicht bewegten Lebens vortäuschen.

Aber an ernstlicherem Tun fehlt es doch auch hier nicht. Der Luftdruck läßt auch ein Warnungssignal ertönen, wenn sich eine Türe öffnet[2]), eine einfache Hebelvorrichtung setzt einen „Weihwasserautomaten“ zur Abgabe eines bestimmten Wasserquantums in Gang, eine Kombination von Zahnrädern und Schrauben ohne Ende, die wir aus Vitruv und Heron kennen, liefert

1) Im „Automatentheater“ leistet Ähnliches und noch vieles andere ein langsam sinkendes Gewicht.

2) Ein solches automatisches Signal, ausgelöst durch Entleerung eines Gefäßes mittels des Kapselhebers, hat, wie Diels vor kurzem (Sitzungs-Ber. der Berl. Akad. 1915) einleuchtend entwickelt hat, Platon in der Akademie als Wecker verwendet.

einen durchaus brauchbaren Wegemesser, eine Zahnradvorrichtung schiebt mechanisch den Lampendocht in die Höhe in dem Maße, wie das Öl in der Lampe sinkt, und Luft- oder Wasserdruck sorgt für Nachfüllung. Endlich hat besonders die Ausnützung des Luftdruckes auch zu Erfindungen geführt, die wir noch heute schätzen: die Feuerspritze und die Orgel, zunächst die Wasserorgel, sind Erfindungen dieser Zeit. Beide werden glaubhaft dem alexandrinischen Klassiker der Technik aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts zugeschrieben, dem Ktesibios aus Alexandreia; sein Hauptprinzip ist, wie es scheint, die Verwendung des Luftdruckes: auch das Luftgeschütz (wie das mit Metallsehnen) stammt von ihm. Er ist offenbar typisch für das Erfindertum der Zeit; denn auch Spielwerk im Stile Herons (ein Trinkhorn [Rhyton], das Musik ertönen läßt, wenn sich Flüssigkeit daraus ergießt) ist von ihm erfunden worden (Athenaeus 497 d), und mehr oder minder spielerisch sind doch auch die von Vitruv erwähnten Zutaten, die er zur reicheren Ausstattung der Wasseruhr erfunden hat.

Von der schon früher berührten Wasseruhr zum Schlusse noch ein Wort. Nicht nur als kunstreiche und nützliche Erfindung, welche die Zeitbestimmung vom Sonnenlicht unabhängig macht, interessiert sie uns, sondern auch deshalb, weil hier der kulturelle Zusammenhang zwischen der Antike und der Neuzeit zutage liegt. Haben die Scherze Herons, mit denen man die Gäste beim Gelage erfreuen konnte, in arabischer Zeit weitergelebt, so schätzen wir es doch viel höher, daß uns arabische Quellen den Bau kunstvoll ausgestatteter Uhren nach antikem Prinzip besser veranschaulichen, als es die erhaltenen antiken Schriftsteller selbst tun; denn Herons vier Bücher über Wasseruhren sind leider verloren. Die Uhrtürme, die italienische Städte zieren und da und dort auch bei uns im Norden zu finden sind, die großen Kunstuhren, deren Krone die im Straßburger Münster ist, sind die direkten Nachkommen der antiken großen Uhrwerke, die man auch schon, damit sie der Allgemeinheit dienen sollten, mit Vorliebe auf besuchten öffentlichen Plätzen aufstellte. Der altbe-

rühmte Turm der Winde zu Athen ist auch nichts anderes als ein solcher Uhrturm. Den Zug ins Große haben die antiken Uhren dadurch von vornherein aufgeprägt erhalten, daß ihre Aufgabe nicht war, zwölf immer gleiche Tagesstunden zu zeigen, sondern Stunden, deren Länge von Tag zu Tag wechselte; denn man teilte, wie das die ursprüngliche Form der Sonnenuhr mit sich brachte, den Lichttag in 12 Stunden, die also im Sommer lang, im Winter kurz waren, und entsprechend die Nacht. Also mußte man förmliche „Kalenderuhren" erfinden, d. h. solche, die diese Schwankungen wiedergaben; am vollkommensten geschah das, indem man auf dem „Zifferblatt" den Sternhimmel darstellte und den jährlichen Weg der Sonne durch den Tierkreis. Man begreift leicht, daß Astronomie und Erfinderkunst einander in die Hände arbeiten mußten, um solche Ansprüche zu erfüllen. —

Nur einen flüchtigen Gang durch Jahrhunderte und durch eine Überlieferung voll Probleme konnten wir hier tun; aber daß auch auf diesem Felde die Griechen — von ihnen allein war hier zu reden, denn die Römer haben an Erfindungen nichts hinzugetan — Bahnbrecher gewesen sind, von denen die Folgezeit bis zur Renaissance herab nur lernen konnte, wird doch deutlich geworden sein.

Literatur. Die neueste Gesamtdarstellung (A. Neuburger, Die Technik des Altertums, Leipzig 1919) ist leider so unsolide gearbeitet, daß man vor dem Buche warnen muß. Die weitaus beste, allerdings nur Teile des Gebietes behandelnde, aber auch dem Nichtphilologen durchweg verständliche Darstellung ist H. Diels' „Antike Technik", Leipzig[2] 1920, um ein großes Kapitel über die Uhren bereichert. Manches Einschlägige auch bei J. L. Heiberg, Naturwissenschaft und Mathematik im klassischen Altertum. ANuG., Bd. 370. Leipzig 1911. Das literarische Material ist musterhaft bearbeitet von H. Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern, 4 Bde. Leipzig 1875 bis 1884, I. Bd. in sehr bereicherter Neubearbeitung 1912. Von demselben die viel Technisches berührenden „Griechischen Privataltertümer", 1881, in K. Fr. Hermanns Lehrbuch der griechischen Antiquitäten, die „Römischen Privataltertümer", 1911, im Jw. v. Müllerschen Handbuch d. klass. Altert.-Wiss. (diese im Hermannschen Handbuch bearbeitet

von J. Marquardt-A. Mau. 2. Aufl. 1886). Von technischer Seite wird C. Merkels „Ingenieurtechnik des Altertums“, Berlin 1899, die meist aus sekundären Quellen schöpft, beträchtlich übertroffen durch die einschlägigen Artikel in F. M. Feldhaus' „Technik der Vorzeit“, Leipzig 1914, von dem wir auch ein Buch „Antike Techniker“ erwarten. Wertvolle Einzelarbeiten und Berichte bieten die „Geschichtsblätter für Technik“, hrsg. von C. v. Klinckowstroem und F. M. Feldhaus seit 1914, desgleichen das Jahrbuch des Vereins Deutscher Ingenieure. — Schriftstellerausgaben: Heron, hrsg. von W. Schmidt und anderen (Bibl. Teubner), mit Illustrationen und Übersetzungen; einzelne Schriften Herons und Philons mit Übersetzung, hrsg. von H. Diels und E. Schramm, Abh. d. pr. Akad. d. Wiss. 1918. 1919. 1920. Das Nachleben der antiken Technik im Islam lernen wir hauptsächlich durch E. Wiedemann und Hauser kennen, bes. Nova Acta d. Kais. Leop. Dtsch. Akad. d. Naturforscher, 100 und 103, auch in der Ztschr. „Der Islam“ und den Berichten der phys.-med. Sozietät in Erlangen.

Vom Werte der Übersetzung für den Humanismus.

An der Spitze aller Kultur steht ein geistiges Wunder: die Sprachen . . . Die Sprachen sind die unmittelbarste, höchst spezifische Offenbarung des Geistes der Völker, das ideale Bild desselben, das dauerhafteste Material, in welches die Völker die Substanz ihres geistigen Lebens niederlegen, zumal in den Worten großer Dichter und Denker.
Jakob Burckhardt.

Die seit langem weithin herrschende Feindseligkeit gegen ein lebendiges Wirken derjenigen Kräfte, die man unter dem Namen des Humanismus zusammenfassen kann, zumal gegen ihre Beteiligung an der Bildung unserer Jugend, entstammt in der Hauptsache nicht einer eigentlich bilderstürmerischen Gesinnung. Die lag einem in jedem Sinne habgierigen und besitzstolzen, also auch seiner Gebildetheit eifersüchtig bewußten Geschlecht im Grunde fern. Als Ornament eines auf ganz andere Güter gerichteten Lebens ließ man vieles und Verschiedenartiges gelten, nur gegen tiefergreifende Ansprüche setzte man sich zur Wehr. Man dekorierte seine Wände und seine Bücherschränke mit den Werken aller Länder und Zeiten, man war und ist gern bereit wie an der Plastik und Baukunst der Griechen und Römer so auch an ihrer Dichtung und Philosophie, ihrer Geschichtschreibung und ihren Staats- und Rechtsgedanken sich zu erbauen und zu belehren, nur braucht man einen Königsweg, der breit, bequem und rasch zum Ziele führt. Zu langsamem Anstieg hat man wahrlich keine Zeit; da ist denn die Kunst des Übersetzens eben recht erfunden.

Nicht an Menschen dieser Gesinnung kann der folgende Versuch sich wenden. Er sucht das Ohr derer, die dem Leben des Geistes Opfer zu bringen bereit sind, die, fern von Eigennutz und Ungeduld, seinem Wachstum weites Erdreich und Zeit zur

Reife gönnen wollen. Er hofft auf Deutsche, die, sollte auch die meisten unter uns das Elend dieser und der folgenden Zeiten in Sorge und Unrast hetzen die dringendste Notdurft zu befriedigen, dennoch gesonnen sind zum mindesten unserer Jugend Jahre ungestörter Entwicklung zu sichern, ihr eine Hingabe zu ermöglichen an das, was über den Tag und seine Nöte hinausweist. Aber auch unter diesen Ernsten gibt es nicht wenige, die immer wieder zweifelnd fragen, ob und warum es denn notwendig sei, daß man, um zu den literarischen Kunstwerken der Griechen und Römer zu gelangen, den beschwerlichen, weiten, oft nicht einmal zum Ziele führenden Weg über die Urtexte wähle, statt diese der gelehrten Forschung zu überlassen und sich im übrigen an getreue und künstlerisch wertvolle Übersetzungen zu halten. Diese Erwägung wird einem Deutschen, der ehrlich nachdenkt, geradezu aufgezwungen. Denn wohl bei keinem anderen modernen Volke stehen Übersetzungen fremder Werke innerhalb der eigenen Literatur so sehr an vorderster Stelle wie bei uns die Luthersche Bibel und der Schlegelsche Shakespeare, um nur diese zu nennen. Wohl weiß man, daß diese Meisterwerke nachdichtender Kunst nur in Zeiten stärkster seelischer Erschütterung dank einem Zusammentreffen vieler glücklicher Umstände von besonders begünstigten Individuen geschaffen werden konnten, fragt aber mit Recht, ob denn nicht für die Literatur der Griechen und Römer das gleiche zum Teil schon erreicht oder doch in Zukunft erreichbar sei. Auf diese Frage wird man eine kurze Antwort schwerlich geben können. Ich vermesse mich überhaupt nicht ihr Genüge zu tun; sie rührt an sehr zarte, zum Teil geheimnisvolle Zusammenhänge im Leben der Sprache und der redenden Künste, auch an Besonderheiten gerade der antiken Werke. Es sei jedoch versucht einige von den Phänomenen, die sich hier dem lange auf diese Dinge gerichteten Blicke auftun, möglichst rein zu beschreiben; vielleicht führt das hier und da zu einer Klärung oder zeigt doch wenigstens, daß hier ernste Schwierigkeiten liegen und daß nicht gedankenloses oder selbstherrliches Festhalten an einem ererbten Privileg für diejenigen

bestimmend ist, die behaupten, ohne Kenntnis der Originale sei eine wahrhafte humanistische Bildung nicht denkbar.

Die Betrachtung darf nicht, wie es vielfach geschieht, auf den bereits literarisch gestalteten Sprachstoff, auf bestimmte Schöpfungen der Poesie und der Kunstprosa, eingeschränkt werden, als handelte es sich nur um die Frage, wie weit die Wirkung einzelner großer Werke durch Übersetzungen vermittelt werden kann. Freilich manifestiert sich in der Kunst wie jedes Vermögen des Menschen so auch die Sprachkraft erst in ihrer ganzen Tiefe, kommt erst dort zu ihrem geheimnisvollsten und zugleich klarsten Ausdruck, aber die Sprache lebt doch nicht nur in den Hervorbringungen der großen Einzelnen, sondern vor und neben ihnen, sie ist der Fluß der sie durchströmt, aber auch trägt. Selbst angesichts eines Volkes, das keinerlei Literatur hervorgebracht hätte, bliebe für den, der das Wesen des fremden Lebensgebildes zu erfassen, seiner Seele irgendwie sich zu nähern strebt, die Sprache der vornehmste Gegenstand der Betrachtung, auch hier noch in mehrfachem Sinne. Denn um vom Gröberen und gewissermaßen Äußerlichen auszugehen, stellt sie sich dar als eine ganz eigentümliche, unbewußte oder bewußte oder aus beiden Sphären des Seelenlebens stammende, Hervorbringung des betreffenden Volkes, so gut wie die Formen seines religiösen Lebens, Hausbau und Verzierung der Geräte, gesellschaftliche und staatliche Struktur usw. Zugleich aber bedeutet sie für ein Erschauen des fremden Wesens unendlich viel mehr als irgendeine dieser besonderen Schöpfungen, und seien es auch die überwältigendsten Werke der bildenden Künste. Denn infolge des unlösbaren Zusammenhanges zwischen dem Sprechen und dem Denken nicht nur, sondern dem Gesamterlebnis des Menschen steht die Sprachgestaltung hinter und über allen jenen Einzelleistungen und zwar um so souveräner, je reicher das Leben einer Gemeinschaft ist. Ein hochstehendes Volk erlebt überhaupt nichts Geistiges, das nicht irgendeinen wenn auch verhüllten Ausdruck in seiner Sprache fände. Das Nacherleben der Sprache

bedeutet also nicht das Auftun eines beliebigen Zugangs zu dem fremden Sein; es schafft ein mit nichts zu vergleichendes, durch nichts zu ersetzendes Organ der Annäherung. „Die Sprache ist Träger der geistig gelebten Vergangenheit eines Volkes, und wer diese Sprache als solche, als lebendige Bewegung, erlebt, wer das Spracherlebnis hat, der erlebt durch ihr Medium den ganzen Umfang der in ihr ausdrückbaren Schicksale, ohne diese primär auf sich nehmen zu müssen" (Gundolf). Diese Erfahrung hat einen wunderbar schlichten und tiefen Ausdruck gefunden in einer Äußerung des Ennius: tria corda se habere dicebat, quod loqui graece et osce et latine sciret.

Schon von hier aus läßt es sich einsehen, warum der Humanismus, um den es uns hier allein zu tun ist, das im Sinne unserer großen deutschen Meister verstandene, aus den seelischen Nöten unserer Zeit heraus erneute und weiter geführte Verhalten gegenüber dem Altertum, der Sprache der Griechen und Römer als seines Werkzeuges bedarf. Dieser Humanismus faßt sich nicht als Betätigung eines isolierten gelehrten Triebes auf, auch nicht als Spielart einer nach vielen Seiten schweifenden Liebhaberei oder Genußsucht und ebensowenig als Verlockung zur Imitation eines einmal gewesenen Vollkommenen, sondern als eine vorwärts weisende, richtunggebende geistige Haltung, als ein Fundament für den Aufbau einer stolzen und freien eigenen Welt. Der von dieser Gesinnung Erfüllte wird sich mit aller Kraft der Hingabe immer aufs neue in die großen Kunstwerke versenken, er wird aber neben ihnen, zum Teil in ihnen selbst, seinen Sinn auch auf eine andere Sphäre richten, auf das Leben des fernen Volkes, das Wort in seinem tiefsten Sinne genommen, auf seinen Bios, um es deutlich zu sagen. Er wird versuchen von den treibenden Kräften, ihrem Neben- und Gegeneinander in den Seelen der Menschen, die jene großen Werke hervorbrachten, ein Bild zu gewinnen, nicht aus Polymathie, auch nicht weil er sich etwa erkühnte, auf diesem Wege die Entstehung des Kunstwerkes zu „erklären", sondern eben um seiner humanistischen Gesinnung willen. Seine tiefste

Sehnsucht weist ihn an die Griechen als an die, die ihm in wundersamen Bildungen zu verbürgen scheinen, daß der Mensch auf dieser Erde sein Leben lebenswert machen, jede Kraft in sich rein entwickeln und zu immer vollkommeneren Gestaltungen hinaufführen könne; um diesen Glauben fester wurzeln zu lassen und stärkere Impulse aus ihm zu ziehen als es bei der Betrachtung auch der größten Schöpfungen in der Isolierung zu geschehen vermöchte, bedarf es eines Eindringens in die seelischen Welten, aus denen jene Werke aufstiegen, auf daß man ahne, wie dort äußeres Schicksal und inneres Erlebnis, wie Schauen und Träumen, Tun und Denken zusammenhingen, wie das Volk den einsam Schaffenden nährte und der Schaffende das Volk, wie die tiefste Darlegung des Philosophen, das erhabene Lied des Dichters noch geheimnisvoll verknüpft ist mit irgendeiner Metapher in der Arbeitsrede des Alltags, einer Grußformel, einem alten Segensspruch. Es gilt ferner, keineswegs nur für den Forschenden, sondern gerade auch für den Nacheifernden, die geistigen Blickmöglichkeiten einer fernen Zeit, ihr seelisches Gesichtsfeld sich zu verdeutlichen, abzuschätzen, was damals überhaupt erlebbar und ausdrückbar war; nur so läßt sich ermessen, was der einzelne aus Maßhalten nicht geben wollte, was er nicht geben konnte aus Begrenztheit der geistigen Welt, nur so kann sich schließlich zeigen, was wir mit einer Vorzeit gemein haben, was nicht. In diese Sphäre führt nur die Sprache. Wie das Denken des Menschen vom Sinnlichen zum Übersinnlichen aufsteigt, das lehrt wohl jede höher entwickelte Sprache; im Lateinischen und vor allem im Griechischen tritt es uns mit wunderbarer Deutlichkeit vor Augen, jede Beobachtung auf diesem Gebiete führt tiefer in den Zusammenhang des gesamten Lebens und die Besonderheiten gerade dieser geistigen Welt hinein als es die ausführlichste Darlegung vermöchte. Und die Fruchtbarkeit schon der einfachsten Betrachtung dieser Art widerlegt den Einwand, daß den Weg zur Seele des Volkes durch die Sprache ja doch nur der Forscher finde, daß aber der, der nicht über die Fülle der Kenntnisse verfüge, also auch gerade der

junge Mensch in den Jahren da er Latein und Griechisch lernen
könne, vor Äußerlichkeiten an das Wesentliche gar nicht heran
käme. Es darf hier zur Verdeutlichung des Gesagten an Be-
kanntestes erinnert werden, wobei denn auch wieder die alte Er-
fahrung zu machen ist, daß die für griechisches und römisches
Denken bezeichnendsten Ausdrücke vollkommen unübersetzbar
sind. Materielles Gedeihen — geistig körperliche Leistungsfähig-
keit — sittliche Tüchtigkeit auf begrenztem Bereich — sittliche
Vollkommenheit schlechthin gemessen an den höchsten Forderun-
gen des abstrakten Denkens: so ließe sich etwa vergröbernd die
Entwicklung der Bedeutungen zusammenfassen, die, wie Wi-
lamowitz oft dargelegt hat, ein zentrales griechisches Wort nach
und nach angenommen hat und zwar so daß immer auf der fol-
genden Stufe die Werte der vorhergehenden mitgelten oder we-
nigstens als Untertöne vernommen werden können, vom ho-
merischen *ἀρετῶσι δὲ λαοί* bis zur *ἀρετή* des Platon. Wem das
lebendig geworden ist, den tragen Dichterworte wie diese *τᾷ
Σοφίᾳ παρέδρους πέμπειν Ἔρωτας* (dies wiederum ganz zen-
tral und ganz unübersetzbar) *παντοίας ἀρετᾶς ξυνεργούς* tief hin-
ein in die Seele des Griechentums. Und stellt er dann daneben
die römische virtus, die, ganz anderer Herkunft, ein grundver-
schiedenes, weit engeres Stück Sein zugleich und Ideal höchst
kräftig spiegelt, so begreift er in zwei bedeutenden Symbolen
einen Teil vom Wesen der beiden Völker. Er gehe dann ein-
mal dem merkwürdigen Begriff der religio nach, bedenke, daß
es im Griechischen (und auch im Deutschen) nichts auch nur von
ferne Entsprechendes gibt, erwäge Ursprung und Geltung von
νόμος und lex, von *ἄρχων* und magistratus und vieles der Art;
er wird mit diesem bescheidenen, auch dem jungen Menschen zu-
gänglichen Bemühen etwas erreichen, was keine Beschreibung
und keine Wiedergabe zu leisten vermag. Ein anderes: bei der
Betrachtung der sprachlichen Neubildungen des Ionischen und
Attischen im 6. und 5. Jahrhundert, aber auch bei jeder anderen
Beschäftigung mit einem Stück alter griechischer Rede wird man
immer aufs neue darauf geführt, wie sehr dieses Volk, lange ehe

es die Philosophie geschaffen hatte, zu abstraktem Denken sich gedrängt fühlte, und wird die sichere Kühnheit bewundern lernen, mit der es Begriffe, die für das Denken der gesamten späteren Menschheit entscheidend geworden sind, aus der Tiefe der eigenen Sprache emporhob.

Führt so schon die Betrachtung einzelner Wörter an grundlegende Denkformen des fremden Volkes heran, so kann sich doch das eigentliche Spracherlebnis nicht an diesen erst künstlich abstrahierten Partikeln der lebendigen Rede vollziehen, sondern nur am Satz, der Periode, der zusammenhängenden Gedankenreihe. Hier tut sich ein Kosmos auf, dessen Wirkungen in ihrem vollen Umfange zu schildern ich nicht wage; es bedarf dessen wohl auch nicht. Wer an Klang und Bau und Gehalt echter griechischer Rede, und sei sie ein Stück bescheidenster Prosa, einmal wahrhaft seinen Sinn hingegeben hat, dem ist eine der seltensten Offenbarungen des eingeborenen Adels der Menschenseele zuteil geworden. Hellhörig ist er von nun an für Würde der Sprache wo immer sie ihm entgegentritt, in ihm bleibt eine nimmer ruhende Sehnsucht auch das eigene Wort klar und rein zu gestalten, ein heilsamer Ekel wird ihn schütteln vor dem was heute die Spalten der Zeitungen füllt, was sich marklos und unkeusch breit macht überall wo Menschen reden und schreiben bis hinauf in den Bereich dessen, was Kunst zu sein vorgibt. In der Sprache des griechischen Redners und des Historikers, des Arztes und des Philosophen, im Dialoge der Komödie und in den Urkunden stellt sich wie in der Porträtstatue eines athenischen Mannes die kräftige Freiheit einer wunderbar begabten, ungebrochenen Natur dar, zu Maß und Haltung gebändigt durch die Euschemosyne einer formenstrengen Gesellschaft. Diesen Reichtum der Bewegung und diese Harmonie kann nie eine Übersetzung ahnen lassen. Die Fülle und Urbanität in der Rede eines Caesar, Cicero oder Horatius vermag wohl auch nur der ganz zu würdigen, der aus der Schule der Griechen kommt. Er wird dann auch ermessen, welch ein Verlust an Welt es wäre, wenn wir nicht neben dem Hellenischen noch jene einzigartige

Virilität vernehmen könnten, die uns aus irgendeinem altlateinischen Spruche so gut wie aus dem Verzeichnis der Taten des Augustus oder den Annalen des Tacitus entgegenklingt, jene zweckbewußte Energie, die wohl auch in drei Worte das schwerwiegendste zusammenzudrängen weiß, gemäß dem rem tene, verba sequentur. Nietzsche kritisiert einmal einen liederlichen und papiernen deutschen Satz, indem er ausruft: „Ich beschwöre Sie, das ins Lateinische zu übersetzen, um zu erkennen, welchen schamlosen Mißbrauch Sie mit der Sprache treiben.“ Wer jemals ernsthaft nachgedacht hat[1]) über diejenige Schulung des Sprachgefühls, die niemals die Muttersprache allein bieten kann, weil wir ihr viel zu nahe stehen, der wird immer aufs neue gerade uns Deutschen wünschen, das Lateinische, freilich nicht das unserer Übersetzungsbücher, sondern das echte Römeridiom, möge nie aufhören uns in seine strenge Zucht zu nehmen.

Zusammenfassend läßt sich also sagen: der Humanismus sieht in den Sprachen der Griechen und Römer einmal das Medium, durch das das Gesamterlebnis der beiden Völker zu ihm spricht, er sieht in ihnen zweitens (und diese Orientierung ist ihm eigentümlich im Gegensatz zu einer rein wissenschaftlichen Einstellung) große Muster sprachlicher Gestaltungskraft, nicht im Sinne stofflicher Vorbilder, sondern als Potenz. Gerade diese potentielle Wirkung meint offenbar Goethes Distichon, bei dem an die Behauptung eines genetischen Zusammenhanges nicht gedacht werden kann:

Tote Sprachen nennt ihr die Sprachen des Flaccus und Pindar —
und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt!

Wir sind bisher im wesentlichen der Frage aus dem Wege gegangen, ob denn nicht die großen Werke der griechischen und römischen Literatur oder einige von ihnen, wenn auch vieles ein-

1) Der Wunderapostel der neuen „Jugendkultur“ schlägt vor „einmal zehn möglichst verschiedene Sprachen je vierzehn Tage lang treiben, könnte vielleicht tiefere Erkenntnis vermitteln, stärkere Anregungen geben, als die 6—9 jährige Einpaukerei jener beiden, unserer Sprache verwandten“.

zelne nicht geradezu wiederzugeben sei, doch im ganzen eine Umsetzung in unsere Sprache erfahren könnten, die auch dem, der auf das Spracherlebnis und alles was aus ihm fließt verzichten muß, einen reinen und starken Eindruck von den bedeutendsten Dichtungen und Prosaschriften vermittelte, so daß er durch sie und die Werke der bildenden Kunst in lebendigem Zusammenhange mit dem schöpferischen Geiste des Altertums bliebe. Hier ist zunächst an eine bekannte Tatsache zu erinnern. Wir besitzen keine Übersetzung eines antiken Werkes von dem Rang und der Wirkung des Schlegelschen Shakespeare oder des Tieckschen Don Quixote, keine die dem Original so nahe käme wie nicht wenige andere Übertragungen aus modernen Literaturen. Nun ist ja leicht zu sehen, daß hier grundverschiedene Bedingungen walten, denn in den neueren Sprachen „lebt derselbe Geist der modernen Kultur; die Weise des Denkens, Empfindens und Aussprechens ist in ihnen nicht viel stärker verschieden als zwischen Dichtern desselben Volkes" (Wilamowitz). Daraus folgt jedoch nur, daß eine Übersetzung aus einer antiken Sprache unendlich viel schwieriger ist, daß sie vielleicht ganz andere Wege gehen muß als eine Nachdichtung neuerer Poesie, nicht aber, daß man nicht auch hier zu einer adäquaten Wiedergabe gelangen könne. Auch das dürfte nicht entscheidend sein, daß gemäß der Art und Verbreitung der griechischen Sprachstudien in Deutschland Übersetzungen gerade der wichtigsten Werke oft nur von Philologen unternommen wurden. Allerdings ist zum Übersetzer immer nur der Dichter geschaffen (oder der, der an einer dichterischen Bewegung als an einem eigenen ursprünglichen Erlebnis Teil hat wie Schlegel an Goethe und der Romantik); die wissenschaftliche Erkenntnis, deren er freilich bedarf, ist für ihn sekundär, sein eigentliches Instrument ist die nachgestaltende Sprachkraft. Aber es wäre doch wohl denkbar daß, wie Stefan George Dantes schwere Sprache, so sich ein Dichter, unterstützt von den Hilfsmitteln der Philologie, auch ein Stück Griechisch eroberte, groß genug für seine Aufgabe. Vieles in Rudolf Alexander Schroeders Odyssee ist stark und schön, einheitlich durchflutet sie ein

wundervoller Rhythmus; wenn dennoch der Hörer oft in ganz andere Bereiche des Menschentums und der Dichtung abgedrängt wird (so durch die Wiedergabe bestimmter Epitheta in die Sphäre der mittelalterlichen ritterlichen Epik), wenn im ganzen auch hier die Sonne Homers nur dem leuchtet, der hinter den deutschen Versen das Griechische mithört, so liegt das gewiß nicht daran, daß der Nachdichter der Sprache seines Originals nicht genügend mächtig gewesen wäre. Wollte man von der Überwindung dieser sozusagen technischen Schwierigkeit das Gelingen der hier geforderten Leistung abhängig machen, so wäre damit das eigentümliche Problem der Unübersetzbarkeit antiker Dichtungen noch gar nicht bezeichnet. Es hilft nichts die Augen zu verschließen vor der ehernen Fessel die uns hier bindet. Ein moderner Mensch, und sei er der formengewaltigste Meister seiner Sprache, zugleich der vertrauteste Kenner des Griechischen — er käme doch nie und nimmer dem Ziele nahe, den Homer, ein attisches Drama, ein Stück Platon so nachzuschaffen, daß die Übertragung ihr eigenes freies Leben hätte und zugleich das Verständnis widerspiegelte, das nicht einmal ein idealer Leser, sondern auch nur wir kurzsichtigen Nachgeborenen aus dem Original gewinnen. Denn das Leben, das in den antiken Sprachen seinen Ausdruck gefunden hat, ist in entscheidenden Momenten, ja gerade in seinen elementaren Bedingungen dem gesamten Bereich des modernen Menschen unwiederbringlich entrückt. (Das gilt ganz stark auch vom römischen Wesen, so daß denn charakteristisch Lateinisches womöglich noch unübersetzbarer bleibt als Griechisches.) Komplizierend hinzu tritt das besondere Verhältnis von Tradition und Neugestaltung innerhalb der Literatur, wo uraltes, nicht selten bereits undurchsichtig gewordenes Sprachgut in langer Kunstübung immer noch mitgeführt oder von neuem aufgenommen wird, oft mehr um seines ehrwürdig feierlichen Schimmers willen denn als Ausdruck eines spontanen Erlebens. Im ganzen können wir, wenn wir der fremden Rede unermüdlich nachgehen, allmählich ein Gefühl für ihr besonderes Meinen in uns ausbilden, können die Er-

lebnisse, die dahinter liegen, durch Analogieschlüsse ausfinden oder, auf einer höheren Stufe, intuitiv erfassen; eine neue Form dafür gewinnen, sie nochmals aussprechen können wir nicht. Denn die Einfühlungsfähigkeit des Menschen umfaßt einen viel weiteren Bezirk als sein Vermögen sprachlicher Reproduktion: jene erreicht es, in einer Erhöhung der wundersamen Kraft, die überhaupt erst einen geistigen Verkehr von Mensch zu Mensch möglich macht, sich auch einem ganz fremden Sein zu nähern, dieses ist unentrinnbar eingeschlossen in den Kreis von Erlebnissen, die dem eigenen Volk zuteil geworden sind, deren Ausdruck es in seiner und seiner Dichter Sprachgestaltung gegeben hat. Es sei gestattet das an einem Beispiel zu verdeutlichen, das ich absichtlich einem räumlich und gedanklich engen Zusammenhang entnehme: Aischylos Agamemnon 217 . . . *ἐπιθυμεῖν θέμις*, Wilamowitz: „wär es denn Sünde, zu folgen?“ — 223 *πρωτοπήμων* „Zum Bösen ist's der erste Schritt“ und am bezeichnendsten 182 *δαιμόνων δέ που χάρις βιαίως σέλμα σεμνὸν ἡμένων.* „Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam, doch Gott ist gütig.“ — „Die Sünde“, „das Böse“, der Spruch wie aus dem Munde des Psalmisten: all das trägt den Leser weit weg von Aischylos und von Athen. Und wenn es heißt: „Von Sorgen und von Sinnen und Zweifeln löst das Herze mir Zeus allein“, so klingt vernehmlich die Demut des Kirchenliedes da an, wo das Original in bedeutsamer Aktivität gehalten ist. Solche griechenfernen Stellen begegnen allerwärts innerhalb des großgedachten, zur Höhe strebenden Wilamowitzschen Versuches die griechische Tragödie in weitem Umfange unserer Literatur zu gewinnen. Es reicht nicht aus in diesen Gegentönen immer nur den Ausdruck bestimmter, zum Teil unbewußter seelischer Bindungen des Nachdichters zu sehen; dem steht entgegen, daß in seinen philologischen Erklärungen und in den herrlichen Einleitungen zu den Übersetzungen ein viel reineres Verhältnis zu der Welt der Originale, auch gerade zur Religiosität des Aischylos, sich zeigt. Mag immerhin ein einzelner heute, verborgenen Stimmen seines Blutes folgend, Tönen protestantischer

Frömmigkeit leichter verfallen; auf uns alle wirkt — und darauf kommt es in diesem Zusammenhange an — der Zwang, in der Gestaltung erhabener religiöser Rede irgendwie auf das Stärkste zurückzugreifen das uns die eigene Sprache in dieser Sphäre darbietet, also auf Luthers Deutsch des Alten und des Neuen Testaments und auf all das was von dort her, vielfach gebrochen, kommt; damit gerät ein von unserem Volke rezipiertes Stück jüdischer oder christlicher Welt in unsere Neugestaltungen hinein, ist eine Verfälschung des Hellenischen notwendig gegeben. (Das merkwürdigste Beispiel für die Gewalt des großen Musters religiöser Rede ist vielleicht Nietzsches Zarathustra.) So wie hier ist es auf allen seelischen Gebieten, immer sind wir in der sprachlichen Formung von modernen, von deutschen Erlebnissen, Vorstellungen, literarischen Gestaltungen abhängig und in deren Grenzen gebannt. So müssen wir gerade an den entscheidenden Stellen Duft und Farbe des Originals opfern; die Atmosphäre die es umgibt können wir in unsere Nachbildung nicht mit aufnehmen. Was übrig bleibt, sind Abstraktionen aus dem fremden Leben, nicht dieses Leben selbst.

Aber auch abgesehen von dieser sprachlichen Gebundenheit ist jede Übersetzung in einem noch viel tieferen Sinne durch die geistige Lage des Nachschaffenden bedingt und kann nur für ihn und seinen nächsten Kreis Geltung haben. Die Aneignung eines Werkes der Vergangenheit geht niemals als ein einfaches und vollständiges Abbilden vor sich, gleich als könnte man an den Gegenstand ganz nah herantreten und ihn von allen Seiten abtasten um zu erkennen wie er eigentlich beschaffen sei. Immer liegt zwischen ihm und uns die umfärbende Luft weiter Räume, ist er uns gegeben nur in den optischen Bedingtheiten unseres inneren Sehvermögens. Unser Aufnehmen ist zugleich ein Neugestalten, Werten, Auswählen. Jede Generation entdeckt neue Züge, läßt andere weg, hält ganz Bestimmtes für wesentlich, jede setzt sich zugleich irgendwie mit dem Bilde ihrer Vorgänger auseinander. Es ist nicht ein Weiterdichten schlechthin wie am Mythos, immer hat das ja wirklich vorhandene ferne Gebilde an

seinem Abbild teil, in eigentümlicher Wechselbeziehung zu den besonderen Lebenskräften der Nachgeborenen, denen es seine Umgestaltung dankt und auf die es doch wiederum, ihren Bereich erweiternd, als eine schöpferische Macht von außen her einwirkt. Diese Bedingtheit jedes geschichtlichen Erfassens hat in einem begrenzten Zusammenhange Jakob Burckhardt angedeutet: „Die Quellen aber, zumal solche, die von großen Männern herrühren, sind unerschöpflich, so daß jeder die tausendmal ausgebeuteten Bücher wieder lesen muß, weil sie jedem Leser und jedem Jahrhundert ein besonderes Antlitz weisen und auch jeder Altersstufe des einzelnen. Es kann sein, daß im Thukydides z. B. eine Tatsache ersten Ranges liegt, die erst in hundert Jahren jemand bemerken wird. — Vollends ändert sich das Bild, welches vergangene Kunst und Poesie erwecken, unaufhörlich. Sophokles könnte auf die welche jetzt geboren werden schon wesentlich anders wirken als auf uns.“ Da gilt es mutig zu resignieren; die Hoffnung man könnte etwa von einer attischen Dichtung des 5. Jahrhunderts eine Übersetzung geben, die uns heute mindestens so verständlich sei wie den Athenern das Original war, ist ein Trugbild. Jederzeit unterliegt das Nachgestalten fremder Kunstwerke in sehr wesentlichen Stücken den gleichen Gesetzen der Stilisierung wie die freie Produktion der Epoche: Tischbeins Zeichnungen nach griechischen Vasenbildern, bei denen er sicherlich größte Treue erstrebte, muten uns heute an als ein Ausdruck der zeichnerischen Gesinnung der Empirezeit. Wie im gleichen Sinne selbst Schlegels Shakespeareübersetzung deutliche Spuren „eines vom Shakespearischen verschiedenen Lebenswillens“ trägt, wie sie, unter dem Zwange eines bestimmten Schönheitsideals, abrundet, glättet, verhüllt, das hat Gundolf wundervoll dargestellt. Unsere Gegenwart hat es in der Selbstentäußerung zugunsten dessen, was man geschichtliches Verständnis zu nennen sich gewöhnt hat, weiter gebracht als irgendeine Zeit vor ihr, tausendfach gebrochen ist ihr stilistisches Wollen; dennoch wird man einmal auch in den liebevollsten Nachzeichnungen unserer Vasenpublikationen, wird man

noch weit mehr in jedem unserer Übersetzungsversuche das geheime Siegel ihrer Entstehungszeit zu finden wissen. Setzen wir eine Wiedergabe an die Stelle des Originals, so geben wir eine Deutung statt des zu Deutenden, einen Teil statt einer Totalität, und unterbinden so den Blutstrom schöpferischer Kräfte, der nur aus dem frei gestalteten Stück Leben, dem Kunstwerke selber, in die Adern aller kommenden Geschlechter rinnt. Das wäre tödlich, nicht für das wissenschaftliche Erkennen nur, sondern gerade für das Erlebnis des Humanismus, dessen Wesen Aktivität ist, immer erneutes Ringen mit dem lebendigen Leibe des fernen großen Seins.

Verstümmelung ist jede Übersetzung; die eines alten griechischen Gedichtes muß es in einem so zentralen Punkte sein, wie das gegenüber keinem späteren Stücke europäischer Literatur der Fall ist. Man hat, gerade auch im Hinblick auf die Wiedergabe griechischer Poesie, gesagt, jede rechte Übersetzung sei Travestie, wo das Kleid neu werde, der Inhalt bleibe; sie sei Metempsychose: es bleibe die Seele, aber sie wechsele den Leib. Hier müssen wir an ein Besonderstes der Griechenkunst rühren, nur von ferne andeutend, was einer Klärung durch eindringendes Betrachten gar sehr bedarf. Alle nachhellenische abendländische Poesie (ja weithin die der Griechen selbst, zum Teil schon früh) hat gerade den Gattungen, die ihr die vornehmsten waren, Formen gegeben, die, auf welchen Wegen auch immer, irgendwie von altgriechischen Herkommen, sie weiterführen und umbilden. Die hellenischen Bildner aber schufen das Epos und das Drama, die Elegie, die hohe Lyrik und den philosophischen Dialog als eine Einheit von Form und Gehalt; und wie dem Baume Mark und Rinde zugleich wächst, so stieg hier ein untrennbares Ganzes sich wechselseitig bedingender Kräfte ans Licht bis dahin wo ein jedes „seine eigene Natur erlangt hatte“. Gewiß entsteht zu allen Zeiten jedem wahren Dichter die Form immer aufs neue: er schmilzt sie um im Feuer des eigenen Lebensprozesses. Aber für Dante stand doch das Epos, für Shakespeare das Drama bereits da als ein Festes, das in sehr wesentlichen Stücken die

Spuren einer fernen Entstehung trug (man denke etwa, um nur eines zu nennen, an die Gleichnisse im Epos, den Monolog im Drama). In der klassischen Zeit der griechischen Poesie stand jeder Dichter, auch der eigenwilligste oder entfernteste, auch Euripides oder Menander noch, den gesamten seelischen Bedingungen, aus denen mit seiner Kunstgattung auch ihre Form erwachsen war, unendlich viel näher; weit mehr als irgendeinem nachantiken Menschen mußte ihm die Form als etwas Notwendiges, mit nichts anderem zu Vertauschendes erscheinen. Bei Archilochos und Aischylos, bei Sappho und Aristophanes, bei allen den Hellenen, die *γόνιμοι ποιηταί* sind, von Hülle und Inhalt sprechen ist unzulänglich, so unzulänglich wie von Leib und Seele vor dem echten griechischen Eros. Glaubt man, eine attische Tragödie sei in einer solchen Stufenfolge entstanden wie die Aeneis oder Schillers Demetrius? So wie nie wieder auf Erden schafft hier die mit allen Organen bildende ungeteilte Seele des Künstlers ein ungeteiltes Lebendiges: Handlung und Aufbau und religiöse Stimmung und Versmaß und Tanz und Musik, alles ist eine Geburt. Diese Kunst „hat weder Kern noch Schale, alles ist sie mit einem Male". Der Kunstwille der Zeitgenossen richtete sich müheIos und naturhaft auf diese Einheit; das was uns als „Formales" erscheint, war ihnen eine Funktion und ein Ausdruck der gesamten Lebenskraft, also auch des „Seelischen", darum so wichtig; Aristophanes' Frösche zeugen vernehmlich davon. Eine bestimmte sprachliche Stilisierung des Ganzen wie seiner einzelnen Teile war für die Konzeption primär gegeben. Wie den verschiedenen Gattungen der Literatur so fielen auch in einem einzelnen Drama den lyrischen und den Dialogpartien nicht nur eigentümliche seelische Sphären, sondern auch gesonderte Sprachgestaltung zu (bis in die Dialektform und die Prosodie hinein), wobei nicht eines das andere bedingte, sondern beides miteinander ging. Nie wieder war die Form so streng, weil sie nie wieder so wenig Hülle war; so ist eine Übersetzung, wenn sie denn „Metempsychose" sein muß, nirgends so ohnmächtig wie angesichts solcher Schöpfungen. Die Abstraktion

einer analysierenden, nur noch unter dem Bilde von Gegensatzpaaren sich anschauenden Menschheit tragen wir in eine unerhört einige Welt hinein, wenn wir auch dort Leib und Seele finden; erlösen von dem Fluche — für die Kunst ist es ein Fluch — dieses Dualismus können uns nur eben die größten griechischen Werke, wofern wir der Totalität zustreben in der sie einst gegeben waren. Sie erreichen können wir niemals, immer fehlt ein Wesentliches an Bewegung, Klang, Zusammenfassen. Zerreißen wir auch das noch, was uns geblieben ist, so rauben wir den Resten gerade den einen Wert, den die Götter bisher nur den Hellenen gegönnt haben. Das aber ist das Verhängnis aller Übersetzungen; der Sehnsucht, die wir Humanismus nennen, können sie nimmermehr Genüge tun.

Ich habe versucht einiges anzudeuten, was Sprache und Werk der Griechen und Römer dem zu leisten vermögen, der aus einer tiefen Not sich ihnen zukehrt. Nur des Ringenden gedachten wir bisher, der jene großen Geister nicht läßt, sie segneten ihn denn mit der ganzen Fülle ihrer unsterblichen Lebenskraft. Aber nicht ihm allein stehen die Tempel der Alten offen. Auch wer nur die Vorhallen betreten darf fühlt sich erhoben und beglückt. Auch die Aufnahme der Stoffe antiker Literatur und eines Teiles ihres Gehaltes vermag Starkes zu wirken. Das bedarf keiner Einzelausführung. Stets wird eine ehrlich unternommene Übersetzung auch für das Bild des Originals wertvoll sein als ein Versuch dessen Geheimnisse nachgestaltend, also in stärkster Anspannung aller Kräfte, aufs neue zu deuten. Das Leben aber unseres deutschen Humanismus hängt daran, daß abseits der Gelehrtenzunft immer noch Menschen unter uns leben, die den Weg zu den Originalen zu finden wissen. Ihnen den offen zu halten, soll eine Art unseres Jugendunterrichtes als Pflicht ansehen. Erst diese Menschen werden auch von Übersetzungen den rechten Gebrauch machen können, als von Interpreten dessen was sie zugleich in der Ursprache lesen, als Brücken zu Entfernterem, denn derjenige, der eine Sprache wirklich kennt, vermag

auch der Wiedergabe eines ihm unbekannten Originals etwas von dem echten Ton zu entnehmen. Daß es möglich ist, einen Teil unserer Jugend in ernster Arbeit einer ersten leidenschaftlichen Begegnung mit den großen Schöpfungen der Griechen und Römer entgegen zu führen, wissen andere und weiß ich. Auch daß hier in vielem eine Erneuerung von Grund auf not tut. Das Urteil über die Mittel, die da anzuwenden sind, steht Erfahreneren zu; man gebe nur den rechten Kämpfern auf diesem Felde Raum sich zu regen. Ihre tiefste Kraft kann auch diese Jugendbildung nur aus dem Grunderlebnis des Humanismus ziehen, der ehrfürchtigen Versenkung in die Sprachen und in die Werke des in Wahrheit klassischen Altertums, nicht zu leerem Staunen und nicht zu müßigem Genuß, sondern zu neuem Gestalten des Lebens und der Kunst. Eine gewaltige Sehnsucht wollen wir wecken nach Menschenwürde, nach Einheit im Sein und Handeln, im Singen und Formen, flammenden Haß entzünden gegen die Barbarei, die uns umgibt, die alles Heilige zu schänden droht. „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus den sie erregt", sagt ein vielberufenes Goethewort. Den nächsten Spruch pflegt man fortzulassen, der doch dazu gehört, „Eigentümlichkeit ruft Eigentümlichkeit hervor". Auf diese fortzeugende Wirkung kommt es uns an. Das Eigentümlichste, die Kraft der in keine Nachbildung zu bannenden Urschöpfungen brauchen wir, damit uns das einst Geschaffene zu neuem Schaffen führe. Wir wollen nicht, daß der Geist bei uns zugrunde gehe. In leidenschaftlichem Vorwärtsstreben blicken wir auf die großen Gestalten Griechenlands und Roms. Je stärker wir selber kämpfen, um so größer ist unser Anspruch auf die Hilfe jener Ahnengeister. „Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten."

Register.



